

Aus der
Emil-von-Behring-Bibliothek für Geschichte und Ethik der Medizin
Direktor : Prof. Dr. G. Aumüller

**Das hessische Medizinalwesen unter den Landgrafen
Wilhelm IV. und Moritz dem Gelehrten.
Rolle und Wirken der fürstlichen Leibärzte**

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der gesamten Medizin
dem Fachbereich Medizin der Philipps-Universität Marburg vorgelegt von

Sabine Salloch

aus Werther

Marburg 2006

Angenommen vom Fachbereich Medizin der
Philipps-Universität am 21.09.2006

Gedruckt mit Genehmigung des Fachbereichs

Dekan: Prof. Dr. B. Maisch

Referent: Prof. Dr. G. Aumüller

Korreferent: Prof. Dr. Dr. U. Mueller

2. Korreferent: Prof. Dr. V. Roelcke

Inhalt

I.	Einleitung	1
II.	Die Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz von Hessen-Kassel	
	1. Landgrafen als Patienten	7
	2. Biographien	14
	3. Wilhelm IV.	22
	4. Moritz der Gelehrte	31
III.	Die Leibärzte der hessischen Landgrafen	
	1. Allgemeines	40
	2. Johannes Rhenanus	53
	3. Jacob Mosanus	60
	4. Johann und Hermann Wolff	65
	5. Wundärzte und Scharfrichter	75
IV.	Die Medizinalordnung von 1616	82
V.	Die landgräflichen Leibärzte und die Universität Marburg	101
VI.	Zusammenfassung	120
	Literaturverzeichnis	121
	Personenverzeichnis	130
	Bildnachweis	136
	Quellenanhang	138
	Akademische Lehrer	152
	Danksagung	153

I. Einleitung

Sowohl von Sozialhistorikern als auch von Seiten der Medizingeschichte ist die besondere Rolle der Leibärzte an Fürstenhöfen der frühen europäischen Neuzeit bisher häufig vernachlässigt worden. Dies läßt sich nicht zuletzt daraus erklären, daß es sich in beiden Fällen um ein Randgebiet des jeweiligen Fachs handelt: Während man in den Untersuchungen der Sozialstruktur von Hofgesellschaften wohl häufig davor zurückschreckte, sich mit den Unannehmlichkeiten auseinanderzusetzen, die sich aus den oft unhygienischen Lebensverhältnissen ergaben, mag das mangelnde Interesse der Medizinhistoriker an den Leibärzten wohl aus der Tatsache herrühren, daß die Aufgaben eines frühneuzeitlichen Hofmedicus in aller Regel nicht auf die unmittelbar ärztlichen Tätigkeiten beschränkt blieben. Ganz dem Ideal der Renaissance verpflichtet, handelte es sich hier häufig um den Typus des Universalisten, der sich neben der Medizin auch anderen Wissenschaften und Künsten widmete und nicht selten politischen Einfluß gewann.¹ So konnte es geschehen, daß die ärztliche Praxis in den Hintergrund trat und der Leibarzt seine größte Bedeutung auf dem Feld der Wissenschaft erlangte. Als kennzeichnend für den hohen wissenschaftlichen Rang, den die Hofmedici häufig besaßen, kann angeführt werden, daß zwei der hervorragendsten Mediziner der Zeit dieses Amt innehatten: Andreas Vesalius (1514-1564), der Begründer der neuzeitlichen Anatomie, war Leibarzt Kaiser Karls V. und William Harvey (1578-1657), der 1628 erstmals den großen Blutkreislauf beschrieb, stand in den Diensten des englischen Königs Charles I.

Gegenstand der vorliegenden Arbeit sind die Leibärzte der hessischen Landgrafen Wilhelm VI. und seines Sohnes Moritz, diejenigen Mediziner also, die in einem Zeitraum, der im Wesentlichen die Jahre 1567 (Beginn der Regierungszeit Wilhelms) bis 1632 (Tod Moritz') umfaßte, in den Diensten der Fürsten standen und für deren Wohl Verantwortung trugen.

Im Laufe der Beschäftigung mit dem Thema wurde deutlich, daß es nicht ratsam sein würde, sich auf diesen engen Personenkreis zu beschränken, sondern daß es nötig ist, eine Reihe von weiteren zeitgeschichtlichen Aspekten hinzuzunehmen, um ein möglichst umfassendes Bild der Leibärzte und ihrer Lebensumstände entwerfen zu können.

So kann beispielsweise nicht abgesehen werden von der Person des jeweiligen Fürsten, den politischen Umständen seiner Regierungszeit und der wirtschaftlichen Situation des Landes.

¹ Vgl. u.a. Rolf Winau, Der Hof des Großen Kurfürsten und die Wissenschaften, in: August Buck / Georg Kauffmann / Blake Lee Spahr / Conrad Wiedemann (Hg.), Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert III (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung Band 10), Hamburg 1981, S. 647-658.

In Bezug auf die einzelnen Leibärzte ist deren individuelle Biographie zu berücksichtigen, die zu einem jeweils eigenständigen Profil führte, an die aber in der Funktion des Leibarztes jeweils ähnliche Ansprüche gestellt wurden. Zusätzlich interessant an der Regierungszeit der Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz ist, daß wir uns hier in einer medizintheoretischen Umbruchzeit befinden und daß sich das daraus resultierende Spannungsverhältnis auch am Hof widerspiegelte: Während Wilhelm IV. sich weitestgehend den antiken Autoritäten der Medizin verpflichtet wußte, trat unter seinem Sohn Moritz im Gesamtkontext des Paracelsismus die chemische Herstellung von Arzneimitteln und das Interesse an der Alchemie in den Vordergrund.

Literatur, die sich explizit mit der Personengruppe der hessischen Leibärzte und ihren vielfältigen ärztlichen und außerärztlichen Aufgaben beschäftigt, liegt bisher nicht vor. Viele der als Leibärzte tätigen Mediziner werden in anderen Zusammenhängen erwähnt, ihre spezifische Rolle am Hof wird jedoch selten thematisiert. Dies mag daran liegen, daß die wenigsten Hofmedici sich auf die reine Krankenversorgung beschränkten, sondern häufig auch auf anderen Gebieten tätig wurden.² Wir haben es demnach mit einer auf den ersten Blick sehr heterogenen Gruppe von Ärzten, Wissenschaftlern, Universitätsprofessoren, sogar einem Bauverwalter und einem Dichter zu tun, die das gemeinsame Wirken am hessischen Fürstenhof verband. Zu zeigen, daß dem Leibarzt dennoch eine spezifische soziale Rolle zukam, soll Anliegen dieser Arbeit sein.

Es liegen Publikationen über einzelne Leibärzte der hessischen Landgrafen vor; sie werden hier zumeist unter anderen Aspekten betrachtet: Während sich eine Dissertation über Georg Marius vorwiegend auf dessen Biographie und Schriften konzentriert,³ begegnet uns Johannes Hartmann in wissenschaftlichen Publikationen vor allem als Wissenschaftler und erster Universitätsprofessor für Chemie.⁴ Eine Arbeit über Johannes Rhenanus stellt ihn uns sogar

² Gleiches kann über die britischen Leibärzte am Hof der Tudors und Stuarts gesagt werden. Vgl. Elizabeth Lane Furdell, *The Royal Doctors 1485 – 1714. Medical Personnel at the Tudor and Stuart Courts*, New York 2001, S. 11.

³ Rolf Heyers, *Dr. Georg Marius genannt Mayer von Würzburg (1533 – 1606)*, Diss. Würzburg 1957.

⁴ Vgl. Rudolf Schmitz, *Die Naturwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg 1527-1977*, Marburg 1978, S. 193 ff., Wilhelm Ganzenmüller, *Das chemische Laboratorium der Universität Marburg im Jahre 1615*, in: *Medizinhistorisches Journal*, Band 2, 1967, S. 68 – 77, sowie Bruce T. Moran, *Court Authority and Chemical Medicine: Moritz of Hessen, Johannes Hartmann and the Origin of Academic Chemiatria*, in: *Bulletin of the History of Medicine*, Volume 63 Number 2, 1989, S. 225 – 246.

jenseits aller medizinischen Ambitionen, nämlich als Verfasser eines dramatischen Werkes vor, das am Kasseler Hof zur Aufführung kam.⁵

In Bezug auf die hessischen Leibärzte sei weiterhin auf die Publikationen Morans verwiesen,⁶ die sich insbesondere dem Themenkomplex der Alchemie unter Landgraf Moritz und seiner Rolle als Mäzen, aber auch als Akteur im Laboratorium zuwenden und darüberhinaus die Person Johannes Hartmanns, als einem der wichtigsten frühen Vertreter der Chymie, in den Mittelpunkt stellen.⁷ Die Leibärzte Hermann Wolff, Jacob Mosanus und Johannes Rhenanus werden hier vor allem unter dem Aspekt ihrer Teilhabe an den alchemistischen Aktivitäten am Kasseler Hof behandelt.⁸ Neben ihren ärztlichen Aufgaben hatten sie den Interessen des Landgrafen insofern zu dienen, als die Zubereitung und Prüfung chemikalisch erzeugter Arzneimittel in ihren Zuständigkeitsbereich fiel.

Auch in Bezug auf andere deutsche Fürstentümer und das Ausland sind Publikationen zu den medizinischen Fürstendienern rar. Hervorgehoben sei ein Beitrag Alexander von Hoffmeisters über das Medizinalwesen im Kurfürstentum Bayern, der sich insbesondere mit der Beteiligung von Leibärzten an Fragen der Medizinalgesetzgebung auseinandersetzt.⁹ Hier konnte gezeigt werden, daß die Leib- und Hofärzte, institutionalisiert in einem gemeinsamen Medizinalkollegium, einen überraschend großen Einfluß auf Belange des öffentlichen Medizinalwesens ausübten.

Als einzige umfassende Auseinandersetzung mit dem medizinischen Personal an einem europäischen Königshof ist Elizabeth Lane Furdells Darstellung der „Royal Doctors“ am englischen Königshof im 15. bis 18. Jahrhundert zu nennen.¹⁰

Bezogen auf den gesamteuropäischen Raum ist eine Sammlung von Aufsätzen erschienen, die sich mit verschiedenen Aspekten der Medizin am Fürstenhof des 16. bis 19. Jahrhunderts

⁵ Philipp Losch, Johannes Rhenanus, ein Casseler Poet des siebzehnten Jahrhunderts. Diss. Marburg 1895. Aber auch Rhenanus' Verdienste als Wissenschaftler wurden gewürdigt, vgl. Bruce T. Moran, *The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632)*, Stuttgart 1991, S. 75-79.

⁶ Hier sind vor allem zu nennen Bruce T. Moran¹ (wie Anm. 5), ders.² (wie Anm. 4), sowie ders.³, *Practitioning and the Direction of Medical Roles at the German Court: Maurice of Hesse-Kassel and his physicians*, in Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500 – 1837*, London / New York 1990, S. 95-116.

⁷ Unter Chymie ist eine medizinische Strömung zu verstehen, die ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der Chemie, insbesondere der chemischen Herstellung von Arzneimitteln, Eingang in den medizinischen Bereich verschaffte. Die seit Paracelsus immer intensiver betriebene Beobachtung der Natur, die auch in den alchemistischen Vorstellungen von der Umwandelbarkeit der Elemente zum Ausdruck kam, führte im Bereich der Chymie zu einer Analyse der Naturstoffe in Bezug auf ihre pharmakologisch-therapeutischen Wirkungen.

⁸ Vgl. Moran¹ (wie Anm. 5), S. 68-85.

⁹ Alexander von Hoffmeister, *Das Medizinalwesen im Kurfürstentum Bayern. Wirken und Einfluß der Leib- und Hofärzte auf Gesetzgebung und Organisation*, München 1975 (Neue Münchner Beiträge zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, Medizinhistorische Reihe Band 6).

¹⁰ Furdell (wie Anm. 2).

auseinandersetzen.¹¹ Es wird hier auf die bisher nur spärlichen Untersuchungen der medizinischen Hofkultur¹² mit dem Versuch reagiert, im Rahmen von Einzelstudien den Leibarzt in seiner Einbettung in den höfischen Kontext zu zeigen.

Eines der wichtigsten Anliegen der vorliegenden Arbeit soll es sein, die Leibärzte im Kontext ihrer Zeit und Lebensumstände zu verstehen. Es müssen daher auch die politische Entwicklung im Land Hessen, sowie die Person des jeweiligen Herrscher miteinbezogen werden, sofern sie Einfluß auf Auswahl und Rolle der Hofmedici oder die Gestaltung des Medizinalwesens hatten. Hessische Landesgeschichten¹³ bieten hierbei einen ersten Überblick über die nicht ganz unkomplizierten politischen Verhältnisse nach dem Tode Philipps des Großmütigen, und Einzeldarstellungen zu den beiden Landgrafen liefern Informationen zu deren Biographie, politischem, militärischem und kulturellem Wirken sowie zu ihrer Familie und dem Hofstaat.¹⁴

Weitere wichtige Hinweise sind zwei pharmaziehistorischen Dissertationen über das hessische Medizinalwesen zu entnehmen. Bei Irmgard Dübber werden verschiedene Vertreter der Leibärzte vor allem in Zusammenhang mit ihrer alchemistischen Tätigkeit erwähnt und die Ausgestaltung der Medizinalordnung von 1616 unter pharmaziehistorischen Aspekten untersucht. Eine ähnliche Arbeit liegt auch zum Medizinalwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt vor.¹⁵

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in vier Abschnitte. Im ersten Teil sollen die hessischen Landgrafen im Vordergrund stehen. Nach einem kurzen Rückblick auf die vorangegangenen Generationen, in denen bereits eine Reihe von Gebrechen aufgetreten waren, werden die Biographien Wilhelms IV. und seines Sohnes Moritz unter drei Aspekten betrachtet:

¹¹ Nutton (wie Anm. 6). Eine ähnliche Aufsatzsammlung liegt bereits für die Personengruppe der Stadtärzte vor: Andrew W. Russell (Hg.), *The Town and State Physician in Europe from the Middle Ages to the Enlightenment* (Wolfenbütteler Forschungen Band 17), Wolfenbüttel 1981.

¹² Selbst in Standardwerken zu diesem Thema werden die Leibärzte nicht eigens erwähnt, so in Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft*, Neuwied / Berlin 1969.

¹³ Hier seien vorrangig genannt Christoph von Rommel, *Geschichte von Hessen*, Band 5 / 6, Kassel 1835 / 37, Karl E. Demandt, *Geschichte des Landes Hessen*, zweite neubearbeitete und erweiterte Auflage, Kassel 1972, sowie Walter Heinemeyer (Hg.), *Das Werden Hessens* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 50), Marburg 1986.

¹⁴ So zum Beispiel Senta Schulz, *Wilhelm IV. Landgraf von Hessen-Kassel (1532-1592)*, Diss. München 1941, Gerhard Menk (Hg.), *Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft* (Beiträge zu hessischen Landesgeschichte Band 15), Marburg 2000, Heiner Borggreve / Vera Lüpkes / Hans Ottomeyer (Hg.), *Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa*, Eurasburg 1997.

¹⁵ Irmgard Dübber, *Zur Geschichte des Medizinal- und Apothekenwesens in Hessen-Kassel und Hessen-Marburg von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Krieg*, Diss. Marburg 1969, sowie Ute Rausch, *Das Medizinal- und Apothekenwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und des Großherzogtums Hessen unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Starkenburg* (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte Band 33), Darmstadt und Marburg 1978.

- 1) die Stellung des Fürsten zur Medizin als Wissenschaft,
- 2) seine Beiträge zur Medizinalgesetzgebung sowie
- 3) seine persönlichen Erfahrungen als Patient.

Ein zweiter Teil soll die Leibärzte unter Auswertung der erhaltenen Bestallungsurkunden und damit im Hinblick auf ihre Arbeitsverhältnisse einer näheren Betrachtung unterziehen. Untersucht werden dabei insbesondere: Dauer und Art des Beschäftigungsverhältnisses, die Frage der Präsenzpflcht, der Patientenkreis und schließlich die Besoldung und die Möglichkeit zu Nebeneinkünften, über die ein großer Teil der Hofmedici verfügte. Die oft höchst unterschiedlichen Biographien, die schließlich zu einem Amt als Leibarzt am hessischen Hof führten, werden anhand von Beispielen – Johannes Rhenanus, Jacob Mosanus und den Brüdern Johann und Hermann Wolff - illustriert. Ein weiterer Abschnitt wird sich mit der Rolle der Hofwundärzte (Chirurgen) beschäftigen, die ebenso wie die Leibmedici bestellt wurden, sich aber in ihrem Aufgabengebiet und der Höhe der Besoldung deutlich von diesen unterschieden.

Der wohl wichtigste Beitrag zur medizinischen Gesetzgebung, der in die betrachtete Zeit fällt, ist die von Landgraf Moritz 1616 erlassene Medizinalordnung. Sie soll in einem dritten Teil behandelt werden. Die hessische Medizinalordnung ist im Kontext einer Vielzahl von ähnlichen Gesetzeswerken zu verstehen, die zur gleichen Zeit in anderen deutschen Fürstentümern erlassen wurden, und sie stellt den erstmaligen Versuch dar, das hessische Medizinalwesen umfassend – das heißt auch unter Einbeziehung artzverwandter Berufe wie Wundarzt, Apotheker, Hebamme etc. – in einheitlicher Form zu reglementieren. Sie trug damit entscheidend zum Prozeß der Professionalisierung, d.h. der Herausbildung von Profil und Status der einzelnen Heilberufe,¹⁶ im Gesundheitswesen bei. Abschließend soll die Frage nach der Rolle der Leibärzte bei der Erstellung und Durchsetzung der Medizinalordnung behandelt werden.

Ein vierter und letzter Teil trägt der Tatsache Rechnung, daß es stets eine enge Verquickung zwischen dem hessischen Hof und der 1527 durch Landgraf Philipp gegründeten Universität Marburg gegeben hat, die unter anderem darin bestand, daß ein beträchtlicher Teil der

¹⁶ Vgl. dazu Michael Stolberg, Heilkundige: Professionalisierung und Medikalisierung, in: Norbert Paul / Thomas Schlich (Hg.), Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven, Frankfurt / New York 1998, S. 69-86.

Leibärzte zeitgleich oder im Vorfeld ihrer Anstellung am Hof als Professoren in Marburg gewirkt hat. Die medizinische Fakultät diente als wichtigste Quelle, aus der die Landgrafen ihre Hofmedici rekrutierten. Anhand von drei Beispielen – Georg Marius, Victorinus Schönfeldt und Johannes Hartmann – soll gezeigt werden, welche Konflikte die gleichzeitige Beschäftigung am Hof und an der Universität mit sich bringen konnte. Es kann festgestellt werden, daß die Mediziner sich im Falle von entgegengesetzten Ansprüchen tendenziell meist zuungunsten der universitären Pflichten entschieden haben, wohl nicht zuletzt, weil die Einkünfte aus dieser Quelle deutlich geringer waren als das leibärztliche Honorar.

Aufgrund der Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit des Themenkomplexes, der den Leibarzt als Zentralfigur betrifft, kann es nicht Anspruch dieser Untersuchung sein, eine erschöpfende Beantwortung aller Fragen zu liefern. So könnte man beispielsweise die Ausführungen zur Medizinalordnung noch auf einen weit größeren Umfang ausweiten, und auch über einzelne Vertreter der hessischen Ärzteschaft ließen sich noch deutlich detailreichere Angaben machen. Eine Vollständigkeit kann nicht erreicht werden; die Arbeit bemüht sich aber insofern um eine umfassende Bearbeitung des Themas, als die wesentlichen und aufgrund der Quellenlage bearbeitbaren Aspekte untersucht werden sollen.

II. Die Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz von Hessen-Kassel

1. Landgrafen als Patienten

Trotz der Vielfalt der Aufgaben, die mit dem Amt eines Leibarztes verbunden sein konnten, begegnet er uns zunächst als ein Fürstendiener, der seine feste Rolle im höfischen Kontext hatte und dessen Arbeit stark durch den dort vorherrschenden Geist beeinflusst wurde. Um einen umfassenden Überblick über die Ausrichtung und den Stellenwert der Medizin an einem Fürstenhof zu bekommen, ist es unerlässlich, sich mit den medizinischen Vorstellungen des jeweiligen Herrschers auseinanderzusetzen, hatte seine Persönlichkeit doch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf den „Charakter“ des Hofes und damit auch auf Auswahl und Stellung der Leibärzte.

In Bezug auf das Verhältnis des Fürsten zur Medizin lassen sich drei Aspekte abgrenzen:

- a) Verhältnis zur Medizin als Wissenschaft
- b) Medizinalpolitik
- c) persönliche Krankengeschichte

Die Förderung der medizinischen Forschung ist im Gesamtzusammenhang der wissenschaftlichen Interessen des Fürsten zu bewerten, um zu zeigen, inwieweit ihr ein besonderer Stellenwert zugemessen wurde, ob der Fürstenhof zu einem der führenden medizinischen Zentren der Zeit zählte oder ob man sich auf das für die Krankenversorgung Nötigste beschränkte. Darüber hinaus wesentlich ist die theoretisch-geistige Ausrichtung, nach welcher die Medizin am Hof betrieben wurde, und inwiefern der Fürst sich damit den Zeitumständen entsprechend als fortschrittlich oder konservativ darstellte.

Die Medizinalgesetzgebung zum zweiten stellte einen wesentlichen Teil der Innenpolitik dar, da ein zahlreiches und gesundes Volk zu den ureigensten Interessen des Fürsten zählte. Als zentrale Aspekte der Medizinalpolitik sind hier zu nennen: Regulation der ärztlichen Ausbildung, Visitationsvorschriften, Apotheken, Bekämpfung von Seuchen, Regulierung von arztverwandten Berufen wie Wundarzt, Hebamme, Steinschneider, Okulist etc.

Die persönliche Krankengeschichte eines Fürsten schließlich, jene eigenen und oft existentiell wichtigen Erfahrungen, die er als Patient machte, mögen einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die beiden erstgenannten Bereiche gehabt haben und sind interessant in Bezug auf Krankheitskonzepte und Behandlungsmethoden der jeweiligen Zeit. Auch wenn sich das Verhältnis zwischen dem Leibarzt und seinem Herren in der Regel nicht auf die in engerem Sinne ärztlichen Aufgaben von Diagnose und Therapie beschränkte, bildeten diese die Grundlage für das besondere Vertrauensverhältnis, das zwischen dem Fürsten und seinem Hofmedicus bestand. Der unmittelbare körperliche Kontakt und das Vertrauen, daß der Herrscher in seinen Leibarzt haben mußte, zeichneten diesen vor anderen Fürstendienern aus.

Verschiedene Publikationen haben in der vergangenen Zeit die Perspektive der Patienten im Rahmen der medizinhistorischen Forschung in der Vordergrund gestellt. Dabei wurden sowohl allgemeine Aspekte der Patientengeschichtsschreibung, als auch die spezifischen Fragen, die sich angesichts erkrankter Landesfürsten ergaben, untersucht.¹

Grundsätzlich ist als methodisches Problem dieser Form der Geschichtsschreibung die immer wieder offensichtlich werdende Differenz zwischen dem Versuch einer retrospektiven Diagnose oder aber einer historisch-kritischen Deutung von Krankheit zur Kenntnis zu nehmen.² Es ist häufig nicht sinnvoll, moderne Diagnose-Schemata in die Vergangenheit zu projizieren, wenn sowohl der Mangel an Details als auch die vollkommen andere Beschreibung der Symptome keine eindeutige Zuordnung erlauben. Es ist vielmehr davon auszugehen, daß es sich bei Krankheiten um stark kultur- und epochenspezifisch bedingte Phänomene handelt.³ Außerdem ist zu beachten, daß die überlieferten Krankengeschichten vergangener Jahrhunderte nahezu ausschließlich über reiche und mächtige Patienten Auskunft geben, denen die „Spitzenmedizin“ der jeweiligen Zeit zuteil wurde. Rückschlüsse auf die Medizinalversorgung der allgemeinen Bevölkerung sind hieraus nur bedingt möglich,

¹ Exemplarisch seien hier zu nennen: Michael Stolberg, *Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit*, Köln 2003, sowie Cordula Nolte, *Der kranke Fürst. Vergleichende Beobachtungen zu Dynastie- und Herrschaftskrisen um 1500, ausgehend von den Landgrafen von Hessen*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* (27), Berlin 2000, S. 1-36.

² Vgl. Karl-Heinz Leven, *Krankheiten: Historische Deutung versus retrospektive Diagnose*, in: Norbert Paul/Thomas Schlich (Hg.), *Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt / New York 1998, S. 153-185.

³ Vgl. u.a. Karl E. Rothschuh, *Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart*, Stuttgart 1978, sowie Paul U. Unschuld, *Die konzeptuelle Überformung der individuellen und kollektiven Erfahrung von Kranksein*, in: H. Schipperges / E. Seidler / P. Unschuld (Hg.), *Krankheit, Heilkunst, Heilung*, Freiburg / München 1978, S. 491- 514. Zum Begriff der Krankheit vgl. den entsprechenden Artikel von K. E. Rothschuh in: J. Ritter / K. Gründer (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Darmstadt 1976, Band 4 I-K, S. 1184-1190.

obwohl neuere Untersuchungen ergeben haben, daß die Grenzen zwischen „Volkskultur“ und „Elitekultur“ in der frühen Neuzeit durchlässiger waren als bisher angenommen.⁴

Wurde ein Fürst der frühen Neuzeit von einer Krankheit befallen und wechselte damit von der Rolle des machtvollen Herrschers eines Staates in die eines in der Regel hilfsbedürftigen Patienten, bedeutete dies ein Moment der Unsicherheit, das für den Fürsten selbst, seine Familie und engste Umgebung und für die Untertanen zu einer Gefahr werden konnte. Daher wurde auf die Prophylaxe im Sinne von Gesundheitsvorschriften für den Fürsten besonderer Wert gelegt.⁵ Der Herrscher unterschied sich von seinen Untertanen darin, daß es ihm aufgrund unvergleichbar größerer materieller Mittel möglich war, sich den Vorschriften der Diätetik gemäß zu verhalten. Er konnte – innerhalb gewisser Grenzen – seinen Aufenthaltsort, Tagesablauf, Nahrungsaufnahme und Ruhephasen frei wählen und war in dieser Wahl weitgehend unabhängig vom Willen anderer. Andererseits aber war die Gesundheit des Fürsten in verschiedener Hinsicht auch größeren Gefahren ausgesetzt als die seiner Untertanen. Sowohl seine ihn physisch und psychisch belastende Arbeit, als auch die Folgen des höfischen Luxus' und Überflusses schaden häufig der körperlichen Verfassung des Herrschers. Lange bevor sie in der allgemeinen Bevölkerung Verbreitung fanden, traten die heute so genannten „Zivilisationskrankheiten“ an Fürstenhöfen auf.

Auf den Fall des Todes oder der Abdankung des Herrschers war man vorbereitet, hier trat die Erbfolge ein; der krankheitsbedingte Ausfall eines Fürsten aber führte zu einer Reihe von Problemen:⁶ Nach welchen Kriterien war der Zeitpunkt zu bestimmen, ab welchem der Fürst für nicht mehr regierungsfähig erklärt werden mußte ? Wie sollte die „Informationspolitik“ nach außen geregelt werden; war der Zustand geheimzuhalten ? Wie sollten die ärztliche und pflegerische Betreuung des Patienten erfolgen ? Der Umgang mit herrischen und an Gehorsam gewöhnten Fürsten war sicher häufig nicht einfach.

Eine nachträgliche Sicherung der Diagnosen ist als problematisch anzusehen, da neben häufig unklaren zeitgenössischen Maßstäben auch politische Interessen in die Beschreibungen der Krankheit eingeflossen sein mögen. Die Kriterien, anhand derer die Umgebung eines Fürsten dessen Gesundheitszustand beurteilte, konnten je nach persönlichem Interesse so stark variieren, daß über den tatsächlichen Grad der Beeinträchtigung heute oft nur sehr unsichere Aussagen möglich sind.

⁴ Siehe dazu Stolberg (wie Anm. 1), S. 28.

⁵ Vgl. hierzu Andreas Körtgen, Die Gesundheit des Fürsten. Diätetische Vorschriften für eine herausgehobene Menschengruppe von der Antike bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, Frankfurt / Bern 1982 (Marburger Schriften zur Medizingeschichte, Band 3).

⁶ Vgl. Nolte (wie Anm. 1).

Das Arzt-Patient-Verhältnis weist bei adeligen Patienten eine Reihe Besonderheiten auf. Die im Normalfall bestehende Asymmetrie, die sich aus dem Wissensvorsprung des Arztes gegenüber dem Patienten ergibt, wird im Falle der Leibärzte dadurch verkompliziert, daß es sich bei den Patienten um sozial höhergestellte Personen handelte, ja um an das Befehlen gewohnte Landesfürsten, denen gegenüber eine allzu bestimmende Haltung wohl nicht angebracht war. Der Leibarzt war in vielfältiger Weise auf das Wohlwollen seines Herrn angewiesen; fiel er in Ungnade, konnte das schnell seinen finanziellen und gesellschaftlichen Ruin zur Folge haben. Daraus wird deutlich, daß Kuren an fürstlichen Patienten eine ganz besondere Sorgfalt und die Kommunikation mit ihnen ein besonderes Fingerspitzengefühl erforderte. Die frühneuzeitliche Arzt-Patienten-Beziehung auf ein reines Patronage-Verhältnis zu reduzieren, wäre dabei allerdings sicher zu kurz gegriffen, da auch von Seiten des Fürsten eine im Ernstfall lebenswichtige Abhängigkeit vom Arzt bestand.⁷

Schriften, die sich mit denjenigen Krankheiten beschäftigen, die in Verbindung mit dem höfischen Leben auftraten, traten seit dem sechzehnten Jahrhundert in erhöhtem Umfang auf und wurden häufig von Leibärzten verfaßt.⁸ Als typische Fürstenerkrankung wurde dabei zunächst die Syphilis beschrieben, schon bald aber führte man auch weitere Leiden unter dem Titel der *morbi aulici* auf. Zu nennen sind hier vor allem Gicht, Gallen- und Nierensteine und Koliken.⁹ Sie wurden zumeist in Zusammenhang mit den seit Galen bekannten sechs *res non naturales* gesetzt und auf die Lebensbedingungen des Fürsten, insbesondere Luft, Ernährung, Ausscheidung, Schlaf und emotionale Befindlichkeit zurückgeführt.

Der Aspekt der persönlichen Betroffenheit eines Fürsten von Krankheit und Leiden soll im folgenden in Bezug auf die hessischen Landgrafen Wilhelm I., Wilhelm II. und Philipp den Großmütigen untersucht werden, um dann das Verhältnis von Philipps Sohn und Enkel zur Medizin unter den genannten drei Gesichtspunkten darzustellen.

Der Gesundheitszustand der hessischen Landgrafen hatte bereits in den Generationen vor Wilhelm IV. zu Komplikationen in der Leitung des Staates geführt. Es sind in diesem Zusammenhang vor allem die Geisteskrankheiten der beiden Söhne Landgraf Ludwigs II. von Hessen, der Landgrafen Wilhelm I. und Wilhelm II., zu nennen.¹⁰ Daß gerade seelische Erkrankungen eine große Gefahr für die Umgebung eines Herrschers und sein Land

⁷ Vgl. Stolberg (wie Anm. 1), S. 104 ff.

⁸ Ein Überblick hierzu findet sich bei Werner Friedrich Kümmel, *De Morbis Aulicis: On Diseases Found at Court*, in: Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500 – 1837*, London / New York, S. 15-48.

⁹ Vgl. ebd. S. 26.

¹⁰ Vgl. ebd., sowie Hermann Stutte, Beitrag zur Geschichte der Irrenfürsorge im ausgehenden Mittelalter, in: *Die medizinische Welt* 31 / 32, 1951, S. 1-8.

darstellten, ist offensichtlich, da hier die politische Macht in den Händen eines Menschen lag, der zunehmend weniger in der Lage war, sein Handeln nach rationalen Maßstäben zu beurteilen. Wie rigoros das Vorgehen der nächsten Umgebung gegen den kranken Herrscher sein konnte, zeigt sich am Beispiel der Söhne Ludwigs II.

Wilhelm I. (1466-1515) zeigte im Alter von 25 Jahren auf der Rückreise einer Pilgerfahrt in das heilige Land erstmals Anzeichen einer Geistesgestörtheit, im Verlaufe derer Erregungszustände und sein Mißtrauen gegenüber der Umgebung zunahmen und ein Nachlassen der intellektuellen Fähigkeiten zu beobachten war. Das typische Manifestationsalter und der lange prozeßhafte Verlauf legen den Verdacht einer Erkrankung, die heute als schizophrene Psychose bezeichnet würde, nahe. Die Geistesgestörtheit machte Wilhelm I. ab 1493 regierungsunfähig, und er verbrachte die verbleibenden 22 Jahre seines Lebens größtenteils in gefängnisähnlicher Verwahrung auf der Burg Spangenberg.

In Fällen von offensichtlicher Geisteskrankheit eines Fürsten war es üblich, daß ein naher Angehöriger die Vormundschaft übernahm, ein Amt, das bei der Erkrankung Wilhelms I. seinem Bruder Wilhelm II. (1469-1509) zukam. Um einen Fürsten rechtsverbindlich zu entlassen, bedurfte es seiner Entmündigung durch den Kaiser; es ist jedoch kein Fall bekannt, in welchem sich dieser zugunsten eines kranken Fürsten ausgesprochen und dessen Absetzung verhindert hätte.¹¹ Wilhelm II. übernahm auch die Regentschaft von seinem Bruder, mußte sie jedoch wegen fortschreitender Demenz und psychotischen Episoden, die vermutlich auf einer Syphilis im Tertiärstadium beruhten, schon im Jahr 1506 wieder abgeben. Da nun kein Verwandter mehr als Vormund zur Verfügung stand, ging die Sorge für den älteren Bruder und den noch unmündigen Sohn Philipp an fünf angesehene Mitglieder der hessischen Ritterschaft über, was zu langen vormundschaftsrechtlichen Streitigkeiten mit Wilhelms Frau Anna von Mecklenburg führte, der es schließlich gelang, ihren Sohn Philipp noch vor dem 14. Lebensjahr vom Kaiser für mündig erklären zu lassen.

Einen Einblick in seine schlechte pflegerische Versorgung bietet Wilhelms „Clage widder sein rehte“ aus dem Jahr 1508.¹² Er wehrt sich in dieser Klageschrift gegen den Zwangsgewahrsam, welchen er als seiner fürstlichen Würde nicht angemessen betrachtet, die mangelnde körperliche und seelische Betreuung, sowie die respektlose Behandlung durch fremde Dienerschaft, welche sein vertrautes Personal ersetzt hatten. Wilhelms Verbindung zur Außenwelt wurde weitgehend abgeschnitten und auch der Kontakt zu Ehefrau und Kind stark eingeschränkt. Der Fall Wilhelms II. zeigt das traurige Schicksal eines Geisteskranken, der als

¹¹ Vgl. Nolte (wie Anm. 1), S. 15.

¹² Sie ist in großen Teilen abgedruckt in: Hans Glagau (Hg.), Hessische Landtagsakten. Erster Band: 1508-1521 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 2), Marburg 1901, S. 13 ff.

Folge seiner Krankheit aus überwiegend politischen Gründen von seiner Familie isoliert und unter unwürdigen Bedingungen gefangengehalten wurde.

Zusammenfassend fällt in der Vater- und Großvatergeneration Wilhelms IV. eine Häufung von psychischen Erkrankungen der Landgrafen auf, die meist mit körperlichen Gebrechen einhergingen.

Auch Philipp dem Großmütigen, dem Sohn Wilhelms II., war die Rolle des Patienten nicht fremd.¹³ Er soll in der Kindheit schwach und kränklich gewesen sein,¹⁴ wobei die körperliche Zurückgebliebenheit im Widerspruch zu Philipps geistiger Frühreife stand, die unter anderem in verschiedenen Zeugnissen Luthers überliefert ist. Eine Triorchie, die mit einer gesteigerten Sexualität einhergegangen sein soll, läßt sich nachträglich nicht verifizieren.¹⁵ Wie bei seinem Vater heißt es von Philipp, er habe die Syphilis erworben, deren erstes Auftreten auf den April 1539 datiert wurde.¹⁶ Die Überlieferung dieser Erkrankung ist jedoch lückenhaft; insbesondere das Erscheinen des Primäraffekts konnte nicht sicher nachgewiesen werden. Verantwortlich für die Behandlung der Erkrankung war ab dem Juli 1539 der Augsburger Stadtarzt Dr. Gereon Sailer. Da eine Kombinationstherapie aus Quecksilber und Guajakholz-Extrakten damals üblich war, ist davon auszugehen, daß sich auch Philipp dieser Prozedur unterziehen mußte. Es ist nicht auszuschließen, daß einige seiner Alterskrankheiten als Spätfolgen der toxischen Wirkung des Quecksilbers auftraten.

Philipps Verhaftung durch den Herzog Alba und seine Gefangenschaft während der Jahre 1547 bis 1552 bildeten sicher den Tiefpunkt seines militärischen Wirkens; aber auch gesundheitlich dürften die Haftbedingungen seine Verfassung beeinträchtigt haben. So fürchtete er die Ansteckung durch krankheitsbehaftete spanische Söldner und klagte selbst über Magenbeschwerden und Erkältungen. Unter den verschärften Haftbedingungen in Mecheln verschlechterte sich sein Allgemeinzustand, er nahm drastisch an Gewicht ab und litt unter Bluthusten.

¹³ Vgl. Gerhard Aumüller, Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen (1504 – 1567) – Seine Krankheiten und seine Ärzte, Jahrbuch für Hessische Landesgeschichte (im Druck); Herrn Prof. Dr. Aumüller danke ich herzlich für die Einsicht in das Manuskript.

¹⁴ Zur Krankengeschichte Philipps des Großmütigen: Hermann Stutte, Ein historischer Fall von Triorchie. Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen, in: Zeitschrift für Altersforschung Band IV, Heft 4, Dresden und Leipzig 1952, S. 349-355.

¹⁵ Vgl. Aumüller (wie Anm. 13).

¹⁶ Vgl. Peter Bergell, Die Krankheit Philipps des Grossmütigen und ihre Bedeutung für die Reformationsgeschichte, in: Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde, Band 50, 1917, S. 216-229, hier S. 217.

Ein drittes Kapitel in der Patientengeschichte Landgraf Philipps des Großmütigen bilden die Alterskrankheiten, die seine letzten fünf bis sieben Lebensjahre prägten.¹⁷ Zu nennen ist hier vor allem die Gicht, sowie ein offenes Bein, an dem sich als Komplikation ein Erysipel (damals „Rotlauf“) bildete. Die Erkrankung führte immer wieder zu Gehbeschwerden und Bettlägerigkeit.

Auch psychische Veränderungen, die ja bei Vater und Onkel zur Regierungsunfähigkeit geführt hatten, zeigten sich in Philipps letzten Lebensjahren. Sie sind wohl auf die überaus schmerzhaften körperlichen Erkrankungen zurückzuführen, unter denen seine allgemeine Befindlichkeit sehr litt und die zu einer erhöhten Reizbarkeit führten. Im Herbst und Winter 1566 kamen psychomotorische Ausfälle hinzu, die vor allem die Feinmotorik beeinträchtigten und zur Folge hatten, daß Philipps Unterschrift zunehmend unleserlicher wurde.¹⁸ Die Ursache von Philipps Tod am Ostermontag des Jahres 1567 läßt sich nicht mehr eindeutig rekonstruieren. Es scheint sich aber um ein akutes Geschehen gehandelt zu haben. Zu denken wäre hier etwa an einen Herzinfarkt, einen Schlaganfall oder – Philipps langjähriges Leiden an offenen Beinen legt dies nahe – eine Lungenembolie.

Es läßt sich festhalten, daß in der Familie der hessischen Landgrafen sowohl psychische als auch körperliche Krankheiten mit einer hohen Inzidenz auftraten. Für die Leibärzte als Vertrauenspersonen der Fürsten stellte dies eine besondere Herausforderung dar, wollten sie die an sie gestellten Erwartungen, das Wohl des Herrschers zu befördern und seinen Schaden allzeit zu verhüten, nicht enttäuschen.

¹⁷ Vgl. Aumüller (wie Anm. 13).

¹⁸ Ebd.

2. Die Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz von Hessen-Kassel. Biographie, politisches und kulturelles Wirken

Eine Auseinandersetzung mit dem Status und den Aufgaben der hessischen Leibärzte kann sich nicht auf eine allein diesen Personenkreis betreffende Analyse beschränken, sondern erfordert darüber hinaus ein besonderes Augenmerk auf die individuellen Persönlichkeiten der Fürsten, in deren Diensten die Hofmedici standen. Hatte doch das persönliche Verhältnis des Herrschenden zur Medizin – der Stellenwert, den er ihr einräumte, sowie aktuelle medizinische Strömungen, die er förderte, bzw. ablehnte – den entscheidenden Einfluß auf die Auswahl der Leibärzte und den Umgang mit ihnen. So soll an den Beispielen Wilhelm IV. und seines Sohnes Moritz deutlich werden, wie die persönlichen Vorstellungen des Fürsten den Charakter der am Hofe praktizierten Medizin bestimmten. Zunächst soll ein kurzer Überblick über die hessische Landesgeschichte in der frühen Neuzeit und die Biographien der regierenden Fürsten gegeben werden, um dann in den folgenden Kapiteln auf das Verhältnis der jeweiligen Landgrafen zur Medizin einzugehen.

Angesichts der Frage nach dem Herrscherbild der frühen Neuzeit bieten sich zwei Perspektiven an: Wir können uns entweder fragen, wie der Fürst sich selbst begriff, wie er von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt gesehen werden wollte, oder aber den Schwerpunkt darauf legen, welches Bild sich seine Umwelt machte und was nachfolgende Generationen als Bilanz der Regierung in der Erinnerung behalten haben. In einer konfessionspolitisch aufgeladenen Regierungszeit wie jener der Landgrafen Wilhelm IV. (1567-1592) und seines Sohnes Moritz (1592-1627) von Hessen-Kassel stellt sich zusätzlich die Frage nach dem spezifisch protestantischen Herrscherbild¹ eines Fürsten, dem von Gott eine besondere Führungsaufgabe anvertraut worden ist und der neben seiner Funktion als Vorbild für die Untertanen und als Träger der klassischen fünf Herrschertugenden auch die Abgrenzung gegen andere Konfessionen und den Schutz des eigenen Bekenntnisses als Aufgabe hatte.

Zunächst aber begegnet uns der Fürst als Individuum, das vor einer Aufgabe, der Leitung des Staates, steht. Von ihm werden die Organisation der Verwaltung, politisches Geschick und militärische Fähigkeiten zum Schutz seines Landes gefordert – daneben erwartet man Kenntnisse im Bereich der Wissenschaften, der wichtigsten Sprachen und auf historischem

¹ Vgl. Heinz Duchhardt, Das protestantische Herrscherbild des 17. Jahrhunderts im Reich, in: Konrad Repgen (Hg.), Das Herrscherbild im 17. Jahrhundert, Münster 1991, S. 26-42. Duchhardt stellt die Existenz eines spezifisch protestantischen Herrscherbildes in Frage, räumt aber in einigen Bereichen wie der Bildungspolitik (u.a. keine kultur- und bildungsvermittelnden Orden) konfessionell bedingte Besonderheiten ein.

und kulturellem Gebiet. Neben diesen enormen Anforderungen an die intellektuellen Fähigkeiten des Herrschers ist das frühneuzeitliche Denken geprägt durch die Vorstellung des Fürsten als „Vater des Staates“,² der zu patriarchaler Fürsorge gegenüber seinen Untertanen verpflichtet ist. Allen diesen unterschiedlichen Anforderungen zur gleichen Zeit gerecht zu werden, war eine Aufgabe, der mancher Landesherr auf längere Zeit nicht gewachsen war.

Das Land Hessen hatte mit Philipp dem Großmütigen einen Herrscher erlebt, der es - trotz der in späteren Jahren weniger erfolgreichen Politik nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft in den spanischen Niederlanden im September 1552 - zu einem Höhepunkt der eigenen Geschichte geführt hatte. Seine Verdienste zur Durchsetzung des Unionsgedankens, der Versöhnung zwischen Protestanten und Katholiken, sowie des Zusammenhalts der verschiedenen evangelischen Konfessionen wurden jedoch überschattet durch die Konsequenzen, die sich aus den Folgen seiner Doppelehe und seines Testaments ergaben.

Das Testament Landgraf Philipps hatte eine gemeinsame Regierung der vier Söhne aus seiner Ehe mit Christine von Sachsen vorgesehen, welche diese aber ablehnten, so daß nur noch die - für diesen Fall ebenfalls im Testament vorgesehene - Teilung des Landes Hessen in Frage kam. Als ältester Sohn erhielt Wilhelm IV. Niederhessen (Hessen-Kassel), das etwa die Hälfte der Landesfläche umfaßte, sein Bruder Ludwig IV. Oberhessen (Hessen-Marburg), während die ehemalige Grafschaft Katzenelnbogen unter Philipp dem Jüngeren (Hessen-Rheinfels) und Georg (Hessen-Darmstadt) aufgeteilt wurde. Den größten Nachteil bei dieser Aufteilung trug Wilhelm davon, der bereits zu Zeiten der Gefangennahme Philipps dem Land hervorragende Dienste erwiesen hatte, und dem als Erstgeborenen zunächst der überwiegende Teil hatte zustehen sollen.³

Unabhängig von der Teilung des Landes ordnete das Testament Philipps an, daß eine Reihe von Rechten und Institutionen von den Brüdern gemeinschaftlich verwaltet werden sollte, so zum Beispiel Titel, Wappen und Hoheitsrechte, das Samtarchiv und das Samthofgericht, sowie die Hohen Hospitäler und die Universität zu Marburg.⁴ Die Zusammenarbeit der vier Brüder sollte jedoch nicht von langer Dauer sein, da sowohl Philipp II. zu Rheinfels als auch Ludwig IV. zu Marburg ohne Nachkommen verstarben, und Wilhelm IV. zu Kassel und Georg zu Darmstadt sich aufgrund konfessioneller Differenzen mehr und mehr entzweiten: Während Georg am orthodoxen Luthertum festhielt, wandte sich Wilhelm – wie später auch

² Ebd., S. 32.

³ Als kennzeichnend für eine dadurch erlittene Kränkung kann gesehen werden, daß Wilhelm IV. 1576 die Primogenitur in Hessen-Kassel einführte.

⁴ Vgl. Volker Press, Hessen im Zeitalter der Landesteilung (1567-1655), in: Walter Heinemeyer (Hg.), Das Werden Hessens (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 50), Marburg 1986, S. 267-332.

sein Sohn Moritz – zunehmend dem Calvinismus zu. Die Uneinigkeit in der Konfessionsfrage sollte auch nach dem Tode Ludwigs IV. zu Marburg eine entscheidende Rolle spielen. Er vermachte sein Land zu gleichen Teilen seinen Neffen Ludwig V. und Moritz, stellte jedoch die Bedingung, daß das lutherische Bekenntnis in jedem Falle beibehalten werden müsse. Die ständigen Spannungen, die sich nach dem Tode Philipps aus der Konkurrenz der beiden evangelischen Konfessionen in Hessen ergaben, führten zum Bruderzwist im Hause Hessen.⁵ Zur endgültigen Spaltung des Landes sollte es jedoch erst durch die Verträge zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt von 1648/50 kommen.

Zu Lebzeiten Wilhelms IV. blieb die Einheit unter den Söhnen Philipps des Großmütigen noch weitgehend gewahrt; seine Brüder erkannten ihn als Oberhaupt der Familie an. So sprach er Ermahnungen gegen seinen Bruder Philipp zu Rheinfels aus, welcher dort an einem kleinen Renaissancehof dazu neigte, über seine Verhältnisse zu leben.⁶ Wilhelms guter Ruf stützte sich vor allem auf eine hervorragende Landesverwaltung, die sich in seiner Rentkammerordnung (1568), einer einflußreichen Kanzleiordnung (1581) und im „Ökonomischen Staat“ (1585) ausdrückte. Ein besonderes Interesse Wilhelms galt den Naturwissenschaften, darunter vor allem der Astronomie und Geometrie. So ließ er eine Sternwarte errichten und korrespondierte unter anderen mit Tycho de Brahe, einem der bedeutendsten Astronomen der Zeit.⁷ Neben der Einrichtung eines Botanischen Gartens und der Gründung der Kasseler Bibliothek beteiligte sich Wilhelm aktiv an konfessionellen Debatten um das theologisch-dogmatische Erbe des Protestantismus.⁸ Das Interesse für die Theologie war bereits in seiner Jugend geweckt worden, da sein Vater ihn 1546 an das Gymnasium zu Straßburg geschickt hatte, wo er die führenden Köpfe der reformierten Bewegung kennengelernt hatte.⁹

⁵ Vgl. Kurt Beck, Der Bruderzwist im Hause Hessen, in: Uwe Schulz (Hg.), Die Geschichte Hessens, Stuttgart 1983, S. 95-105.

⁶ Karl E. Demandt, Rheinfels und andere Katzenelnbogener Burgen als Residenzen, Verwaltungszentren und Festungen 1350-1650, (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission, Neue Folge Band 5), Darmstadt 1990, S. 278 ff.

⁷ Sein Sohn Moritz wird diese Korrespondenz fortsetzen. Vgl. Briefe Tycho de Brahes aus den Jahren 1592 und 1597 StAM 4a Nr. 39,70.

⁸ Vgl. Gerhard Menk, Ein Regent zwischen dem Streben nach politischer Größe und wissenschaftlicher Beherrschung des Politischen, in: G. Menk (Hg.), Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft, Marburg 2000, S. 45 f.

⁹ Vgl. Heiner Borggreve, Moritz der Gelehrte. Höfische Erziehung und fürstliches Weltbild um 1600, in: Heiner Borggreve / Vera Lüpkes / Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 13-20, hier S. 14.

Auf Wunsch seines Vaters vermählte sich Wilhelm mit Sabina, der Tochter des Herzogs von Württemberg.¹⁰ Aus dieser Ehe gingen in den Jahren 1567- 1581 zwölf Kinder hervor, von denen jedoch nur vier das Erwachsenenalter erreichten. Der spätere Landgraf Moritz war neben drei Schwestern der einzige überlebende Sohn und wurde dementsprechend mit großer Sorgfalt von seinem Vater erzogen. Auch die wissenschaftlichen und theologischen Interessen Landgraf Wilhelms IV. hatten einen Einfluß auf die Erziehung, die er seinem Sohn Moritz angedeihen ließ, der später den Beinamen des Gelehrten erhalten sollte.¹¹ So wurde er über mindestens zwei Jahre durch den aus Sachsen stammenden Kryptokalvinisten Caspar Cruciger unterrichtet - ein Zeichen für die zunehmende Hinwendung des Hauses Hessen-Kassel zum reformierten Bekenntnis. Neben der Theologie wurde Moritz in zahlreichen weiteren zeitgenössischen Wissenschaften, sowie einer Vielzahl von Sprachen unterrichtet, für die der junge Landgraf eine besondere Begabung besessen haben muß, konnte er sich doch in späteren Jahren in sieben Fremdsprachen verständigen. Der Vater Wilhelm selbst erteilte den Unterricht in verschiedenen empirischen Wissenschaften und der Mathematik. Nach Abschluß der Erziehung am Kasseler Hof nahm Moritz das Studium an der Universität Marburg auf, welches er im März 1587 fünfzehnjährig abschloß.

Als Wilhelm IV. 1592 starb, übernahm Moritz im Alter von zwanzig Jahren die Regierung Hessen-Kassels, sowie die Sorge für seine drei unverheirateten Schwestern Hedwig, Sophia und Christina.¹² Nach dem letzten Willen seines Vaters vermählte sich Moritz im September 1593 mit Agnes, der fünfzehnjährigen Tochter des Grafen Johann Georg von Solms zu Laubach. Neben einer Totgeburt im Jahr 1597, nach welcher Agnes zunehmend hinfällig wurde, gingen aus dieser Ehe drei Söhne und eine Tochter hervor: Otto (1594-1617),¹³ Elisabeth (1596-1625), Moritz d. J. (1600-1612) und Wilhelm V. (1602-1637), der nach der Abdikation seines Vaters im Jahre 1627 die Regierung übernahm.

Ein halbes Jahr nach dem Tode seiner ersten Frau im November 1602 verheiratete sich Moritz ein zweites Mal und übernahm dabei das ihm schon lange nahestehende reformierte Bekenntnis seiner zweiten Frau Juliane, der Tochter des Grafen Johann von Nassau.¹⁴ Die

¹⁰ Zur Hochzeit vgl. Uta Löwenstein, *Gros Gut ward darzu angewandt* – Die Hochzeit des Landgrafen Wilhelm IV. in Marburg im Jahre 1566, in: Jörg Jochen Berns (Hg.), *Marburg-Bilder. Eine Ansichtssache. Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten*, Band 1, Marburg 1995, S. 165-187.

¹¹ Vgl. zur Erziehung Moritz': Borggreffe (wie Anm. 9), S. 15 ff.

¹² Hedwig vermählte sich später mit Ernst Graf von Holstein-Schaumburg, Christine sollte Johann Ernst Herzog zu Sachsen-Eisenach heiraten, während Sophie unverheiratet am Hof in Kassel verblieb und eine wichtige Rolle bei der Erziehung der Kinder ihres Bruders spielte. Vgl. Christoph von Rommel, *Geschichte von Hessen*, Band 6, Kassel 1837, S. 313 f.

¹³ Der frühe Tod seines vielversprechenden Erstgeborenen Otto, welcher unter unklaren Umständen im März 1617 ums Leben kam, muß Moritz schwer getroffen haben. Vgl. Rommel (wie Anm. 12), S. 331 ff.

¹⁴ Zu den Frauen um Landgraf Moritz: Margret Lemberg¹, Juliane Landgräfin zu Hessen (1587-1643). Eine Kasseler und Rotenburger Fürstin aus dem Hause Nassau-Dillenburg in ihrer Zeit, Darmstadt und Marburg 1994,

sehr selbstbewußte und gebildete junge Frau war am streng calvinistisch geprägten Hof zu Dillenburg gemeinsam mit ihren Brüdern sorgfältig erzogen und unterrichtet worden. Aus dieser zweiten Ehe gingen sieben Söhne und sieben Töchter hervor, von denen zehn die Kinderjahre überlebten. Die Landgräfin verfügte mit dem „Frauenzimmer“ über einen eigenen Hofstaat, dessen Organisation - neben der Sorge für die Kindererziehung - zu ihren Aufgaben zählte.¹⁵ Aufgrund der oft monatelangen Abwesenheit Landgraf Moritz' engagierte sich Juliane auch in wichtigen politischen Angelegenheiten des Landes.

Der Übertritt zum Calvinismus veranlaßte Moritz, ab 1605 in seinem Lande die sogenannten Verbesserungspunkte einzuführen, welche die lutherische Lehre im calvinistischen Sinne modifizierten. Landgraf Ludwig V. von Hessen-Darmstadt beschuldigte ihn daraufhin, gegen die im Marburger Testament festgelegte Beibehaltung des lutherischen Glaubens verstoßen zu haben und forderte die Herrschaft über ganz Oberhessen. Außerdem gründete er in Konkurrenz zur Universität Marburg ein Gymnasium in Gießen, das die aus Marburg vertriebenen Professoren aufnahm und 1697 das Universitätsprivileg erhielt.

Das politische und militärische Wirken Moritz' war selten von Erfolg gekrönt. Eine erste große Niederlage erlebte er 1599 in der Schlacht von Rees, in der die von ihm geführten Söldner der spanischen Truppen vernichtend geschlagen wurden. Es folgten Reformen der militärischen Organisation, die unter anderem die Heranziehung der eigenen Landesbevölkerung zur Folge hatten, jedoch für das Land Hessen ohne praktischen Wert blieben. Im Jahr 1609 trat Landgraf Moritz der ein Jahr zuvor gegründeten Protestantischen Union bei und hielt auch nach Auflösung derselben im Mai 1621 dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz die Treue, als jener im November des Jahres einen Feldzug zur Entlastung der Pfalz unternahm, welcher ihn durch Hessen führte.

Die enorme Schuldenlast, die Moritz dem Lande aufgebürdet hatte,¹⁶ die Folgen des Marburger Erbfolgestreits und zunehmende außenpolitische Verwicklungen führten dazu, daß der Fürst den an ihn gestellten Anforderungen nicht mehr gewachsen war. Als im April 1623 die kaiserlichen Truppen unter der Führung Tillys einrückten, verließ er sein Land und gab es dem Feind preis. Die häufige Abwesenheit des Landgrafen in den folgenden verheerenden Jahren – 1625 überzog auch Wallenstein Hessen in der Werragegend, während in Nordhessen die Soldaten Tillys plünderten – führte zur Überwerfung mit seinem Sohn und Nachfolger Wilhelm V. und seiner Frau Juliane. Auf Drängen Julianes überlies Moritz ihr und den

sowie Margret Lemberg², Frauen um Landgraf Moritz. Wirkungsmöglichkeiten einer Fürstin zu Anfang des 17. Jahrhunderts, in: Menk (wie Anm. 8), S. 173-195.

¹⁵ Vgl. Lemberg² (wie Anm. 14), S. 178 ff.

¹⁶ Vgl. zu den enormen Kosten der Hofhaltung und vergeblichen Sparversuchen: Uta Löwenstein, *Nervus pecuniae*. Versuche zur *dispositio* oder *reformatio* der Kasseler Hofhaltung, in: Menk (wie Anm. 8), S. 79-94.

Söhnen im Februar 1627 ein Viertel seines Landes, sie sogenannte „Rotenburger Quart“,¹⁷ bevor er am 17. März desselben Jahres zugunsten seines Sohnes Wilhelm den Rücktritt erklärte.¹⁸ Seinen formalen Abschluß fand das Verfahren am 13. November 1627. Moritz selbst nahm an den Verhandlungen und der Abdikationszeremonie nicht teil,¹⁹ sondern zog sich verbittert zunächst nach Melsungen, später nach Eschwege zurück, wo er sich erneut seinen Studien widmete und am 15. März 1632 starb.

Das Andenken Moritz' wird in überwiegendem Maße bestimmt durch die großen Verdienste, die er sich in der Förderung der Künste und Wissenschaften erwarb. So errichtete er in den Jahren 1603 bis 1606 ein Theater, zu Ehren seines erstgeborenen Sohnes „Ottoneum“ genannt, welches als festes Theater das erste seiner Art in Deutschland war.²⁰ Dem Landgrafen gelang es, eine englische Schauspieltruppe an seinen Hof zu rufen, und er selbst verfaßte mehrere Dramen in verschiedenen europäischen Sprachen. Seinem Bildungsanliegen gemäß gründete Moritz 1595 eine zunächst für die Zöglinge des Hofes vorgesehene Hofschule, die vier Jahre später zum „Collegium Mauritianum“ erhoben wurde und in der humanistische und ritterliche Ideale gelehrt werden sollten. Der Landgraf leitete gelegentlich persönlich die lateinischen Disputationen der Schüler und hielt Prüfungen ab. Darüber hinaus war er Verfasser einer deutschen Sprachlehre – als Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ war es sein Ziel, einer Sprachvermengung vorzubeugen –, einer lateinischen Übersetzung der Psalmen Davids, verschiedener Gelegenheitsgedichte und unternahm Versuche im Verfassen von Dramen. Seine größte Leistung im Bereich der Musik war sicher die Entdeckung des jungen Heinrich Schütz, den er zunächst am Mauritianum ausbilden ließ, um ihm danach eine Ausbildung bei Giovanni Gabrieli in Venedig zu ermöglichen. Weiterhin machte Moritz sich um die Kirchenmusik verdient, für die er – es mehr mit Luther als mit Calvin haltend – keine Kosten scheute und gesuchte Orgelbauer an seinen Hof berief.²¹

Das Charakterbild des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel schwankt in der Historiographie ganz außerordentlich,²² was vor allem darin begründet liegt, daß bei ihm wissenschaftliche

¹⁷ Vgl. Uta Krüger-Löwenstein, *Die Rotenburger Quart*, Marburg 1979.

¹⁸ Zu den Umständen der Abdikation vgl. Raingard Eßer, *Landgraf Moritz' Abdankung und sein politisches Vermächtnis*, in: Menk (wie Anm. 8), S. 196-214.

¹⁹ Als Berichterstatter diente ihm u.a. der Leibarzt Johannes Rhenanus, vgl. dessen Brief StAM 4a Nr. 39, 64.

²⁰ Vgl. hierzu einen Brief des Leibarztes und Bauverwalters Hermann Wolf vom 12. April 1605: „Midt der baw arbeit sindt wir immer dran jzo laß ich das Theatrum aufwendig [...]mitt grawer stein farb anstreichen“ StAM 4a Nr. 39, 54.

²¹ Vgl. Rommel (wie Anm. 12), S. 406 ff.

²² Ein Überblick über die Geschichtsschreibung zur Person Moritz' findet sich in: Gerhard Menk, *Ein Regent zwischen dem Streben nach politischer Größe und wissenschaftlicher Beherrschung des Politischen*, in: Gerhard Menk (wie Anm. 8), S. 26 ff.

und künstlerische Fähigkeiten einerseits und politisches Können andererseits in einem heftigen Widerspruch zueinander standen.

Bestimmend für das Bild des Landgrafen in vormoderner Zeit war die glorifizierende Darstellung des „Monumentum sepulcrale“, einer Gedächtnisschrift, die 1638 nach dem frühen Tode Wilhelms V., des Sohnes und Nachfolgers Moritz', gedruckt worden war und in der besonders die wissenschaftlichen Leistungen des Landgrafen und der intensive Kontakt zu den Gelehrten seiner Zeit betont wurden. Auch in der „Kleinen Heßischen Chronik“ Carl Samuel Wigands von 1793²³ werden ausschließlich die positiven Seiten des Landgrafen hervorgehoben, sein politisches Versagen und die Abdikation führt Wigand auf ungünstige Zeitumstände zurück. Die „Geschichte von Hessen“ Christoph von Rommels,²⁴ deren sechster Band, der sich mit der Regierungszeit Moritz' befaßt, 1837 in Kassel erschien, verschweigt erstmals auch die problematischen Aspekte von dessen Persönlichkeit und Wirken nicht, läßt jedoch die positive Sicht überwiegen. Rommel vollzieht eine Einteilung der Regierungszeit in fünf Perioden,²⁵ und er ergänzt seine Darstellung durch Verzeichnisse der Hofdiener, der hessischen Gelehrten sowie der auswärtigen Wissenschaftler, mit denen der Landgraf brieflich korrespondierte.

Erst Karl E. Demandt rückt in seiner 1959 in erster Auflage erschienenen „Geschichte des Landes Hessen“ das politische und militärische Wirken des Landgrafen in den Vordergrund und zeichnet damit das kritische Bild einer „sehr vielseitige[n], aber widersprüchliche[n] Persönlichkeit, deren hohe musische Begabungen weder seiner politischen Befähigung noch seinen Charakterwerten entsprachen.“²⁶ Die geistigen Ambitionen Moritz' hätten „Alchimisten und sonstigen Scharlatanen den Weg an den hessischen Hof gebahnt, und es steht fest, daß Landgraf Moritz diesen zweifelhaften Dunkelmännern trotz der eindringlichsten väterlichen Ermahnungen zuviel an Zeit, Kraft und Geld geopfert hat.“²⁷ Politische und militärische Befähigung spricht Demandt dem hessischen Landgrafen nahezu vollkommen ab.

Zu den in den letzten Jahren zum Thema erschienenen Publikationen zählen ein reich bebildeter Ausstellungsband,²⁸ der die vielfältigen künstlerischen und wissenschaftlichen Aktivitäten und den Glanz des Kasseler Hofes beleuchtet, sowie eine Sammlung von

²³ Carl Samuel Wigand, Kleine Heßische Chronik für die Jugend, Kassel 1793.

²⁴ Vgl. Rommel (wie Anm. 12).

²⁵ Ebd. S. 299 ff.

²⁶ Karl E. Demandt, Geschichte des Landes Hessen, 2. neubearbeitete und erweiterte Auflage, Kassel 1972 (ND 1980), S. 245.

²⁷ Ebd.

²⁸ Borggreve / Lüpkes / Ottomeyer (wie Anm. 9).

Aufsätzen,²⁹ die stärker politische und konfessionelle Themen in den Vordergrund rücken, so daß sich ein lebendiges Bild des immer noch kontrovers beurteilten Fürsten ergibt.

Als Summe all dieser Einzelbeobachtungen zu Landgraf Moritz von Hessen-Kassel bleibt seine fast unglaubliche Vielseitigkeit festzuhalten. Auch wenn er politisch selten erfolgreich war und in zunehmende Finanznöte kam, da er große Mengen von Geld in Wissenschaften und schöne Künste investierte, so nutzte er doch die Möglichkeit, den Kasseler Hof in den Jahren seiner Regierung zu einem kulturellen Zentrum zu machen, das mit Gelehrten und Künstlern in ganz Europa in Verbindung stand.



Abb. 1 Landgraf Moritz und seine Familie

²⁹ Menk (wie Anm. 8).

3. Wilhelm IV. als medizinischer Ratgeber für seine Umgebung

Nachdem im vorherigen Kapitel die hessischen Landgrafen in den Generationen vor Wilhelm IV. in ihrer Rolle als Patienten und damit als unmittelbar Betroffene von Krankheit und Leid dargestellt wurden, soll die Betrachtung nun im Hinblick auf Wilhelm und Moritz ergänzt werden um den Aspekt ihrer Beiträge zur Entwicklung der Medizin als Wissenschaft. Sowohl Wilhelm als auch sein Sohn Moritz förderten als Landesherren die medizinische Forschung und waren bemüht, bekannte Spezialisten an ihren Hof nach Kassel zu holen. Beide beließen es dabei nicht beim reinen Mäzenatentum, sondern wurden auch selbst praktisch tätig: Während Wilhelms Interesse insbesondere der Astronomie galt, beteiligte Moritz sich an den alchemistischen Experimenten im Kasseler Laboratorium.

Im Falle Wilhelms wird das heilkundliche Interesse nicht zuletzt aus der Tatsache herrühren, daß er selbst sein Leben lang durch verschiedene Krankheiten beeinträchtigt gewesen ist und daß das Wissen um therapeutische Möglichkeiten für ihn damit von unmittelbarer Bedeutung war. Im Gegensatz zu seinem hochgewachsenen Sohn Moritz wird die Gestalt Wilhelms als gedrunken beschrieben. Mit zunehmendem Alter litt er unter einer Reihe von Gebrechen, bei denen es sich zum größten Teil um Erkrankungen handelte, die sich auf das Leben im höfischen Luxus zurückführen lassen, insbesondere auf übermäßiges Essen und Trinken. So verstärkte sich bei Wilhelm im Laufe seines Lebens die Symptomatik einer Gicht; daneben machten ihm ein Nabelbruch sowie Kurzatmigkeit, die sich durch die mit dem Alter zunehmende Fettleibigkeit verstärkte, zu schaffen.¹

Einen Eindruck von Wilhelms desolatem Gesundheitszustand in seinen letzten Lebensjahren geben die Briefe, welche er mit Dr. Leonhard Thurneisser² wechselte. Der Landgraf hatte den in kurbrandenburgischen Diensten stehenden Arzt des öfteren um Rat gefragt und zur Durchführung von Kuren nach Kassel gerufen.³ In den im September und Oktober 1583 geschriebenen Briefen⁴ klagte Wilhelm über eine Vorwölbung des Nabels,⁵ Atemprobleme,

¹ Vgl. Christoph von Rommel, Geschichte von Hessen, Band 5, Kassel 1835, S. 769.

² Leonhard Thurneisser zum Thurn, geboren 1531 in Basel, erlernte wie sein Vater den Beruf der Goldschmieds, Autodidakt auf medizinischem Gebiet, wurde nach Reisen durch Europa und den vorderen Orient 1571 zum Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg ernannt, wirkte daneben als Alchemist, Astrologe, Apotheker und Drucker in Berlin, verfaßte mehr als ein Dutzend Schriften, u.a. zur Harndiagnostik, gestorben 1596 in Köln. Vgl. Peter Morys, Medizin und Pharmazie in der Kosmologie Leonhard Thurneissers zum Thurn (1531-1596), Diss. Marburg 1981, sowie Johanna Bleker, Chemiatriische Vorstellungen und Analogiedenken in der Harndiagnostik Leonhard Thurneissers (1571 und 1576), in: Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte, 1976 Band 60, S. 66-75.

³ Vgl. Senta Schulz, Wilhelm IV. Landgraf von Hessen-Kassel (1532-1592), Diss. München 1941, S. 46.

⁴ LUB Kassel 4a 31#80.

⁵ „Wiewohl vnns nun dieselbig nicht wehe thutt, So ist es doch einn *Judicium mali status*.“ Ebd. Brief vom 3. September 1583.

sowie unklare Beschwerden im Bereich des Kreuzbeins. Im Oktober zog er sich auf der Jagd zusätzlich eine Verletzung an der Hand zu, welche nicht gut heilen wollte.⁶ Er bat Thurneisser um ärztlichen Rat. Derartige Ferndiagnosen gehörten damals durchaus zur medizinischen Praxis in Fällen, wo das persönliche Anreisen des Arztes nicht möglich war. Es wurden neben möglichst genauer Schilderung der Symptome häufig auch Urinproben übersandt, worauf im Gegenzug der Arzt entweder Ratschläge zur Zubereitung von Heilmitteln oder die nötigen Medikamente selbst schickte. Auch Landgraf Wilhelm sandte Thurneisser Urinproben zur weiteren Diagnostik. „So schickenn wir auch hieneben vnser *Vrinam*, mitt gn. gesinnen, ihr wollett ihnenn vleissig *distilliren* vnn [...] besehen“⁷.

Bei hier praktizierten Uroskopie handelt es sich um ein Beispiel für eine der ältesten Untersuchungsmethoden in der Medizin überhaupt. In der frühen Neuzeit gehörte sie zu den wichtigsten ärztlichen Tätigkeiten, und das Harnglas in der Hand des Arztes wurde zum Sinnbild der Heilkunst, wie zahlreiche Abbildungen belegen. Die Diagnose wurde dabei durch Inspektion, Geruchsprüfung, aber auch durch Verkostung des Urins getroffen.⁸ Leonhard Thurneisser ersetzte als einer der ersten die rein subjektiven Untersuchungsmethoden durch eine „chemische Uroskopie“.⁹ Bei seiner Form der Harndiagnostik handelte es sich um eine Vermischung verschiedener medizinischer Denkweisen des 16. Jahrhunderts. Zum einen bestand sie im Versuch einer chymiatrischen Trennung der drei paracelsischen Prinzipien Sulphur, Mercurius und Sal, andererseits arbeitete Thurneisser mit dem althergebrachten Verfahren der Körper-Harnglas-Analogie. So sollten bestimmte Abschnitte im Destillationsgefäß bestimmten Körperregionen entsprechen und damit Hinweise auf die Lokalisation der Krankheit geben.

Neben eigenen Beschwerden beschäftigte sich Wilhelm auch mit dem Gesundheitszustand anderer Personen am Hof und trat darüber in Korrespondenz mit Thurneisser. Dies zeigt sein weit über die persönlichen Gebrechen hinausgehendes Interesse für die Heilkunst. So schilderte er in einem Brief aus dem September 1583 die Erkrankung Georg von Scholleys, des Stadtkommandanten der Festung Kassel, welchem Thurneisser Medikamente hatte zukommen lassen, die dessen Tod jedoch nicht mehr hatten verhindern können. Der Vorfall bezeugt sowohl Wilhelms Anteilnahme an den Krankheitsfällen, die sich am Hof in Kassel

⁶ „Ist vnns einn strauch zwischen die Linckte schienen vnndt den gaull kommen, vnd hatt vnns geradt vff der schienen die handt enttzwey gerissen, daselbst schlecht nunn einn fluß zue, das durch das Pflaster wohl als als eines ½ thalers breitt pflegt zu netzenn [...]“ Ebd. Brief vom 17. Oktober 1583.

⁷ Ebd. Brief vom 3. September 1583.

⁸ Zur Geschichte der Harndiagnostik vgl. Hans Christoffel, Grundzüge der Uroskopie, in: Gesnerus, 1953 Band 10, S. 89-122, sowie J. Konert, Vom Steinschnitt zur Nierentransplantation. Ein medizinhistorischer Rückblick auf die Entwicklung der Urologie, Stuttgart 2002, S. 39-46.

⁹ Vgl. Bleker (wie Anm. 2), sowie Walter Pagel, Paracelsus. An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of the Renaissance, Basel / New York 1958, S. 195 f.

zutragen, als auch sein zweifellos vorhandenes pharmakologisches Interesse, das sich an anderer Stelle in der Nachfrage nach der Zusammensetzung einer Brustsalbe äußert: „Jhr habtt vnns hiervor zugeschriebenn, das der *gravitate anhelitus*¹⁰ mitt einem *Vnguento*, darmitt mann die brust salbenn sollte, wohl zu helffen, Da ihr vnns nun derenn ein wenig wollett mitt theilen, auch wir wissen möchten, was es vor *ingredientia* habe, wolttenn wir es versuchen vnndt sehenn was Gott vor gnadt darzue verleyenn wolte [...]“.¹¹

Die zitierte Passage legt die Vermutung nahe, daß Wilhelm persönlich in der Herstellung von Arzneimitteln experimentierte. Von seiner Frau Sabine ist dies bekannt.¹² Eindeutige Belege für eine Arbeit Wilhelms im Laboratorium liegen aber nur für den Bereich des Bergbaus, insbesondere für die Beschäftigung mit der Kohlenfeuerung in der Saline, vor.¹³ Das pharmakologische Interesse des Landgrafen dürfte in enger Verbindung gestanden haben mit seinen Bemühungen im Bereich der Botanik. An mehreren Orten in Kassel legte er botanische Gärten an und beschäftigte sich mit der Heilkraft der dort angebauten einheimischen und fremden Pflanzen.¹⁴

Wilhelm beschränkte sich in seinen Briefen an Thurneisser nicht auf die Schilderung von Symptomen, sondern stellte darüberhinaus begründete Überlegungen zu deren Ursachen an. So schrieb er am 3. September 1583: „Nach dem vnns dann auch etzliche *Symptomata*, sonderlichenn eines ruckenn wehes halbenn zusetzenn, welche vnns zu zeitten ankopftt, wann wir stehenn, oder ein stiegenn hinnan gehenn, als dann sie vnns grausamb martter annthutt, vnndt zeucht sich der schmerzenn biß inn die waden herunder, So baldt wir vns aber wieder setzen, *ipso momento* fueleenn wir nichts mehr, Dahero zu schliessen, das es nitt der Steinn oder *sciatica* (.als welche Gott geb mann stehe oder gehe, gefuelett wirdt.) Sondern sonst ettwa einn ander *malum* seinn mus [...]“.¹⁵ Wilhelm beschreibt hier Symptome, die heute wohl am ehesten im Sinne einer peripheren arteriellen Verschlusskrankheit zu verstehen wären, und schließt die Differentialdiagnosen einer Nephrolithiasis, bzw. eines Ischiassyndroms anhand der Schmerzcharakteristik aus.

Wilhelms Verfahren der Diagnosefindung entsprach dem ausgeprägten Bedürfnis der Menschen seiner Zeit, bestimmte Beschwerden stets ein und demselben Krankheitsbegriff zuzuordnen. Viele der damals definierten Krankheiten, wie „Wassersucht“ oder

¹⁰ Atemnot, wörtl.: Beschwerlichkeit des Atmens.

¹¹ Ebd. Brief vom 10. September 1583.

¹² Vgl. Hermann Schelenz, Wohlfahrtsbestrebungen in Hessen vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert, in: Deutsche Geschichtsblätter, Band 16, 1913, S. 231-243.

¹³ Vgl. Schulz (wie Anm. 3), S. 45.

¹⁴ Ebd. S. 43.

„Schwindsucht“ werden heute als Symptome aufgefaßt, die bei verschiedenen Grundkrankheiten auftreten können.¹⁵

Bei dem alternden Landgrafen Wilhelm handelte es sich um einen Patienten, der sich intensiv mit den eigenen Erkrankungen auseinandersetzte und Theorien über deren Entstehung entwickelte. Auch die Zusammenhänge zwischen seinem Lebenswandel und dem Krankheitsverlauf waren ihm durchaus bewußt.¹⁶ Mit dem Brief vom 3. September 1583 übersandte er eine Urinprobe an Thurneisser und schrieb dazu: „Wir fueren dis orts *imtemperatam Vitam*, wie ihr wist, wo freundt bey einander, es zuzugehen Pfllegt. darumb können wir wohll denckenn, das diesem Vrin nicht viell zuuertrauenn [...]“.¹⁷ Insbesondere die proteinreiche Ernährung und der Konsum von Bier dürften zu einer Verstärkung seiner Gichtbeschwerden geführt haben.

Wilhelm sammelte in Briefen enthaltene medizinische Erfahrung und erteilte seinen Verwandten und Freunden schriftlich und mündlich Rat zur Behandlung von Krankheiten wie Wassersucht, Syphilis, Steinleiden und Fieber.¹⁸ Als eines von vielen Beispielen kann sein Brief an den Grafen von Hoya aus dem Jahr 1575 zitiert werden. Als ihn die Nachricht erreichte, daß der Graf unter einer Wassersucht leide, drückte Wilhelm brieflich sein Mitgefühl und beste Genesungswünsche aus und erteilte Ratschläge zu Behandlung der Krankheit. Er griff dabei auf eigene Beobachtung zurück: „So wollenn wir euch nicht pergen das wir vor etzlich Jahren ein Verteuer gehabt, dessen hausfraw mitt der wassersucht hartt beladen, darvor Jhr mancherley Remedia geprauchet wordenn, aber nichts helffn wollenn, derwegenn die Medici ann Jro fast desperirt, nichts destoweniger aber hatt damals weilandt D. Burchhardus Mithobius, welcher nach dem allerley ann Jhr versucht wordenn, vnndt nichts helffen wollenn, entlich 4 loth blaue schwertlilien worzell genohmmen, vnd solche Inn ein maß biers gethann, es darmitt siedenn, vnd darnach die Patientin daruonn abents vnd morgens Jedes mals vier od fünff löffell voll trincken lassen, daher es mitt dem weibe neb gottlicher verleihung In wenig tag wied zu guter besserung gereicht, vnd lebt sie noch heutigs tags [...]“.¹⁹ Auch ein an Wassersucht erkranktes „Megdlein“ sei auf dieselbe Weise behandelt worden und es sei zu guter Besserung gekommen.

¹⁵ Vgl. Michael Stolberg, *Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit*, Köln 2003, S. 39 ff.

¹⁶ Zu Fragen der Diätetik in Bezug auf fürstliche Patienten: Andreas Körtgen, *Die Gesundheit des Fürsten. Diätetische Vorschriften für eine herausgehobene Menschengruppe von der Antike bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts*, Frankfurt / Bern 1982 (Marburger Schriften zur Medizingeschichte Band 3).

¹⁷ Ebd. Brief vom 3. September 1583

¹⁸ Vgl. Rommel (wie Anm. 1), S. 770 ff., sowie Rezepte gegen die Pest aus dem Jahr 1587, StAM 17 I Nr. 4744.

¹⁹ StAM 4f Hoya Nr. 5.

Bemerkenswert ist, daß Wilhelm seine Kenntnisse nicht überschätzte, sondern den Grafen Hoya ausdrücklich dazu aufforderte, ausführliche Rücksprache mit seinen Ärzten zu nehmen, um zu klären, ob das Mittel bei ihm ebenfalls indiziert wäre: „Dieß schreiben wir euch gleichwoll nit darumb das Jhr ebenn solch Medicamentum dieweils etzwas stark diesem vnserm bericht nach, geprauchen sollet, sond das Jr solchs mitt rath ewerer medicorum welche ewere Constitutio vnd itziger ewerer Schwachheitt gelegenheitt am pesten wissen, anstellet, ob wenn Jnen vor guth angesehen würde, das Jhrs auch also geprauchen möchtett [...]“.²⁰ Im Postskriptum verweist Wilhelm auf seine Frau Sabina, welche ebenfalls große Erfahrung in der Behandlung der Wassersucht habe. Sabina hatte das Interesse für die Medizin aus ihrer württembergischen Heimat mitgebracht und unterhielt im „Frauenzimmer“ des Schlosses eine eigene Apotheke.²¹

Im Bereich der Gesundheitspolitik können Wilhelms Maßnahmen zur Verhütung aller Arten von Seuchen als vorbildlich gelten.²² Neben einer frühzeitigen Isolierung von Kranken empfahl Wilhelm seinen Untertanen die ordentliche Anstellung von Landärzten: „[...] Gutt aber were es, das ezliche Stedte zusammen theten unnd einen *medicum* underhieltten, der Inenn in solchen leufften und nöten [*gemeint sind Seuchen, S.S.*] helfen konnte [...]“.²³ Es drückt sich hier das Bestreben Wilhelms aus, der weitverbreiteten Scheu seiner Untertanen, Geld für Ärzte auszugeben, entgegenzuwirken.²⁴

In der Frage der Seuchenbekämpfung stellte sich Wilhelm vielen Theologen seiner Zeit entgegen, indem er es, trotz immer wieder bekundeten Gottvertrauens, nicht beim Hoffen und Abwarten beließ, sondern wirksame Maßnahmen zur Eindämmung der Krankheit befahl. Dies zeigt sich in den Briefen an seinen Bruder Ludwig zu Marburg angesichts der dort wütenden Pest im Jahre 1575.²⁵ Wilhelm erklärte, er sei verwundert darüber, daß das Hoflager trotz der grassierenden Seuche noch nicht aus Marburg verlegt worden sei. Im folgenden Jahr schrieb er zum gleichen Thema an Georg von Scholley, den Oberst der Festung Kassel, einen Brief, in welchem er den mangelnden Gebrauch von Pestmitteln seitens der Bevölkerung auf den Einfluß der Predigten zurückführte, welche unter Berufung auf die göttliche Allmacht eine effektive Bekämpfung der Seuche verhinderten. Scholley solle darum die Prädikanten veranlassen, die Untertanen in der Predigt zum Gebrauch solcher Mittel anzuhalten.

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. Hermann Schelenz, *Geschichte der Pharmazie*, Hildesheim 1962 (unveränderter Nachdruck), S. 444.

²² Vgl. u.a. die Berichte über den Verlauf der Pest in den Jahren 1575-85 in Rommel (wie Anm. 1), S. 770 ff.

²³ Abgedruckt ebd., S. 670.

²⁴ Vgl. Schelenz (wie Anm. 12).

²⁵ Vgl. Schulz (wie Anm. 3), S. 44 f.

Weiterhin empfahl Wilhelm die Isolierung von Dörfern, in welchen Pestfälle auftraten, um eine weitere Ausbreitung der Krankheit zu verhindern.²⁶ Daß Wilhelm nicht nur die Sorge um seine Untertanen zu solchen Ermahnungen antrieb, sondern auch eigennützige Überlegungen eine Rolle gespielt haben, wird im zweiten Teil des Briefes deutlich: „Weill auch wir Jtzo hinn vnd wieder In vnserm Lande die Sommer Jagten angestellt, vnnd die zuthun vorhabens sein, So sollt Jr ann dennen orten, da Pestis grassiret, den leuthen gebietenn, das sie nit an solche orter da wir Jagenn oder liegenn werden lauffen [...]“.²⁷

Auch wenn uns die medizinischen Vorstellungen Wilhelms in Bezug auf die Bekämpfung von Seuchen fast modern anmuten, war seine Einstellung zur Medizin als Wissenschaft weniger neuzeitlich geprägt, sondern wurde beherrscht durch den Bezug auf die antiken Lehrer Hippokrates und Galen. In diesem Sinne wird verständlich, daß er sich ausdrücklich gegen einen der größten Neuerer seines Jahrhunderts wandte: den Arzt und Naturforscher Paracelsus (eigentl. Philipp Aureolus Theophrast Bombast von Hohenheim), der die antiken Autoritäten ablehnte und eine grundlegende Reform der medizinischen Wissenschaft forderte, welche zu einem im weitesten Sinne „chemischen“ Verständnis des Organismus führen sollte.²⁸ Wilhelm schloß sich in dieser Hinsicht den Vorstellungen seines Vaters, Philipps des Großmütigen, an, der – von Melanchthon beraten – im Zusammenhang mit der Universitätsgründung eine vom Humanismus geprägte und philologisch orientierte Medizin bevorzugt hatte.²⁹

Der Paracelsismus als eines der wichtigsten intellektuellen Phänomene des 16. Jahrhunderts begann seine Verbreitung in der Generation nach dem Tode des Begründers im Jahr 1541 und war, da ihm ein erbitterter Widerstand von Seiten der Galeniker begegnete, von Beginn an auf die Förderung durch aufgeschlossene Fürsten, die häufig dem Protestantismus angehörten, angewiesen.³⁰ Ab dem Jahr 1560 läßt sich eine deutliche Tendenz zur Aufnahme von paracelsistisch geprägten Leibärzten an europäischen Fürstenhöfen ausmachen,³¹ welche auch mit nicht-medizinischen Aufgaben in den Bereichen von Mathematik, Mineralogie, Botanik oder als Dichter beschäftigt wurden. Während sein Sohn Moritz zu einem überzeugten Förderer der paracelsistischen Medizin werden sollte, blieb Wilhelm der neuen Bewegung

²⁶ „Ist derwegen an euch vnser beuelch Jngnadenn das Jr an denne orten alda also solche gifft grassirt vnd eingerissen ist oder noch Jnn künfftig einreissen würde, die ernstliche verschaffung thut, das sie sih eingezogenn haltenn, vnnd nit Jnn andere stedt vnnd dorffer da es noch rein ist, lauffen, vnd andere mit Jnnen vergifften, bei vermeidung vnser vngnedigen straff die ir auch Jegenn die verprecher vornemen sollet“, StaM 17 I Nr. 4744.

²⁷ Ebd.

²⁸ Zu Paracelsus vgl. Pagel (wie Anm. 9), sowie Udo Benzenhöfer (Hg.), Paracelsus, Darmstadt 1993.

²⁹ Zum kritischen Verhältnis Wilhelms zum Paracelsismus vgl. Guido Jüttner, Wilhelm Gratarolus, Benedikt Aretius. Naturwissenschaftliche Beziehungen der Universität Marburg zur Schweiz im sechzehnten Jahrhundert, Diss. Marburg 1969, S. 34 ff.

³⁰ Vgl. Hugh Trevor-Roper, The Court Physician and Paracelsianism, in: Vivian Nutton (Hg.), Medicine at the Courts of Europe, 1500-1837, London / New York 1990, S. 79-94.

³¹ Ebd. S. 88.

gegenüber zeitlebens skeptisch und nahm in Bezug auf die Medizin als Wissenschaft eine konservative Position ein.

Die kritische Haltung Wilhelms soll an einem Beispiel verdeutlicht werden. Als Herzog Johann Casimir, der Vormund des jungen Kurfürsten von der Pfalz, den Arzt Rascalon zum Leibarzt bestellte, drückte Wilhelm brieflich seine Besorgnis darüber aus, daß künftig ein Paracelsist dem jungen Herrn dienen solle.³² Wörtlich schreibt er: „daß E.L. [Euer Liebden] D. [Doctor] Rascalon für ein Medicum, auf unsern jungen Vettern zu warten, bestellt, sintemal derselbe ein Paracelsist ist, daher seine Medikamenta dem jungen Herrn unsers Besorgnis so dienlich nicht sein werden. Wollten derowegen eher zu einem guten alten, erfahrenen Medico, der ein Galenicus und Hyppokratus wär, raten, dessen cura ein solche Gefahr wie der Paracelsisten nicht auf sich hätt.“³³

Das Mißtrauen Wilhelms gegenüber dem Paracelsismus zeigt sich auch in den Überlegungen angesichts der Wiederbesetzung der Stelle des verstorbenen Leibmedicus Johannes Albertus Hyperius im Mai 1591. In einem Brief an die Universität Marburg³⁴ schilderte der Landgraf sein Anliegen, einen Nachfolger für Hyperius zu finden, und bat deshalb um eine Liste aller Stipendiaten der Medizin, welche im Studium so weit fortgeschritten seien, daß sie für diese Aufgabe geeignet sein könnten. Dazu forderte er die Angabe von Namen, Geburtsort und -jahr, sowie Dauer und Ort des Studiums, „desgleichen welchs ortts, dißmehls ein Jeglicher sein wohnung vnndt vnderhalt habe, Vnndt ob nitt auch *Paracelsisten* oder sonstet fürtreffliche *ingenia* darunder seyen, Sondern auch vns eines jeden In sonderheitt wegen, ewer bedenken, vndt welches Jhr meinet, wie an obgedachtes Hyperij Stadt gebrauchen könnten [...]“³⁵.

Den zu seiner Zeit weit verbreiteten Wunderglauben an die Alchemie lehnte Wilhelm ab.³⁶ Gegenüber der Möglichkeit, auf chemischen Wege Gold herzustellen, einem der wichtigsten alchemistischen Probleme, hegt er große Zweifel. Die Arbeiten in dem von Wilhelm erbauten Laboratorium setzten sich demnach weniger mit der Vervollkommnung alchemistischer Methoden, sondern vor allem mit Problemen des Bergbaus, der den Landgrafen viel beschäftigte, auseinander. Die hier gefundenen Ergebnisse, die z.B. die Kohlefeuerung in der Saline betrafen, wurden auch in die Praxis umgesetzt.³⁷ Der Ausbau alchemistischer

³² Vgl. Schulz (wie Anm. 3), S. 45.

³³ Zitiert nach Schulz, ebd.

³⁴ StAM 22b Pak 28 fol 197 f.

³⁵ Ebd. fol 198.

³⁶ Vgl. Schulz (wie Anm. 3), S. 46.

³⁷ Ebd., S. 45.

Laboratorien und die Bemühungen, führende Adepten dieser Kunst an den Hof nach Kassel zu holen, werden erst unter Wilhelms Sohn Moritz ihren Höhepunkt finden.³⁸

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß Wilhelms Interesse an der Medizin sich in erster Linie auf praktisch-therapeutische Fragen, sowie auf Probleme der Prävention konzentrierte. Die Förderung der Alchemie und damit der Fortentwicklung der medizinischen Wissenschaft sollte erst unter seinem Sohn Moritz ihren Höhepunkt am Kasseler Hof finden. Der Grund für diese Betonung der im engeren Sinne praktischen Aspekte der Medizin kann in Wilhelms persönlicher Betroffenheit von Krankheit gesucht werden, die vor allem in den letzten Lebensjahren sein Denken bestimmt haben wird. Gerade bei ihm finden wir mit der Gicht und den Folgen des Übergewichts in besonderem Maße diejenigen Krankheiten, die sich auf die spezifisch höfischen Eß- und Trinkgewohnheiten zurückführen lassen.



Abb. 2 Wilhelm und seine Frau Sabina

³⁸ Zur Rolle der Alchemie am Hofe Moritz': Bruce T. Moran, *The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632)*, Stuttgart 1991.



Abb. 3 Wilhelm IV. von Hessen-Kassel

4. Moritz der Gelehrte als Förderer der alchemistischen Wissenschaft

Als der Hofarzt Heinrich Petraeus im Auftrag des Landgrafen Moritz im Jahr 1617 ein Handbuch der Wundarzneykunde herausgab, bemerkte er im Vorwort über seinen Herren, dieser habe „von Jugend auf nach dem Exempel der alten Könige und Fürsten, wie zu allen andern, also sonderlich zu der edlen Artzneykunst gnedige Zuneigung, lust und lieb getragen, sich fleissig darinnen geübt und befragt, mit eigenen Händen Artzneien, sonderlich auff die Kunstreiche Chymistische art zubereitet“.¹ Das Verhältnis des Landgrafen Moritz zur Medizin wird nicht nur durch seinen Vater, sondern auch durch die Mutter, Sabina von Württemberg, beeinflußt worden sein. Sie unterhielt im Kasseler Schloß eine Apotheke und pflegte Arzneien in Form von Hausmitteln selbst herzustellen.²

Am Pfingsttag, dem 25. Mai des Jahres 1572 geboren, war Moritz zunächst ein gesundes Kind, wovon die zahlreichen Glückwünsche zu seiner Geburt zeugten. Unter vielen anderen gratulierte Eleonora Fürstin zu Anhalt, die Schwester Sabinas zu Württemberg, ihrem Schwager Wilhelm am 30. Mai 1572 mit den Worten „ein Junges wolgestaltetes Herlein am Heyligen Pfingstage des morgens frue, ein viertel fur zwey vhren, glücklichen mitt beiderseits guter gesundheit“.³

Eine erste Krankheit ereilte Moritz im Alter von acht Monaten, wie sein Vater in einem Brief vom 2. Februar 1573 dem Kurfürsten August von Sachsen mitteilte: „Was aber unser Sohnlein Moritz belangt, Sagen wie E:L: gleicher gestalt von wegen des Ihme zugeschickten Newen jars frl. dank, vnd ob er woll bißhero zimlich woll zuegenohmen, So hat er doch etwa vor acht tagen eine beul hinter einem Ohr, schier einer welschen nuß groß bekohmmen, befindenn gleichwoll nicht, das er einige vnnaturliche hitz bey sich habe, Wie es nun gott der Herr mitt Ihm schicken wirdett, mussenn Wir sehen, Hoffen gleichwoll zue gott es solle mitt Ihm Kein noth haben.“⁴ Die beschriebene Schwellung legt den Verdacht nahe, daß es sich bei der Erkrankung Moritz' um eine Otitis media gehandelt hat, die sich zu einer Mastoiditis ausweitete. Für diese Diagnose spricht außerdem, daß die Ohren dem jungen Landgrafen auch noch in späteren Jahren Probleme machen sollten, wovon ein Bericht des Leibarztes Dr.

¹ Heinrich Petraeus, *Encheiridon Cheirurgicum: Handbüchlein oder kurtzer Begriff der Wundarzney*, Marburg 1617, Vorwort. Es ist nicht auszuschließen, daß Landgraf Moritz, der ein großes Interesse auch für die Wundarzney hegte, Teile des Buches oder zumindest dessen Konzeption selbst verfaßt hat, es unter seinem eigenem Namen zu veröffentlichen aber nicht für angemessen hielt. Vgl. hierzu Heiner Borggreffe, *Moritz der Gelehrte - Höfische Erziehung und fürstliches Weltbild um 1600*, in: Heiner Borggreffe / Vera Lüpkes / Hans Ottomeyer (Hg.), *Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa*, Eurasburg 1997, S. 13-20, hier S. 16, sowie ebd. S. 365.

² Vgl. Irmgard Dübber, *Zur Geschichte des Medizinal- und Apothekenwesens in Hessen-Kassel und Hessen-Marburg von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Krieg*, Diss. Marburg 1969, S. 80 f.

³ StAM 4a Nr. 37, 1 Landgraf Moritz. Geburt, Taufe, Glückwünsche, Gesundheitszustand.

⁴ Ebd.

Johann Wolff über den Dreizehnjährigen Zeugnis ablegt. Wolff schrieb im März 1596 an Wilhelms Bruder Ludwig: „Nachdem ich gestern mittags anhero kummen, hab ich meinen g.f. vnd hern L. Moritzen Vmb mittags Zeit zwar etwas leidlich befunden, als es aber kegen abent kahn, erhub sich wiederum das saußen im Lincken ohr, auch duet es etwas Wehe vnd sonderlich kompt es per intervalla mit stichen, das seine f.G. sich vor 5 Uhren zu bet begeben [...]“.⁵

Zu Moritz' Beschwerden in höherem Lebensalter zählte, wie bei seinem Vater, die Gicht, die Schulter- und Fußgelenke befiel und nicht zuletzt Folge eines gestörten Stoffwechsels aufgrund der üppigen Ernährung am Hofe gewesen sein dürfte.

Über die Todesursache schließlich gibt ein Brief des Leibarztes Johannes Rhenanus, den er am 24. Februar 1632 im Exil in Eschwege schrieb, einige Andeutungen: „[...] deme soll ich in aller eyle aus betrübtem gemüthe nicht verhalten, welcher gestallt Meinem genedigen Fürsten vnd herrn, herrn Moritzen Landgrawen zu heßen etc. dießes tag nach 3. vhren ein beschwerlich accidents zugestanden, daß in deme man Ifgn [Ihre fürstlichen Gnaden] auff einen Stuele gebracht, das bette zu machen, dero gantz seltsam worden daß man die mit großer mühe wieder zu bette bringen können, da die dann immer zu einem schlummern gelegen, auch nicht gewust, weder daß man die verbunden, noch daß dero vbel gewesen, haben auch dero gemahlin nicht recht gekennt, vnd seltsam geredt, nur auch ietzo hora septima gekennt, daß die da liegen, vnd seltsame phantasien haben [...]“.⁶ Neben Schwindel und Verwirrungszuständen klagt Moritz in seinen letzten Lebenstagen über Schmerzen im Bereich unterhalb der Leber, und Rhenanus berichtete über einen Bubo, der sich noch nicht geöffnet habe. Am 27. Februar war nach den Angaben Rhenanus „fast keine *spes reconvalescentiae* mehr vorhanden“.⁷ Moritz verstarb schließlich am 15. März 1632. Die geschilderten Verwirrungszustände und die bekannte Hyperurikämie erlauben die Verdachtsdiagnose einer terminalen Niereninsuffizienz.

Im Hinblick auf den theoretisch-medizinischen Bereich fiel das Leben Moritz' des Gelehrten in eine Übergangszeit, die durch das Umdenken zu einem neuen Wissenschaftsbegriff geprägt war. Die kritisch-beschreibende experimentelle Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Fragen rückte in der frühen Neuzeit mehr und mehr in den Vordergrund, und löste althergebrachte und an antiken Schriften orientierte Konzepte ab.⁸

⁵ Ebd.

⁶ StAM 4a Nr. 38,8 L. Moritz, Berichte über dessen Krankheit und Ableben.

⁷ Ebd.

⁸ Vgl. Christoph Meinel (Hg.), *Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*, Wolfenbütteler Forschungen Band 32, Wiesbaden 1986, sowie Eduard Seidler, *Abendländische Neuzeit*, in:

Im Bereich der wissenschaftlichen Interessen Moritz' des Gelehrten ist an erster Stelle seine Förderung der Alchemie zu nennen. Er nahm damit im Gegensatz zu seinem Vater Wilhelm eine den Umständen seiner Zeit gemäß fortschrittliche Haltung ein. Sucht man nach Faktoren, die Moritz' Abkehr von der philologisch orientierten Medizin begründet haben könnten, ist ein Blick auf seine eigene universitäre Ausbildung naheliegend und liefert ein wichtiges Indiz: Er hatte sich im Rahmen seines Studiums in Marburg bereits im Alter von zwölf Jahren mit den Schriften des Petrus Ramus beschäftigt, der eine Abkehr vom Humanismus und eine Hinwendung zur empirisch orientierten Naturwissenschaft gefordert hatte.⁹ Ramus trug mit seiner Kritik an einer Wissenschaft, die sich auf eine Auslegung der als oberste Autorität betrachteten antiken Texte beschränkte, entscheidend zur Emanzipation der Naturwissenschaften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bei.

Daß Moritz auch in späteren Jahren ein entschiedener Vertreter der neuen, experimentell begründeten Wissenschaft war, fand in der Vorherrschaft der Alchemie am Kasseler Hof seinen Ausdruck. Bei Moran heißt es dazu: „More than any other princely court in northern Europe, the Kassel court stands out as the center of occult patronage in the years prior to the outbreak of the Thirty Years' War.”¹⁰ Moritz war ungeachtet der Warnungen seines Vaters der geheimen Wissenschaft verfallen, stand in intensivem Briefkontakt mit den führenden Adepten dieser Kunst und versuchte, sie für seinen Hof in Kassel zu gewinnen, wie zum Beispiel im Falle des Quercentanus (frz. Joseph Duchesne)¹¹, der Leibarzt des französischen Königs Henri IV. war.¹²

Die Kasseler Leibärzte dienten Moritz dabei als Diplomaten in Sachen der Alchemie, so schrieb ihm Jacob Mosanus im Mai 1604 aus Straßburg: “Concerning my voyage; I must rest here this day, by reason that to morrowe goeth a coche to Paris, and the cocher hath promised to deliver us at Paris in nine dayes but I doe here that Quercentanus is sometymes at Paris other whiles at Geneff , howsoever it be, I will (God willing) speake with him before my

Heinrich Schipperges / Eduard Seidler / Paul U. Unschuld (Hgg.), *Krankheit, Heilkunst, Heilung*, Freiburg / München 1978, S. 303-342, hier S. 315 ff., sowie Wilhelm Ganzenmüller, *Beiträge zur Geschichte der Technologie und der Alchemie*, Weinheim 1956, insbesondere S. 300 ff.

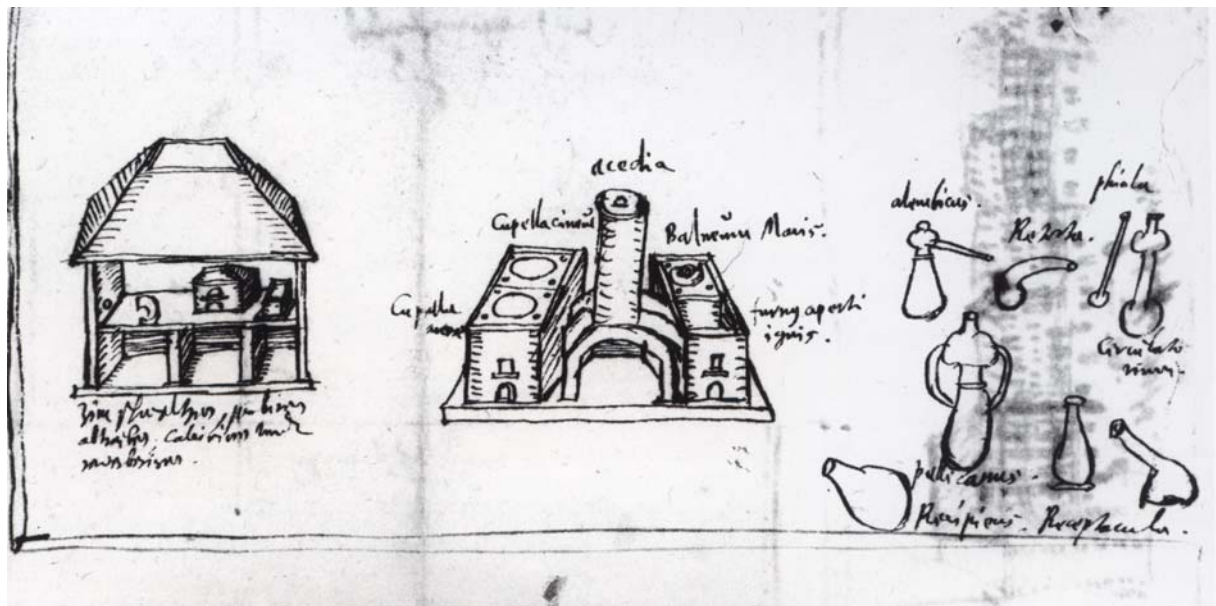
⁹ Vgl. Borggreffe (wie Anm. 1), S. 15 f.

¹⁰ Bruce T. Moran, *The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632)* (= *Sudhoffs Archiv, Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte*, Heft 2), Stuttgart 1991, S. 8.

¹¹ Joseph Duchesne wurde zunächst in Bordeaux zum praktischen Arzt ausgebildet und erwarb nach Reisen durch Deutschland und die Schweiz 1572 einen Doktorgrad der Universität Basel. In der Folge nahm er eine Stelle als Leibarzt am Hof des französischen Königs Henri IV. ein und übernahm auch diplomatische Dienste für den König. Zwischen 1575 und 1608 veröffentlichte er insgesamt 14 Schriften vorwiegend alchemistischen Inhalts. Vgl. Borggreffe (wie Anm. 1), S. 368.

¹² Vgl. Heiner Borggreffe, *Das alchemistische Laboratorium Moritz des Gelehrten im Kasseler Lusthaus*, in: Gerhard Menk (Hg.), *Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft*, Marburg 2000, S. 229-252. Zu Quercentanus u.a. Hans-Werner Schütt, *Auf der Suche nach dem Stein der Weisen. Die Geschichte der Alchemie*, München 2000, S. 463 f.

Die von Moritz unterhaltenen Laboratorien zählten nach Angaben des Quercentanus zu den am besten ausgestatteten, die man um 1600 an europäischen Fürstenhöfen vorfinden konnte.¹⁴ Der Landgraf war nicht allein als Mäzen und Geldgeber tätig, sondern nahm aktiv teil an den alchemistischen Experimenten, was seine Wertschätzung der wissenschaftlichen Praxis beweist.



Moritz' Bemühungen um die Alchemie führten dazu, daß er sie auch wissenschaftlich zu etablieren suchte, indem er den ersten deutschen Lehrstuhl für „Chymie“ an der Universität Marburg gründete und mit Johannes Hartmann (1568-1631) besetzte.¹⁵ Der aus Amberg stammende Hartmann hatte zunächst die nach dem Tode Victorinus Schönfeldts¹⁶ freigewordene Position eines Professors der Mathematik in Marburg innegehabt, wurde jedoch oft von Moritz nach Kassel beordert, um ihm bei seinen astronomischen Studien als Ratgeber zu dienen.¹⁷ Nachdem eine Visitation der Universität Marburg im Jahr 1607 die

¹⁷ Vgl. Brief Moritz an Ludwig vom 5. 3. 1598, StAM 22b Pak. 41 fol 131: „mögen wir freundlicher wolmeinung nicht verhalten, das wir ein vornehmes vnd sehr nutzliches werck in *Mathesi vnnd obseruationibus stellarum* vorhaben, so wir zu *continuiren* vnnd geliebts Gott mit der zeit auch andern leuten zu gutem durch

Situation der medizinischen Lehre als deutlich verbesserungswürdig angetroffen hatte, entschloß sich Moritz zu einer Modernisierung der Fakultät und ernannte Hartmann zum „Professor Publicus“ der Chymie, d.h. einer im weitesten Sinne chemisch orientierten Medizin. Die Chymie unter Hartmann verstand sich einerseits als praktische Laborwissenschaft – die Studenten lernten bei ihm die Zusammenstellung chemischer Substanzen zum medizinischen Gebrauch –, zeigte aber andererseits klare Verbindungen zur spirituellen und okkulten Weltansicht der Alchemie. Unter diesem Aspekt ist es Moritz gelungen, mit seiner Ernennung Johannes Hartmanns die Fortentwicklung alchemistischer Ansätze in den universitären Bereich hinein zu erweitern.

In enger Verbindung mit beschriebenen medizinischen Strömungen der Zeit standen weiterhin die Vorstellungen des Paracelsismus. Während Wilhelm IV. die Paracelsisten, gerade in der Funktion von Leibärzten, auf das schärfste abgelehnt hatte, schloß sich sein Sohn Moritz einer Tendenz des 16. Jahrhunderts an und nahm bevorzugt Ärzte, welche dieser Bewegung nahestanden, an den Hof. Trevor-Roper spricht von Moritz als dem „most effective patron of Paracelsianism in Germany“.¹⁸ Es ist in diesem Zusammenhang unter anderem die Ernennung des Jacob Mosanus zum Leibarzt zu nennen, der neben seiner ärztlichen Tätigkeit für die fürstliche Familie und weitere Personen am Hof zum Einkauf von Chemikalien und anderem Laborbedarf im Auftrag des Landgrafen nach Straßburg und Paris reiste.

In seiner Förderung des Paracelsismus, der Alchemie und anderer okkulten Praktiken stand Moritz der Gelehrte unter den Fürsten Europas nicht allein. Als wohl prominentester Anhänger des Okkultismus ist Kaiser Rudolph II. zu nennen, der 1608 mit Michael Maier einen Rosenkreuzer und Alchemisten zu seinem Leibarzt ernannte.¹⁹ Während sich jedoch viele der Herrscher auf großzügiges Mäzenatentum beschränkten und passiv die Anwesenheit und Ausstrahlung von gelehrten Männern an ihrem Hof genossen, tritt bei Moritz ganz deutlich jene aktive Beteiligung an Projekten der Naturbeobachtung in den Vordergrund, die bereits seinen Vater im Bereich der Astronomie ausgezeichnet hatte. Dieser Forscherdrang läßt sich einerseits als ein rein wissenschaftliches Interesse an der Entdeckung und Beschreibung der Natur verstehen, es sollte aber nicht außer Acht gelassen werden, daß der Wunsch nach der Beherrschung der Natur zugleich eine Demonstration der persönlichen

offentlichen druck an tag kommen zulaßenn gemeint, Darzu wir aber vnsers *Professoris* zu Marburg *M. Johannis Hartmanni opera* bedürfftig, vnnd derowegen gerne sehen möchten, weil solch werck zeit vnnd weil erfordern, Das ehr *Hartmannus* sich zu vnns widerumb nacher cabel begeben, vnnd daselbst nieder thett, Damit wir ihnen also zubeforderung solches Nützlichen wercks stets ann hanndt haben könnent“ Zur medizinischen Bedeutung der Astronomie insbesondere bei Paracelsus vgl. H. Schipperges, *Krankheit und Kranksein*, Berlin / Heidelberg 1999, S. 82 f.

¹⁸ Vgl. Hugh Trevor-Roper, *The Court Physician and Paracelsism*, in: Vivian Nutton (Hg.), *Medicine at the Courts of Europe, 1500-1837*, London / New York 1990, S. 79-95, hier S. 89.

¹⁹ Vgl. Moran (wie Anm. 10), S. 103.

Stärke des Fürsten war.²⁰ Im Falle Moritz` bietet sich zusätzlich die Interpretation an, seine zunehmende Hinwendung zur Alchemie als einen Akt der Verzweiflung an seiner über lange Zeit weitgehend erfolglosen Politik zu verstehen.



Abb. 5 Der Alchemist, Stich Philip Galle (?) nach Pieter Bruegel d.Ä.

Im Gegensatz zu seinem Vater nahm Moritz zur Medizin als Wissenschaft eine weitestgehend fortschrittliche Haltung ein. Auch seine Medizinalpolitik befand sich auf der Höhe der Zeit. Als wichtigste Maßnahme des Landgrafen ist der Erlass einer Medizinalordnung im Jahr 1616 zu nennen, die erstmals in Hessen den Anspruch erhob, das gesamte Medizinalwesen einheitlich zu regeln. Moritz war damit zwar nicht der erste deutsche Fürst, der eine umfassende Medizinalordnung erließ,²¹ er führte aber im Vergleich zu vorangegangenen Ordnungen Änderungen ein, die speziell auf die hessischen Verhältnisse zugeschnitten und

²⁰ Ebd., S. 171 ff.

²¹ Vergleiche hierzu etwa den im gleichen Jahr erlassenen „Codex Maximilianeus“, welcher unter anderem das bayrische Medizinalwesen regelte. Dazu: Alexander von Hoffmeister, Das Medizinalwesen im Kurfürstentum Bayern. Wirken und Einfluß der Leib- und Hofärzte auf Gesetzgebung und Organisation (= Neue Münchner Beiträge zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, Bd. 6), München 1975, S. 22 ff.

durch den starken Einfluß der Iatrochemie gekennzeichnet waren.²² Hier läßt sich demnach ein Einfluß der medizintheoretischen Vorstellungen eines Fürsten auf sein politisches Handeln feststellen. Die Medizinalordnung von 1616 soll in einem späteren Kapitel gesondert behandelt werden.

Was das gesundheitsschädigende Verhalten seiner Diener am Hof zu Kassel betraf, zeigte Moritz mehr Problembewußtsein als sein Vater und war um Regulierung des Luxus bemüht. Er lehnte die Völlerei des Gesindes ab und schränkte die Speisungen zu Hofe in der Hofordnung von 1603 ausdrücklich ein.²³ Die Kürzung der Mahlzeiten hatte nicht nur ökonomische Gründe, sondern entsprach dem Wunsch des Herrschers nach allgemeiner Mäßigung. Regulierende Maßnahmen dieser Art hatten in der Hofordnung seines Vaters Wilhelm vollständig gefehlt.²⁴ Wilhelm wandte sich nicht vorrangig gegen Unmäßigkeit im Essen und Trinken, sondern war vor allem bemüht, den Unsitten zu Tisch Einhalt zu gebieten. Im einzelnen wurden verboten: Fluchen, Pfeifen, lautes Lachen, mutwillige Beschädigung des Geschirrs, ungerechtfertigte Beschwerden über das Essen und einiges mehr.

In Bezug auf den Alkoholkonsum und das reichhaltige Essen wurde Moritz zu einem Verfechter der Mäßigkeit, eine persönliche Einstellung, die auch in äußerlichen Gesten ihren Ausdruck fand. Er wurde zum Mitgründer eines Mäßigkeitsordens, der im Dezember 1601 zu Heidelberg gestiftet wurde und dessen Statuten die Unterzeichnenden zur Einschränkung ihres Trink- und Eßverhaltens verpflichteten.²⁵ Es sollten nicht mehr als zwei Mahlzeiten innerhalb von 24 Stunden eingenommen werden, und der Weingenuß sollte sich auf sieben Ordensbecher pro Mahlzeit beschränken, um alles „Vollsaufen“ zu verhindern. Bei Übertretung der Statuten waren drei Strafen nach unterschiedlicher Schwere des Vergehens vorgesehen: Die schwerste Strafe war das Untersagen von jeglichem Ritterspiel über ein Jahr, die mittlere verbot das Weintrinken vollständig bis zum Ablauf der vereinbarten Ordenszeit und als leichteste Strafe war die Abgabe von zwei Pferden oder wahlweise Zahlung von 300 Talern vorgesehen. Es ist kennzeichnend, daß für die wohlhabenden Unterzeichner der Statuten die Abgabe von materiellen Gütern im Vergleich zur Einschränkung der persönlichen Freiheit als geringergradiger Eingriff angesehen wurde.

²² Vgl. Dübber (wie Anm. 2), S. 268 ff.

²³ StAM 4b, 66 L. Moritz, Hofordnung: „Man soll hinführo niemand als den Fürstlichen Personen suppen uff vnd in ihre gemach geben, dieselbigen auch nur an brüen die man nach gelegenheit endern kann, sonst aber das kalt bratens, butter vnd dergleich halbe malzeiten, als eine vergeudunge gantz einstellen. Jedoch sollen alle morgen umb 7 vhr gegebenen zeichen des Trompters im Ordinarie eß saall suppen vonn brüen neben einem guten trunck weins vor die herrn, [...] Eddeleude, Frawenzimmer Megte, Eddeknaben vnnd ander officirer zu Gott so in der speisunge begriffen seinn uf ihre tisch uftragen werdenn“

²⁴ Vgl. Ludwig Zimmermann (Hg.), Quellen zur Verwaltungsgeschichte hessischer Territorien: Der ökonomische Staat Landgraf Wilhelms IV. (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XVII.2), Marburg 1934, S. 171-177.

²⁵ Abgedruckt in: Christoph von Rommel, Geschichte von Hessen, Bd. 6, Kassel 1837, S. 357 ff.

Neben dem Pfalzgrafen Friedrich und Moritz von Hessen-Kassel als den Gründern des Mäßigkeitsordens zählten noch einige weitere mitteldeutsche Fürsten zu den Unterzeichnern. Der im Jahr 1601 in Heidelberg gestiftete Orden war nicht der erste seiner Art in Europa, sondern hatte ähnliche Einrichtungen, z.B. durch Alphons von Aragonien im 15. Jahrhundert oder durch die Kurfürsten von der Pfalz im 16. Jahrhundert zum Vorbild.²⁶

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß die Aufgeschlossenheit gegenüber wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklungen, welche die Persönlichkeit des Landgrafen Moritz kennzeichnete, sich auch in seinem Verhältnis zur Medizin widerspiegelte. Insbesondere in seiner Förderung der Alchemie und seiner fortschrittlichen Medizinalpolitik nahm er einen Spitzenplatz unter den deutschen Fürsten zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein. Der besondere Stellenwert, den er der Medizin zuerkannte, dürfte nicht zuletzt aus seiner persönlichen Erfahrung als Patient herrühren.

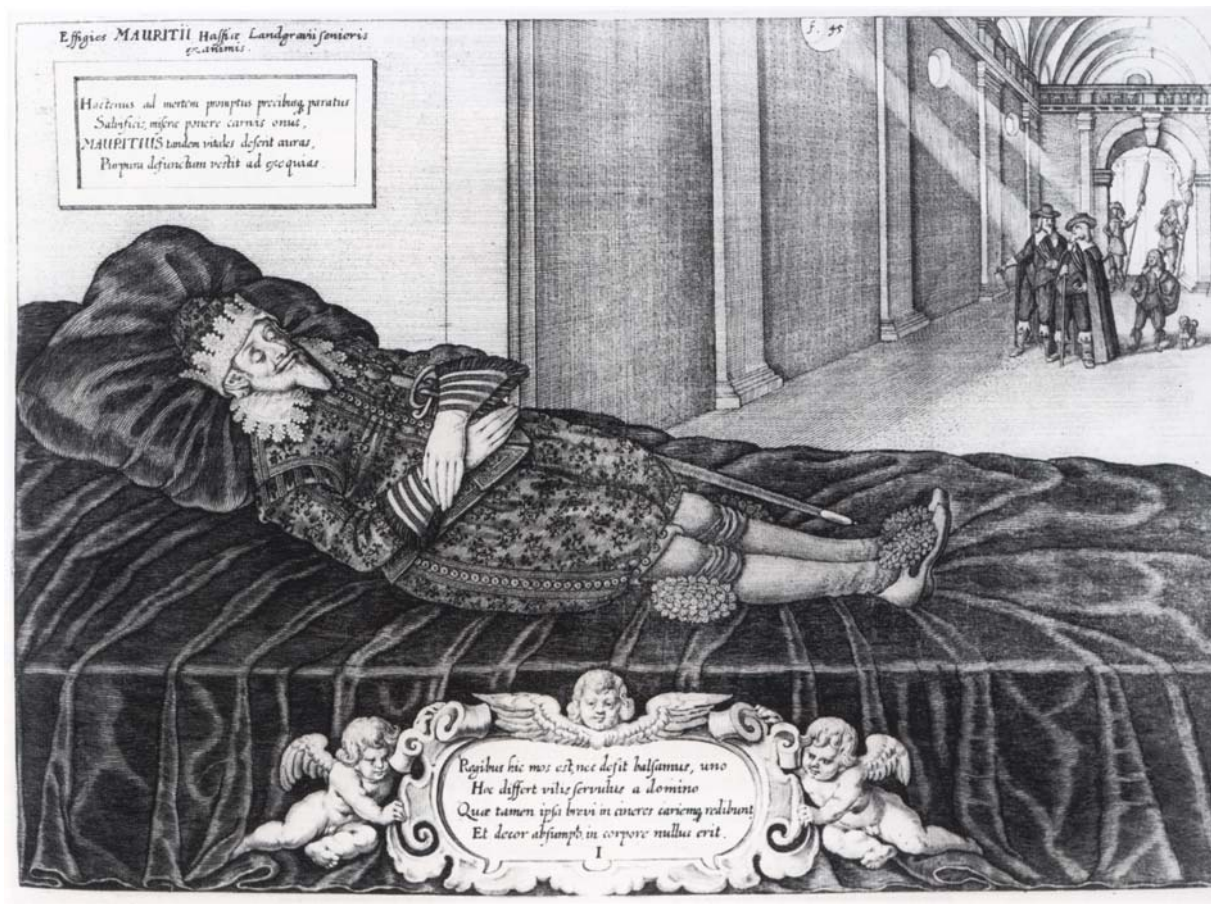


Abb. 6 Moritz auf dem Totenbett

²⁶ Ebd., S. 305.



Abb. 7 Landgraf Moritz der Gelehrte

III. Die Leibärzte der hessischen Landgrafen

1. Allgemeines

Bei den Leibärzten der hessischen Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz handelt es sich um eine sehr heterogene Personengruppe, innerhalb derer Art und Dauer der Anstellung stark differieren konnten. Leider fehlt eine zeitgenössische oder retrospektiv aufgestellte Übersicht der Leibärzte, aus welcher hervorginge, welcher Arzt in welchen Jahren am Hofe tätig war. Eine solche Übersicht mit dem Anspruch der Vollständigkeit zu erstellen dürfte auf Grundlage des Quellenmaterials nicht möglich sein, da manche Ärzte nur kurze Zeit und eventuell auch ohne ausdrückliche Anstellung am Hof in Kassel tätig waren und über ihre Arbeit keine Unterlagen erhalten sind. Um dennoch einen Überblick über das Aufgabenfeld, die Entlohnung und den sozialen Status der hessischen Leibärzte zu gewinnen, bietet es sich an, deren Bestallungsurkunden als Quellen zu verwenden. Sie erlauben Aufschluß über einige grundsätzliche Aspekte der Beschäftigung. Es muß dabei allerdings berücksichtigt werden, daß es sich hier um normative Texte handelt, die zumeist zu Beginn des Beschäftigungsverhältnisses aufgesetzt wurden und im Einzelfall möglicherweise kein realistisches Bild der Berufsausübung liefern. So ist es insbesondere in Fragen der Präsenzpflcht immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den Landgrafen und ihren Dienern gekommen, da die Bestimmungen in der Bestallungsurkunde nicht ausreichend genau festgehalten waren oder aber schlicht nicht eingehalten wurden.

Es muß weiterhin berücksichtigt werden, daß die Bezeichnungen „Leibarzt“ oder „Hofmedicus“ keine einheitliche Personengruppe umfaßten. Neben den verschiedenen außerärztlichen Aufgaben war auch das Verhältnis zu Fürst und Hof höchst unterschiedlich. So bestanden zum Beispiel differierende Regelungen hinsichtlich der genauen Dienstbezeichnung, der Präsenzpflcht, des Patientenkreises (und damit der Möglichkeit, neben der medizinischen Betreuung der fürstlichen Familie eine Privatpraxis auszuüben), der Dauer der Bestallung, der Besoldung in Geld und Naturalien und zusätzlichen außerärztlichen Tätigkeiten, welche ausdrücklich in der Bestallung erwähnt wurden. Es soll im folgenden versucht werden, anhand von elf Bestallungsurkunden hessischer Leibärzte aus den Jahren 1550 bis 1630 nachzuverfolgen, welche Verpflichtungen allen Leibärzten gemein waren und in welchen Bereichen sich Differenzen zwischen den einzelnen Beschäftigungsverhältnissen ergaben.

Als weitere wichtige Quelle soll die Hofordnung Landgraf Wilhelms herangezogen werden, die allgemeine Festlegungen über die Beschäftigung von Hofdienern, also nicht nur Leibärzten, enthält. Es muß jedoch hier schon festgehalten werden, daß die individuellen Verträge sehr häufig, zum Beispiel was die festgesetzte Höhe des Lohns betraf, von den allgemeinen Bestimmungen der Hofordnung abwichen.

A. Gemeinsamkeiten

In vielen wesentlichen Passagen gleichen sich die Bestallungsurkunden der hessischen Leibärzte, so zum Beispiel in der Verpflichtung, das Amt nach besten Wissen und Vermögen auszuüben und dem Landgrafen, seiner Gemahlin und den Kindern in allen Fällen von Krankheit und Leibesschwäche ohne gesonderte Belohnung behilflich zu sein. Dieser Passus charakterisiert den Aufgabenbereich des Leibarztes als die Sorge um alle körperlichen Belange der fürstlichen Familie und verpflichtet zur Gewissenhaftigkeit bei der Ausübung der ärztlichen Kunst, wie sie in der medizinischen Fakultät gelehrt wurde. Auch außerhalb seines Dienstes war der Arzt verpflichtet, sich angemessen zu verhalten, „vnd sonst Ins gemein alles dasjenige Ausrichtten, thun vnd lassen soll, was eine getrewer Diener vndt *Medicus* seinem Herrn zu thun schuldig vnnndt pflichtigk ist“.¹

Besonderer Wert wurde auf die Schweigepflicht gelegt, deren Bedeutung im Falle der prominenten Patienten selbstverständlich sehr groß war und die über den Tod des Fürsten hinaus bestehen blieb. Informationen über eine körperliche Schwäche des Herrschers durften nicht an die Öffentlichkeit gelangen. Fast alle Bestallungen enthalten Passagen wie diejenige des Martin Rhenanus aus dem Jahr 1594: „[...] was er auch in solchem Dienste Vnßer der Vnßern leibs gelegenheit halben so verschwiegenheit bedarf erfahren würde, daßelbig soll er bey sich biß in seine gruben verbleiben gleich In Vnßern Dienste, gnade oder nichtt in gutter geheimb behalten vnd vnß zu nachtheil darvon niemandes ettwas eröffnen“.²

Die Dauer des Beschäftigungsverhältnisses wurde nur in einem der untersuchten Fälle ausdrücklich festgelegt, nämlich bei Gottfried Beutter im Jahr 1595: „Wir [...] Thun kundt vnnndt bekennen hieran offentlichenn, dass wir den Hochgelehrten, Vnsern lieben Getreuwen Johann Gottfried *Beuterum* der Artzney *Doctorn* vor vnsern Diener Vnnndt Leib *Medicum* uff nachvolgende sechs Jahr gnädiglichen bestalt, vff=, vnnndt angenommen haben“.³ Nach dem

¹ StAM 4b # 266 Bestallung für Martin Rhenanus zum außerordentlichen Leibarzt, Januar 1594.

² Ebd.

³ StAM 4b # 266 Bestallung für Johann Gottfried Beutter (1595, April 1).

Ablauf der Vertragspflicht war nach dem Text der Bestallung eine Kündigung sowohl von Seiten des Fürsten, als auch des Leibarztes möglich.

Im überwiegenden Teil der Fälle wurde die Dauer der Beschäftigung jedoch nicht ausdrücklich im Bestallungsschreiben geregelt. Daß auch ohne ausdrückliche Erwähnung ein längerfristiges Arbeitsverhältnis erwartet wurde, geht aus einer entsprechenden Passage der Hofordnung des Landgrafen Wilhelm hervor: „Zum andern soll kainer an hof genommen werden, der sich nit verpflichtet, zum wenigsten zwei jar in unserm dienst, sofern wir ihnen solang darin behalten wollen, zu bleiben.“⁴ Grundsätzlich waren Verträge einseitig jederzeit kündbar, wenn der Landgraf keinen Bedarf mehr an der in seinen Diensten stehenden Person hatte, während von dieser eine Verpflichtung auf zwei Jahre gefordert wurde. Im Falle der Leibärzte dauerte die Verbindung zum Fürstenhaus in aller Regel deutlich länger als der in der Hofordnung vorgesehene Zeitraum von zwei Jahren.

Um die Gültigkeit der Bestallung zu bekräftigen, hatten die Leibärzte einen leiblichen Eid abzulegen. Auch dies geschah in Anlehnung an die Hofordnung, welche diesen für alle Personen, die nicht von Adel waren, vorsah.⁵ Im Gegensatz zu den Leibärzten wurde bei der Bestallung der Wundärzte von einem Eid abgesehen; so heißt es in der Bestallung Henrich Wineckers von 1571 lediglich: „[...] Vns getrewe hold, gehorsamb, vnd gwertig sein, vnsern schadenn allezeith treulich warnen, selbst keinen zufuegen, frommen vnd bestes werben vnd fordern vnd sonst Inn gemein alles anders thun vnd ausrichten soll Das ein frommer vffrichtiger Diener vnd Wundartzt seinem hern zuethun schuldig vnd pflichtig ist, Inmassen er vns solchs zugesagt mit handgebenden trewen gelobt.“⁶ Hier beschränkte man sich also auf eine Bekräftigung durch Handschlag. Daß die Wundärzte ihren akademischen Kollegen keineswegs gleichgestellt waren, zeigt sich auch an der deutlich geringeren Besoldung. Während die Leibärzte jährlich bis zu 420 Gulden (Johannes Rhenanus, 1630) erhielten, waren für die Wundärzte nur 14 (Heinrich Winecker), bzw. 24 Gulden (Philipp Ulrich) vorgesehen.

⁴ Vgl. Hofordnung Landgraf Wilhelms, abgedruckt in: Ludwig Zimmermann (Hg.), Der ökonomische Staat Landgraf Wilhelms IV., Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XVII.2, Marburg 1934, S. 171-177.

⁵ „Aber schraiber, musicanten, marsteller, einspennige Knecht, jeger und ander hauß- und gemain gesinde, so kaine von adel seint, sollen einen leiblichen eid schweren, uns trew, hold, gehrosam und gewertig zu sein, unsern schaden zu warnen, selbst kainen zutzufügen, unser bestes mit allen treuen und werben und ein ider nach gelegenheit seines stands und ampts dasjenige mit trewen und fleiß zu versorgen und zu versehen, wie einem ehrliebenden mann wol anstehet und einem diener gegen seinem hern zu tun gebuirt.“ ebd. S. 171.

Die Hofordnung des Landgrafen Moritz aus dem Jahr 1603 hat diese Passage fast identisch übernommen, vgl. StAM 4b Nr. 66 Hofhaltung Generalia.

⁶ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Heinrich Winecker (1571, August 1), vgl. auch Bestallung Philipp Ulrichs: „Inmaßen er vnnß solches zugesagt, mitt handgebenden treuen gelobt vnnd dessen jenen Reversbrieff vbergeben hatt“, ebd.

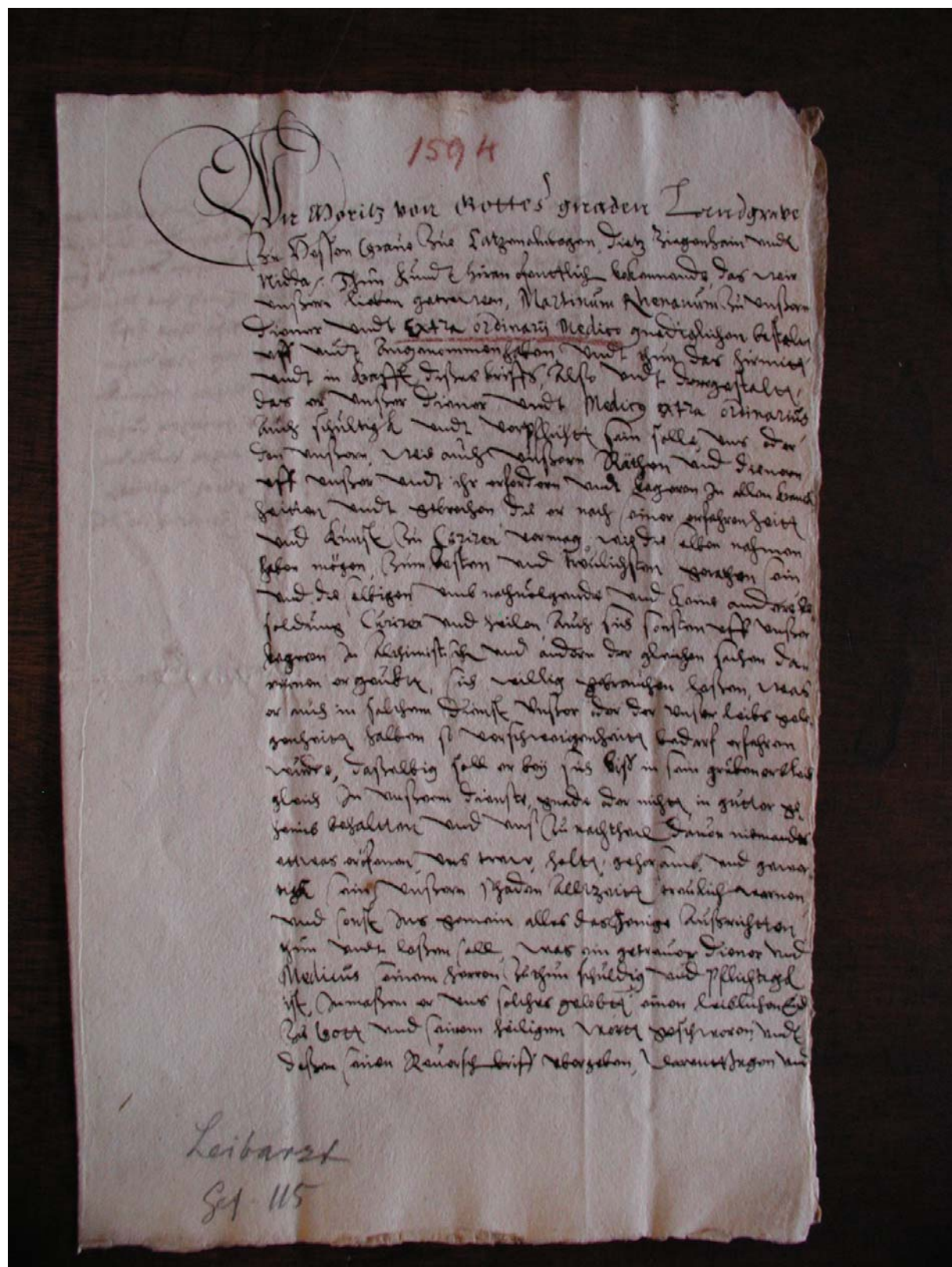


Abb. 8 Bestallung Martin Rhenanus 1594

B. Unterschiede

1. Präsenzpflcht

Ein wichtiges und im Rahmen der Bestellungen zu regelndes Problem war dasjenige der Präsenzpflcht, also die Frage, ob die Leibärzte zur ständigen Anwesenheit am Hof verpflichtet wurden oder ob man ihnen im Rahmen einer flexibleren Lösung die Möglichkeit gab, auch an anderen Orten tätig zu werden, sofern der Gesundheitszustand der fürstlichen Familie es zuließ.

In den Bestellungen der Leibärzte Landgraf Wilhelms läßt sich ablesen, wie die Präsenzpflcht mit zunehmendem Alter – und zunehmender Gebrechlichkeit - des Fürsten immer mehr an Bedeutung gewann. Während Johannes Albertus Hyperius, Wilhelms Leibarzt in seinen letzten Jahren, 1587 zu fortwährender Anwesenheit in Kassel verpflichtet wurde, waren einige Jahre früher noch weitaus flexiblere Bedingungen vereinbart worden.

Daneben wurde in der Bestellung aber auch häufig auf die individuellen Lebensumstände und Verpflichtungen des Arztes eingegangen. So heißt es in der Bestellung Heinrich Botters aus dem Jahr 1579, „das er vnser diener vnd Medicus seyn sich ann einen gelegenen ortt /: welchen er vns JederZeitt vermelden soll damit wir wissen wo er anzutreffen./ Alls zu Colnn oder Weßels heußlich enthaltten, doch vff vnser erfordern vnndt ziemblichs Zerung die wir Ihme freundlich entrichtten laßen wollen Jeder Zeitt bey vns erscheinen“⁷ solle. Hier wurde Botter der Wohn- und Aufenthaltsort freigestellt, dieser mußte jedoch dem Fürsten bekannt sein, damit der Arzt im Krankheitsfall jederzeit einbestellt werden konnte. Bei der Bestellung Botters wird es sich um kein sehr enges Dienstverhältnis gehandelt haben, da er nach Beendigung seiner Professorentätigkeit an der Universität Marburg Leibarzt in Jülich wurde und ab 1590 dauerhaften Wohnsitz in Köln bezog, wo er in den Diensten des Kurfürsten stand.⁸ Die Bestellung durch Landgraf Wilhelm trug damit den Verpflichtungen des von vielen Seiten begehrten Arztes Rechnung. Es ist anzunehmen, daß Botter sich auf eine ausschließliche Verpflichtung auf den Hof in Kassel nicht eingelassen hätte, da er in diesem Fall auf andere Karrieremöglichkeiten hätte verzichten müssen.

⁷ StAM A If Bestellungen Leib- und Wundärzte, Henricus Botterus (1579, Mai 1).

⁸ Vgl. Franz Gundlach (Hg.), *Catalogus Professorum Academiae Marburgensis. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität in Marburg von 1527 bis 1910* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XV), Marburg 1927, S. 177.

Auch die Bestallung Georg Marius' enthält einen Passus, der seinen Aufenthaltsort freistellte, zusätzlich werden ihm Pferd und Diener für jede notwendige Anreise zugesagt.⁹ Da Marius in den Jahren 1565 bis 1575 ordentlicher Professor der Medizin in Marburg war, mußte auch für ihn eine solch flexible Lösung gefunden werden.

Im Gegensatz dazu wurde Johannes Albertus Hyperius 1587 auf die ständige Anwesenheit in der Nähe des Fürsten verpflichtet: „Wir Wilhelm von Gottes gnaden Landgraue zu heißen Graue zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain vnd Nidda Thun Kunth vnd bekennen hierann offentlich, das wir den hochgelernten vnsern lieben getreuen Johannem Albertum Hyperium der artzney doctorn vor einem Medicum gfn. Caßel bestellt. vff vndt angenommen haben, bestellen vnd nehmen Innenn auf vnd an; Gegenwertig In vnd mit Crafft dis briefs, also vnd derogestalt, das er zu Caßel seinenn heußlichen ansitz haben soll, da sichs auch nach dem willen Gottes zutrage, das wir oder vnserere freundt, liche liebe Kinder mit leibs schwacheit /.das doch Gott der Almechtige lange Zeytt verhüten wolle./ beladenn werden. So soll bemelter doctor auf erfordern vns nach seinem besten verstandt. Sonder einige fernere den hernach bemelte belohnunge treulich zu rathen vnd zu hellfen schuldig sein.“¹⁰ Reisen waren Hyperius zwar erlaubt, er hatte sie aber jederzeit zu vermelden, damit dem Fürsten sein Aufenthaltsort bekannt war.¹¹

Bei Hyperius handelte es sich um einen Leibarzt, der Wilhelm seit seiner Jugend bekannt war. Der Landgraf hatte ihm nach dem Tode des Vaters Andreas Hyperius, eines Professors der Theologie, das Studium der Medizin an der Universität Padua ermöglicht und während dieser Zeit mit ihm über Fragen der Botanik korrespondiert.¹² Da Hyperius im Gegensatz zu Botter und Marius von universitären und anderen Verpflichtungen frei war, konnte er sich von seiner Bestallung im Oktober 1587 bis zu seinem Tod im Mai 1591¹³ ganz der medizinischen Betreuung des Landgrafen widmen.

Auch unter Wilhelms Sohn Moritz wurden unterschiedliche und den jeweiligen Lebensumständen des Arztes angepaßte Regelungen der Präsenzpflcht gefunden. Während in

⁹ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Georg Marius (1567, Mai 1).

¹⁰ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Johannes Albertus Hyperius (1587, Oktober 1).

¹¹ „Doch das er iedertzeit, wan er Verreisen will, Vns solchs zuvorderst Antzeige, Darmit wir wissen mögen, wo er uff unverhofft Fall wir seiner in der Eyle bedürffen, Antzutreffen sye“, ebd.

¹² Zur botanischen Korrespondenz zwischen Wilhelm und Hyperius vgl. Irmgard Dübber, Zur Geschichte des Medizinal- und Apothekenwesens in Hessen-Kassel und Hessen-Marburg von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Krieg, Diss. Marburg 1969, S. 164 ff.

¹³ Vgl. StAM 22b Pak. 28 fol 197 Brief Wilhelms an die Universität, in welchem der Tod seines Leibmedicus Johannes Albertus Hyperius erwähnt wird.

den Bestellungen Martin Rhenanus' (1594)¹⁴ und Michael Maiers (1618)¹⁵ dieser Passus vollständig fehlte, wurde Johann Gottfried Beutter 1595 eine Wohnung in Kassel zugeteilt.¹⁶ Beutter wurde damit, ähnlich wie Hyperius einige Jahre zuvor, zur ständigen Präsenz in der Residenzstadt verpflichtet.

Nach der Abdikation Moritz' im Jahr 1627 wurde der Leibarzt Johannes Rhenanus zu einer der wichtigsten Vertrauenspersonen, nicht nur in medizinischen Fragen. Die erneuerte Bestellung von 1630¹⁷ forderte daher ständige Dienstbereitschaft. Ganz gleich, ob sein Herr in Kassel oder auf Reisen war,¹⁸ hatte Rhenanus sich auf dessen Kosten schnellstmöglich einzustellen. Eine solche Regelung wurde den häufig wechselnden Aufenthaltsorten Moritz' in seinen letzten Lebensjahren gerecht, in denen ihm Rhenanus nicht nur als Arzt, sondern auch als wichtiger Berichterstatter in Sachen der Abdikationsverhandlungen diente.¹⁹

Aus den Bestellungen der Leibärzte läßt sich ersehen, daß in Betreff der Präsenzpflcht häufig Kompromisse zwischen den Interessen des Landgrafen und anderweitigen Verpflichtungen der Ärzte eingegangen wurden. Es gab damit sowohl „hauptamtliche Leibärzte“, deren Wirkungsbereich sich weitgehend auf den Hof in Kassel beschränkte, als auch medizinische Fachmänner, welche nur bei Bedarf gerufen wurden.

Es ist außerdem zu berücksichtigen, daß die Landgrafen neben ihren offiziell bestellten Ärzten mit „externen“ medizinischen Ratgebern in Kontakt standen. Als Beispiel sei hier Wilhelms Korrespondenz mit Doktor Leonhard Thurneisser genannt. Die lokale Verbundenheit zum Hof in Kassel variierte bei den Ärzten, die im weitesten Sinne für die medizinische Versorgung des Fürsten und seiner Familie zuständig waren, zwischen ständiger Anwesenheit und überwiegend brieflichem Kontakt zum Patienten.

2. Patientenkreis

Ein zweiter wichtiger Aspekt, der in die Bestellungen der Leibärzte Eingang fand, war die Frage, auf welchen Patientenkreis sich die ärztliche Tätigkeit erstrecken sollte. Konkret mußte

¹⁴ StAM 4b # 266 Bestellungsschreiben für Martin Rhenaus (1594, Januar 1). Da zur Besoldung Rhenanus' des Älteren jedoch die Kost zu Hof hinzukam, ist damit zu rechnen, daß er sich die überwiegende Zeit dort aufhielt.

¹⁵ Ebd., Bestellungsschreiben für Michael Maier (1618).

¹⁶ Ebd., Bestellungsschreiben für Johann Gottfried Beutter zum Leibarzt (1585, April 1).

¹⁷ StAM 4a Nr. 38, 12 Landgraf Moritz, Beamte und Diener 1627-32, Leibarzt Johannes Rhenanus (Sohn des Martin Rhenanus).

¹⁸ „Wir blieben gleich im lande und bezay eine residentz darinnen od verreißeten nach unser gelegenheit wir iz die leutte n. zaitte erforcheten.“, ebd.

¹⁹ Vgl. die Ausführungen zu Rhenanus S. 55 ff.

vereinbart werden, ob neben der Versorgung der fürstlichen Familie auch die Ausübung einer Privatpraxis zugestanden wurde und wie in diesem Fall die Entlohnung zu erfolgen hatte.

Grundsätzlich findet sich weder unter Wilhelm IV. noch unter Moritz eine Ausschließlichkeitsverpflichtung auf die Behandlung der Landgrafen. Gelegentlich werden sogar ausdrücklich andere Angehörige des Hofes erwähnt, die ohne zusätzliche Belohnung zu behandeln waren.²⁰ Die Behandlung der fürstlichen Familie und anderer Personen des Hofstaats wird hier pauschal mit dem jährlichen Gehalt entgolten.

Eine solche Verpflichtung auf den ganzen Hof unter einheitlicher Bezahlung kann jedoch als Ausnahme gelten. Üblich war, die Behandlung aller Personen, mit Ausnahme des Landgrafen, seiner Gemahlin und der Kinder, gesondert bezahlen zu lassen. Bei Beutter heißt es 1595: „Da aber Jemandt von vnsern Rethen, Hoffgesindt, Bürgern oder Inwonern Allhier mitt Krankheit beladen, vnndt ihnen deswegen weleiden wurden, denselbigen mag er vmb ihre gebürliche zimbliche belohnung auch nach seinem besten vermögen Vnverdrossen behülflich vnndt gerathen sein“.²¹

Sofern Beutter nicht unmittelbar vom Fürsten in Anspruch genommen wurde, stand es ihm frei, andere Patienten anzunehmen: „Vnndt über dies erlauben wir ihme, dass er Innmittelst, wan wir vnserre geliebte Gemahlin, Kindt oder Schwestern nicht mit leibs schwachheiten beladen seindt, das er seine *liberam praxin exerciren* vnndt andere benachbarten in ihren schwacheiden Auch inrätig sein mag.“²² Hier wird der Vorrang der fürstlichen Familie gegenüber anderen Patienten betont; die Privatpraxis hatte jederzeit vor der leibärztlichen Tätigkeit zurückzustehen, unterlag aber im übrigen keiner ausdrücklichen Reglementierung im Rahmen der Bestallung. Die Höhe des in der Privatpraxis geforderten Honorars fiel in das Ermessen des Arztes; die Bestallungen fordern sogar dazu auf, nur gegen angemessene Entlohnung zu behandeln: „[...] denselbig sie seyen gleich Reich oder Arm, soll er vmb Ire gepürliche ziembliche Besoldunge auch nach seinem besten vermögen vnverdrossen behülflich vnd gerath vndt Inen vmb sonst zu dienen nicht verpflichtet sein [...]“.²³

²⁰ „Martinum Rhenanum zu Vnßern Diener vnnd *Extra ordinarii Medico* gnediglichen bestalt vff vnndt angenommen haben vndt thun das hirmitt vnndt in Krafft dieses Brieffs, Also vndt dergestaltt, das er vnser Diener und *Medico, extra ordinarius* auch schuldigg vndt verpflichtet sein solle, vns oder den vnßern, wie auch vnßern Rätthen vndt Dienern uff vnßern vndt ihr erfordern vndt begeren zu allen Kranckheiten vnndt gebrechen, die er nach seiner erfahrenheit vndt Kunst zu curiren vermag, wie dieselben nahmen haben mögen, Zum besten vnd treulichsten gerathen sein vndt dieselbigen vmb nachvolgende vndt keine Andere besoldung *curiren* vndt heilen“ StAM 4b # 266 Bestallungsschreiben für Martin Rhenanus zum Leibarzt.

²¹ StAM 4b # 266 Bestallung Beutter.

²² Ebd.

²³ StAM A I f Bestallungen Leib- und Wundärzte, Johannes Hyperius.

Daß die Privatpraxis auch tatsächlich häufig in einem größeren Umfang betrieben wurde, wird zum Beispiel durch die Briefe des Jacob Mosanus aus den Jahren 1602 bis 1608 belegt.²⁴ Er berichtete seinem auf Reisen weilenden Herrn nicht nur über den Gesundheitszustand der fürstlichen Familie, sondern schilderte auch sehr eindrücklich Krankheitsverläufe anderer Personen des Hofes und von Bürgern der Stadt Kassel. So informierte er seinen Herren über das Ergehen eines Postreiters, der vermutlich an einer Leberzirrhose litt: „Es stehet auch zu besorgen es mit Hans Zigenhan dem postreutern nicht vil anders werden wirt; dan nach dem ich ihm die dolores in dextro hypochondrio ex hepatis obstructione ortos, und ihm den athem gahr nehmen wollen gelindert und weggebracht, ihm auch alle mögliche hülffe aquam purgando et obstructiones internorum viscerum aperiendo gebraucht, hatt die Ascites (quae pessima est hydropis species) nicht allein nichts abnehmen wollen, sondern hat täglich zugenommen und sich gestirket; also das ich letstlich bin gezwungen worden, ihm an jdem schenckell eine fontanell öffnen zu lassen, und wiewohl ihm die schenckell alle beyde auss der massen dick gewehsen, so hat das wasser gleichwohl nicht uber 24 stunden fliesen wollen, und seint die löcher also balt wider alle hoffnung zu gangen und der fluss sich verstopffet.“²⁵

Die medizinische Versorgung der Landgrafen war häufig nur eine von vielen Aufgaben des Leibarztes, dessen Patientenkreis sich daneben auch auf andere Angehörige des Hofes und Bürger der Stadt Kassel erstreckte. Der Stellenwert der Tätigkeit als Stadtarzt läßt sich unter anderem daran ersehen, daß sowohl Volquin Weigel (1567) als auch Johannes Hyperius (1587) nicht als „Leibmedici“, sondern als „Medici gen Cassel“ bestellt wurden.²⁶ Es ist davon auszugehen, daß die Annahme eines Mediziners als Leibarzt als Zeichen für dessen hohe Befähigung galt, und auch die Untertanen veranlaßte, sich in seine Behandlung zu begeben.

Das ständige Bemühen Wilhelms und Moritz', gute Hofmedici zu gewinnen, war nicht allein Ausdruck der Sorge um das eigene körperliche Wohlbefinden, sondern trug auch zur Sicherung des Gesundheitszustandes ihrer nächsten Umgebung bei. Nicht zuletzt die berechnete Angst vor Seuchen machte es nötig, daß eine hochwertige medizinische Versorgung des gesamten Hofes gewährleistet war. Das Zugeständnis einer Privatpraxis stand damit im ureigensten Interesse der Landgrafen.

²⁴ StAM 4a Nr. 39,55 und 4b Nr. 478.

²⁵ StAM 4b Nr. 478.

²⁶ Vgl. StAM A If Bestellungen Leib- und Wundärzte.

3. Besoldung

Im „Anschlag des fürstlichen stands und hofhaltunge“ des Ökonomischen Staats Landgraf Wilhelms IV. wurden neben zwei Wundärzten und einem Apotheker auch zwei Leibärzte vorgesehen, von denen der Primarius 150 Gulden und der Secundus 80 Gulden an Geld erhalten sollten.²⁷ Damit gehörte der erste Leibarzt zu den am höchsten besoldeten Personen des Fürstenhofes; was die Geldsumme anbelangt, stand er auf einer Stufe mit dem Hofmarschall.²⁸ Eine höhere jährliche Besoldung erhielten allein Statthalter, Kanzler und Vizekanzler mit 200, bzw. 160 Gulden.²⁹ Zum Vergleich: Der Secundus erhielt immer noch mehr Geld als der Hofprediger, welcher mit 70 Gulden veranschlagt wurde.³⁰ Die Jahressölde der beiden Wundärzte (30, bzw. 24 Gulden) und des Apothekers (20 Gulden) fielen dagegen deutlich geringer aus.

Die genaue Höhe dieser in der Hofhaltung veranschlagten Besoldung sollte in den einzelnen Bestellungen der Leibärzte nicht konsequent beibehalten werden. Die deutlich verschiedene Bezahlung des Primarius und Secundus jedoch blieb trotz diverser Zu- und Abschläge erhalten. Die untersuchten Bestellungen von neun Leibärzten durch die Landgrafen Wilhelm und Moritz in den Jahren 1550 bis 1630 weisen eine Spannbreite von 30 Gulden (Johannes Rhodius, März 1550) bis zu 420 Gulden (Johannes Rhenanus, Juni 1630) auf. Im einzelnen ergaben sich folgende Beträge:

Johannes Rhodius (1550): 30 Gulden

Georg Marius (1567): 50 Gulden

Volquin Weigel (1567): 150 Gulden (verschiedene Posten)

Heinrich Botter (1579): 120 Gulden

Johann Albert Hyperius (1587): 300 Gulden

Martin Rhenanus (1594): 60 Gulden

Johann Gottfried Beutter (1595): 150 Gulden

Michael Maier (1518): 150 Reichstaler zu 21 alb

Johannes Rhenanus (1630): 420 Gulden³¹

²⁷ Abgedruckt in: Ludwig Zimmermann (Hg.), Der ökonomische Staat Landgraf Wilhelms IV., Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XVII.2, Marburg 1934, S. 159.

²⁸ Der Hofmarschall erhielt jedoch zusätzlich eine größere Menge an Naturalien wie Stoff für die Hofkleidung, Getreide und Vieh.

²⁹ Ebd. S. 157.

³⁰ Ebd. S. 162.

³¹ Johannes Rhenanus erhielt laut seiner erneuerten Bestallung aus dem Jahr 1630 einhundert Gulden zusätzlich zu seinem bisher empfangenen Lohn, über welchen ein Brief vom Juni desselben Jahres an den Agenten Solbach

Die ausgesprochen hohe Besoldung des Johannes Rhenanus, welche in seiner erneuerten Bestallung nach der Abdikation des Fürsten noch einmal erhöht wurde, mag ein Ausdruck der besonderen Wertschätzung Moritz' für seinen Diener sein, welcher in seinen letzten Lebensjahren neben der ärztlichen Fürsorge auch eine zentrale Rolle in den Abdankungsverhandlungen mit Moritz' Sohn Wilhelm V. spielte.³²

Neben der Besoldung in Geld, wurden die Leibärzte auch in Naturalien entgolten. Üblich war es, den Stoff für die Hofkleidung in Form von Lundisch Tuch [= Londoner Wolltuch] oder Barchent zu stellen, welche durch den Hofschneider ausgegeben wurden und in der Regel einmal jährlich für die Kleidung einer Person (gelegentlich auch noch eines Dieners) ausreichten. Hinzu kam häufig das Futter für ein Pferd, sowie gelegentlich weitere Naturalien wie Ochsen, Hammel, Schweine, Bier oder Salz.

Unterschiedlich wurde die Verrechnung der Hofkost gehandhabt. Teils wurde sie zusätzlich zur regulären Besoldung gereicht, teils mit dem Sold verrechnet, wie bei Volquin Weigel 1567: „[...] vnd wollen wir Jme aldieweill disse vnser Bestallunge wehret, Jerlichs Dreissig Gulden, zu besoldung, Vnd fünffzig gulden vor die Cost zu hove, aus vnser Cammer. verzeihen eln tuchs, vnd zehen elenn barchens, vff eine Person des Jars einmall zur Cleidung durch vnsern hoffschneider gebenn lassen.“³³ Die Hofspeisungen unter Moritz gewannen im Laufe der Zeit immer mehr fakultativen Charakter, und es stand im Belieben der Leibärzte, daran teilzunehmen oder sich auszahlen zu lassen.³⁴

Zusätzlich zur Besoldung durch den Landgrafen und den Einnahmen aus der Privatpraxis, deren Umfang leider nicht zu rekonstruieren ist, verfügten die Leibärzte häufig über weitere Verdienstquellen. Zu diesen zählten:

zu Kassel Auskunft gibt: „[...] ich habe mich, *quo ad instructionalialia* nach dem tenor meiner alten bestallung, alß darauff ich geschworen gehabt, gehalten. Es haben aber Hochgedachte Fgl. mir alle quartal – 80. fl. vnd alß jährlich – 320 fl. verordnet vnd geben laßen. Daß aber Mehr Hochgedachte Fgl. mir nun mehr auß gnaden – 100. fl. zugelegt, dafür ihm ich mich vnderthenigst bedanket, wil auch mich in meinen vndrthenigen diensten gegen Fgl. hinwiederumb alß erzeigen, daß dieselbe verhoffentlich ein gnädiges gefallen daran haben vnd tragen sollen.“ StAM 4a Nr. 39,64 Berichte des Leibarztes Johannes Rhenanus.

³² Vgl. Briefe Rhenanus StAM 4a Nr. 39,64.

³³ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Volquin Weigel 1567. Es liegen bereits zwei Bestallungsurkunden Weigels durch Wilhelms Vater Philipp aus den Jahre 1553 und 1558 vor.

³⁴ Einer unberechtigten Teilnahme an den Mahlzeiten wurde in der Hofordnung von 1603 vorgesorgt: „Zum vier vnd zwanzigsten, die jenigen denen die kost zu hove von vnß nicht verordnet, deßgleichen auch die jenigen, denen *provision* für die kost gegeben wrdt, sollen sich enthalten, gen hoff zue disch zugehenn, bey vermeidung höhnliches abweysens“, StAM 4b Nr. 66 L. Moritz, Hofordnungen 1603, Hofhaltung Generalia.

1. die Anstellung als Professor an der Universität Marburg
2. die Tätigkeit als Stadtarzt
3. weitere Aufgaben in den Diensten des Landgrafen

ad 1): Über die Hälfte der in Kassel tätigen Leibärzte waren zugleich Professoren an der Universität zu Marburg; die dortige medizinische Fakultät stellte die wichtigste Quelle dar, aus welcher die Landgrafen ihre Ärzte rekrutierten. Ärzte wie Georg Marius oder Volquinus Weigel erhielten dadurch zeitweise doppeltes Gehalt vom Fürsten und der Universität.

ad 2): Anstelle der Bezeichnung „Leibmedicus“ enthalten einige Bestallungen den Ausdruck „Medicus gen Kassel“, woraus zu schließen ist, daß auch die Aufgaben eines Stadtarztes versehen wurden.³⁵ Während die Behandlung der Kasseler Bürger in der Regel in den Bereich der Privatpraxis fiel, erhielt Volquin Weigel ein festes Gehalt von der Stadt: „Darentgegen vnd von solchs seines dienstes wegenn, solen, vnd wollen wir Jme aldieweill disse vnser Bestallunge wehret, Jerlichs Dreissig Gulden, zu besoldung [...] Wollen auch dran sein das Jme von Stat Cassen jerlichs gegeben werden dreissig guldenn, Vnnd vonn *Uniuersitet* Marpurck vierzig guldenn, jeden gulden zur zwanzig sechs alb gezelett, alles ohnn geuerde [...]“.³⁶ Weigel verfügte also über eine dreifache Einnahmequelle, die einzelnen Summen waren jedoch so miteinander verrechnet, daß sich der für einen ersten Leibmedicus vorgesehene Gesamtbetrag von 150 Gulden ergab.

ad 3): Eine letzte Quelle zusätzlicher Besoldung ergab sich aus der Ausübung mehrerer Funktionen in den Diensten des Landgrafen. Als Beispiel ist Hermann Wolff zu nennen, der neben seiner ärztlichen Tätigkeit das Amt eines Bauverwalters innehatte. In diesem Amt beschäftigte er sich vor allem mit Fragen der Schifffahrt und überwachte den Bau von Schleusen im Lauf der Werra. Auch übersandte er seinem Herren, den Bauten jeder Art interessierten, Skizzen von Schleusen und verschiedenen Kasseler Baulichkeiten.³⁷ Als Jahressold eines Baumeisters waren im Ökonomischen Staat Landgraf Wilhelms 50 Gulden vorgesehen³⁸ und eben diese Summe erhielt Hermann Wolff, wie aus den Kassenbüchern hervorgeht.³⁹

³⁵ Zur Rolle der Stadtärzte in der frühen Neuzeit vgl. Andrew W. Russell (Hg.), *The Town and State Physician in Europe from the Middle Ages to the Enlightenment*, Wolfenbüttel 1981 (Wolfenbütteler Forschungen Band 17), hier insbesondere Manfred Stürzbecher, *The physici in German-speaking countries from the Middle-Age to the Enlightenment*, S. 123 – 130.

³⁶ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Volquin Weigel.

³⁷ Vgl. StAM 4a Nr. 39,54 Berichte des Leibarztes und Bauverwalters Hermann Wolff

³⁸ Vgl. Zimmermann (wie Anm. 27), S. 165.

³⁹ StAM 4b Nr. 83 Rechnungs- und Kassenbücher Landgraf Moritz 1593-1624, fol. 76 „Tocktor Wolf aus Marburg erhält 50 Thlr.“

Zusammenfassend ist die gegenüber den anderen Hofdienern im allgemeinen ausgesprochen hohe Besoldung hervorzuheben, die in einzelnen Fällen die in der Hofhaltung vorgesehene Summe von 150 Gulden deutlich überstieg. Dies ist einerseits als Ausdruck besonderer Wertschätzung von Seiten des Landgrafen zu deuten, mag aber andererseits aus Angst vor einer Abwerbung des Leibarztes durch andere Fürsten geschehen sein. So zum Beispiel im Falle Johannes Hartmanns, welchem vom Fürsten zu Dessau mehrmals eine Bestallung angeboten worden war. Wie erbost Moritz über die Abwerbung Hartmanns gewesen sein mußte, läßt sich aus seinem Brief an die Universität Marburg ablesen: „Jst Euch nicht vn bewust, welcher gestalt D. Harttmann ich vergangener Zeitt gelüsten laßen, mit weib vndt kindt von Euch zu marpurg anzuziehen, vndt sich in frembden dienst bestallung zu deßaw hinzu schleiffen, Wie Er dann des ortts hero starcke avocatoria von selbiger Herrschafft an Vnß ex practicirt, So daß dahero Vorlangt von seiner dimission so wohl zu Caßell alß auch bey Euch zue Marpurgk an der Vniuersitet gehandelt worden, Wir auch nicht anderst vermeint gehabt, alß daß er aldar verpleiben, Vnd sein gäntzlich abzugk von hinnen erfolg würde [...]“.⁴⁰

Da es sich bei den Leibärzten in der Regel um von vielen Seiten begehrte Spezialisten handelte, bestand die dauernde Gefahr, daß sie im Falle eines günstigeren Angebotes den Dienst in Kassel quittierten.

Die Möglichkeit, sich weitere Einnahmequellen zu erschließen, vor allem die Erlaubnis einer Privatpraxis, führten dazu, daß es sich bei den Hofmedici um eine finanziell ausgesprochen gut gestellte Personengruppe handelte. Das Amt des Leibarztes verschaffte neben der offiziellen Besoldung und dem hohem persönlichen Ansehen sicherlich auch Vorteile, was die Behandlung bürgerlicher Patienten im Rahmen der Privatpraxis anging. Vermutlich war die erfolgreiche Behandlung des Landesfürsten eine hervorragende Werbung für die Fähigkeit des Arztes und zog weitere Patienten an. Es ist daher möglich, daß der Rang des Leibarztes nicht immer auf korrektem Weg erworben wurde, sondern möglicherweise auch durch finanzielle Zuwendungen an hohe Beamte erkaufte werden konnte.⁴¹ Der Nachweis einer solchen Bestechung ist jedoch retrospektiv noch wesentlich schwieriger zu führen als es zur damaligen Zeit offenzulegen gewesen sein dürfte.

⁴⁰ StAM 22b Pak.41 Universität Marburg Medizinische Fakultät, fol.143.

⁴¹ Vgl. Elizabeth Lane Furdell, The Royal Doctors 1485 – 1714. Medical Personnel at the Tudor and Stuart Courts. New York 2001, S. 3 f.

2. Johannes Rhenanus

Über das Leben und die Person des Johannes Rhenanus ist leider nur wenig bekannt. Eine Dissertation aus dem Jahr 1895¹ behandelt Rhenanus als Dichter und Verfasser des „Speculum Aestheticum“, eines dramatischen Werkes, das eine Verschwörung der personifizierten menschlichen Sinne zum Inhalt hat und vermutlich durch englische Komödienschreiber inspiriert wurde.² Einige Angaben zur Biographie finden sich weiterhin bei Strieder,³ sowie in Rommels „Verzeichnis der vorzüglichen hessischen Gelehrten“.⁴ An moderneren Darstellungen sind vor allem die Ausführungen Morans unter dem Titel „Johannes Rhenanus: The Physician as alchemical practitioner“⁵ zu nennen.

Bemerkenswert ist eine die Generationen überdauernde Verbundenheit der Familie Rhenanus mit den hessischen Landgrafen. Der Großvater, welcher ebenfalls Johannes hieß, war Mitte des 16. Jahrhunderts Pfarrer in Allendorf (heute: Bad Sooden-Allendorf) und machte sich dort besonders um die Leitung der Salzwerke verdient. Johannes Rhenanus der Ältere ist der Verfasser der sogenannten „Salzbibel“, eines Werkes über Geschichte und Statistik des Salzabbaus in Hessen. Er starb im Mai 1589.

Sein Sohn Martin war der erste bekannte Arzt in der Familie. Er hatte in Marburg Medizin studiert⁶ und war danach als Stadtarzt in Eschwege und später als Leibarzt des Erzbischofs von Bremen tätig. Am ersten Januar 1594 wurde er zum „Medicus extraordinarius“ des Landgrafen Moritz von Hessen-Kassel bestellt.⁷ Neben der Verpflichtung zur medizinischen Versorgung der fürstlichen Familie und ihrer Räte und Diener, enthielt die Bestallung den Passus, Martin Rhenanus möge „vff vnßer begeren Inn Alchimistisch vnnd ander dergleichen Sachen darin er geübt, sich willig gebrauchen lassen“,⁸ was darauf schließen läßt, daß er wie sein Sohn Johannes im landgräflichen Laboratorium tätig war.

Nach dem Tode Martin Rhenanus' ermöglichte Moritz dessen Sohn Johannes über ein Stipendium das Studium der Medizin in Marburg.⁹ Da er am 15. Oktober 1609 in den

¹ Philipp Losch, Johannes Rhenanus, ein Kasseler Poet des siebenzehnten Jahrhunderts, Diss. Marburg 1895.

² Ebd. S. 5 f.

³ Friedrich Wilhelm Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte, 11. Band Pfaffm – Roh, Kassel 1797, S. 310-321. Hier finden sich auch ausführliche Angaben zum gleichnamigen Großvater des Arztes.

⁴ Christoph von Rommel, Geschichte von Hessen, Band 6, Kassel 1837, S. 472-507.

⁵ Bruce T. Moran, The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632), Stuttgart 1991, S. 75-79.

⁶ Vgl. Iulius Caesar (Hg.), Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis, Neudruck Nendeln (Liechtenstein) 1980, Teil III S. 35.

⁷ Vgl. StAM 4b # 266 Bestallungsschreiben für Martin Rhenanus zum außerordentlichen Leibarzt

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. Losch (wie Anm. 1), S.13.

Matrikeln der Universität Marburg aufgeführt ist,¹⁰ ist sein Geburtsjahr vermutlich auf das Ende der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts zu beziffern. Johannes Rhenanus studierte vornehmlich unter Johannes Hartmann, welcher die Fakultät als Vertreter der neuen Wissenschaft der Chymie zu dieser Zeit prägte. Schon 1610 erwarb er den Doktorgrad der Medizin und widmete seine „Dissertatio Chymotechnica“ dem Landgrafen Moritz. Es handelt sich dabei um die erste unter der Anleitung Johannes Hartmanns entstandene chymiatrische Dissertation.¹¹ Der Umfang der finanziellen Förderung Rhenanus' läßt sich nicht rekonstruieren, kennzeichnend ist aber, daß das Interessenprofil des Studenten genau der Vorliebe seines Gönners für die Alchemie entsprach.

Wann Rhenanus zum fürstlichen Leibarzt ernannt wurde, ist nicht bekannt; es liegt nur eine erneuerte Bestallung vor, welche 1630 nach der Abdikation Moritz' ausgestellt wurde¹² und mit 420 Gulden eine außerordentlich hohe Besoldung vorsieht.

An biographischen Daten ist weiterhin eine Reise nach England im Gefolge von Moritz' ältestem Sohn Otto im Jahr 1611 als wahrscheinlich anzusehen,¹³ auf welcher sich Rhenanus Anregungen für sein dichterisches Werk holte.

Die Tätigkeiten am Kasseler Hof waren in den ersten Jahren durch die Leitung des chemischen Laboratoriums, welche Rhenanus 1610 übernommen hatte, geprägt.¹⁴ Davon, daß er dabei auf ärztliche Tätigkeiten nicht verzichtete, zeugt ein Brief vom Juni 1623 aus der Stadt Köthen, in welchem Rhenanus sein längeres Ausbleiben damit entschuldigt, daß er verschiedene Kuren an der Familie des Fürsten Ludwig zu Anhalt zu verrichten habe. Es heißt dort: „Deß haben Ifgl. mich nicht weg laßen wollen, in gnaden vorwendendt, die wollen, wegen meines langen alhir pleibens bey E.F.G. vor mich schreiben, und excusiren, sonderlich aber, weyl sie gesehen, daß das freiwelein bald curiret worden es sich auch täglich mit dem Jungen prinzen zur beßerung anlaßt, haben hochgedachte Ifgl. einen eigenen botten, darmit E.F.G. meines verzugs halben keine ungnade schöpfen möchten, an die selbe abzufertigen entschloßen habe derowegen E.F.G. underthenig ersuchen sollen, daß die meine *moram* nicht allein nicht ungnädig verstehen, sondern auch noch etwa ein viertzeihen tage oder 3. wochen von dato an gl. alhir vorgesetztes Cur abzuwarten, mir erlauben wollen [...]“.¹⁵ Es wird hier

¹⁰ Vgl. Caesar (wie Anm. 6), Teil IV S. 45.

¹¹ Rudolf Schmitz, Die Naturwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg 1527-1977, Marburg 1978, S. 196.

¹² StAM 4a Nr. 38, 12 Landgraf Moritz Beamte und Diener 1627-32, Leibarzt Johannes Rhenanus.

¹³ Vgl. Losch (wie Anm.1), S.13 f.

¹⁴ Zu Rhenanus' alchemistischer Tätigkeit vgl. Moran (wie Anm. 5), sowie Heiner Borggreffe, Das alchemistische Laboratorium Moritz des Gelehrten im Kassler Lusthaus, in: Gerhard Menk (Hg.), Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft, Marburg 2000, S. 229-252.

¹⁵ StAM 4a Nr. 39, 64 Landgraf Moritz Berichte des Leibarztes Johannes Rhenanus.

ersichtlich, daß Rhenanus nicht nur als Chemiker, sondern auch als Arzt beehrter Spezialist gewesen ist und neben seiner Arbeit am Kasseler Hof auch bei anderen Fürsten tätig war.

In den turbulenten Jahren nach der Abdankung des Landgraf Moritz 1627 bis zu dessen Tod im März 1632 treten neben ärztlichen und wissenschaftlichen Aufgaben zusätzlich politisch-diplomatische Tätigkeiten im Rahmen der Abdikationverhandlungen mit Moritz' Sohn Wilhelm V. in den Vordergrund. Es soll deshalb zunächst ein kurzer Überblick über die Umstände der Abdankung gegeben werden.

Moritz hatte am 17. März 1627 seinen Rücktritt erklärt, den formalen Abschluß fand das Verfahren am 13. November.¹⁶ Das Scheitern seiner Regierung hatte sich bereits lange vorher abgezeichnet. Durch die Niederlage im Marburger Erbfolgeprozeß am kaiserlichen Hof wurde Moritz' Stellung als Landesherr sehr geschwächt und seine Parteinahme für die protestantische Union führte zu Spannungen mit der Ritterschaft. Zur endgültigen Entzweiung mit den Ständevertretern, sowie mit seiner zweiten Frau Juliane und dem Sohn und Stellvertreter Wilhelm V. kam es im Herbst 1623, als General Tilly mit den ligistischen Truppen in Hessen-Kassel einmarschierte. Moritz reagierte auf diese Bedrohung mit zahlreichen Auslandsaufenthalten und mußte sich den Vorwurf des Eskapismus gefallen lassen. Die Möglichkeit einer Abdankung zog er bereits im Sommer 1626 in Betracht, die formelle Abdikationszeremonie fand unter Verlesung eines Schreibens, in welchem Moritz an die Herrschertugenden erinnerte und seine Vorstellungen einer guten Regierung ausdrückte, am 17. März 1627 in Kassel statt. Es folgten lange und schwierige Verhandlungen mit dem als starrsinnig und jähzornig geltenden Landgrafen,¹⁷ in welchen unter anderem über dessen zukünftige Ausstattung entschieden werden mußte.

Während Moritz sich in der Folgezeit verbittert zunächst nach Melsungen und später nach Frankfurt zurückzog, diente ihm sein Leibarzt Johannes Rhenanus als Berichterstatter über den Fortgang der Verhandlungen in Kassel. Dieser schrieb am 28. Oktober 1627 an seinen Herrn: „E.F.G. sol ich underthenig vnberichtet nicht laßen, daß ich von dem hoffmeister *statio* so viel vernommn, daß biß annoch von den vier deputirten niemand alhie angelanget, alß der von Solley, werde sich auch noch wol zwane oder drey tage verweylen biß die vbrigen anlangen würden; so sey von L. Wilhelm auch noch niemand deputiret, sey auch noch zweiffelhafftig ob Ifgl. selbstn dabey seyn würden. Die proposition betreffende halte er wol dafür, daß auff unsrer gfl. und fl. proposition eine gegen proposition geschehen werden, was

¹⁶ Vgl. Rainard Eßer, Landgraf Moritz' Abdankung und sein politisches Vermächtnis, in: Menk (wie Anm. 14), S. 196-214.

¹⁷ Vgl. NDB, Band 18 Mol-Nav, S. 136-139, hier S. 139.

aber die propositio seyn werde, hat er noch nicht loßschlagen wollen.“¹⁸ Aus einem Brief vom Folgetag geht hervor, daß Wilhelm sich verärgert zeigte über die verspätete Ankunft der Deputierten seines Vaters.

Eine zentrale Frage in den nicht immer sachlich geführten Verhandlungen zwischen Vater und Sohn¹⁹ war der Verbleib der Schloßapotheke, welche Moritz besonders am Herzen lag, da er zu ihrem Ausbau maßgeblich beigetragen hatte. Während zunächst die Bezeichnung „Apotheke im Frauenzimmer“ - vermutlich darauf zurückzuführen, daß die Landgräfin Sabina dort selbst tätig wurde - üblich gewesen war, taucht sie im Jahr 1602 erstmals unter der Bezeichnung einer Schloßapotheke auf.²⁰ Mit der Umbenennung scheint es auch zu einem Strukturwandel gekommen zu sein. Die Ausgaben für die Apotheke stiegen sprunghaft an, und sie diente nicht zuletzt als Reservoir für die zu alchemistischen Versuchen benötigten Materialien. Daneben wurden auch kostbare Gewürze und verschiedene Küchengeräte über die Apotheke beschafft, so daß die großen Summen, welche im Zusammenhang mit der Apotheke erwähnt werden, nicht zuletzt auf einen erhöhten Bedarf an Luxusgütern zurückzuführen waren.

Nach der Abdankung Landgraf Moritz' kam es zu heftigen Konflikten mit seinem Nachfolger Wilhelm V. über die Frage des Verbleibs der Apotheke.²¹ Wie wichtig es Moritz war, auch weiterhin über eine gut ausgestattete Apotheke zu verfügen, zeigt die Tatsache, daß er bereits kurz nach seiner Ankunft im Melsunger Exil wieder mit der Einrichtung einer Apotheke begann. Zur Bekräftigung seiner Ansprüche auf die Kasseler Schloßapotheke hatte er in Anwesenheit seiner Leibärzte Rhenanus und Johannes Hartmann ein Inventar anfertigen lassen,²² auf dessen Inhalt sich seine Forderungen bezogen. Rhenanus teilte ihm in einem Brief vom 19. Januar 1628 den Beschluß Wilhelms V. mit: Dieser hätte „iederzeit dafür gehalten, es würde gleichwol ein großes auffsehen, so wohl bey frembden leuten alß auch in die Statt daselbst geben, wann die apoteke im schloße ausgeräumet, vnd anderswoher *transferiret* werden solte, Jedoch, wann E.F.G. ie so hart auff der Apotek besteen würden, mußten Ifgl. aus der noht eine tugend machen, vnd E.F.G. Söhnlichen hirin gehorchen, Ich D. Rhenanus solte, ehe man weiter schritte, E.F.G. zufferst hiervon underthenig *referiren*, vnd was E.F.G. weitter befehlen würden, deren *Medicis* zu wißen machen“.²³ Die zitierte Passage

¹⁸ StAM 4a Nr. 39, 64 Berichte des Leibarztes Johannes Rhenanus.

¹⁹ Vgl. unter anderem den Brief des Johannes Rhenanus vom 29. Oktober 1527, in welchem von „streitigkeytten zwischen E.F.G. und dero herrn Sohne L.[andgraf] W.[ilhelm]“ die Rede ist.

²⁰ Vgl. Irmgard Dübber, Zur Geschichte des Medizinal- und Apothekenwesens in Hessen-Kassel und Hessen-Marburg von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Krieg, Diss. Marburg 1969, S. 195 ff.

²¹ Zum genauen Ablauf der Verhandlungen vgl. ebd. S. 202 ff.

²² Vgl. StAM 4b, 41 Nr. 4-6, 1626.

²³ StAM 4a Nr. 39, 64.

scheint auf ein Einlenken von Seiten Wilhelms V. hinzuweisen, ob aber tatsächlich große Teile der Apotheke nach Melsungen gebracht wurden, ist fraglich, da sich im Vergleich zu einem Inventarisationsverzeichnis aus dem Jahr 1668 keine wesentlichen Verluste ausmachen lassen.

Neben aktiver Beteiligung an den Abdikationsverhandlungen der Jahre nach 1627 diente Johannes Rhenanus seinem Fürsten als wichtiger Informant über die mit den Wirren des Dreißigjährigen Krieges verbundenen Truppenbewegungen in Hessen. Der Ausbruch des Krieges hatte Landgraf Moritz in eine prekäre Lage gebracht: Während das lutherische Kursachsen sich ihm gegenüber distanziert verhielt, befand er sich mit den katholischen Reichsständen im offenen Gegensatz. Seine Mitgliedschaft in der 1608 gegründeten protestantischen Union erwies sich als wenig hilfreich. Die Entzweiung zwischen Hessen-Kassel und Hessen-Darmstadt erreichte im Dreißigjährigen Krieg ihren Höhepunkt, als sich Darmstadt 1621 ganz offen dem katholischen Lager anschloß. Mit dem Einmarsch der katholischen Truppen Tillys wurde Hessen 1623 erstmals mit den direkten Auswirkungen des Krieges konfrontiert und hatte in den folgenden Jahren noch mehrfach unter der Besatzung und deren Auswirkungen – Hunger und Seuchen – zu leiden.²⁴ Die Berichte des Johannes Rhenanus über den Vormarsch der Tillyschen Truppen dürften eine der wichtigsten Informationsquellen für den exilierten Landgrafen gewesen sein.²⁵

Rhenanus muß in den letzten Lebensjahren des Landgrafen Moritz dessen besondere Wertschätzung genossen haben, wohl nicht zuletzt deshalb, weil er im Gegensatz zu seinen Kollegen Johannes Hartmann und Ludwig Combach, welche sich dem neuen Fürsten Wilhelm V. anschlossen, seinem alten Herrn die Treue hielt. Die zusätzlichen Dienste für den exilierten Landgrafen werden mit einer Gehaltserhöhung von 100 Gulden entgolten: „Daß aber Mihr Hochgedachte Fgl. mir nun mehr auß gnaden – 100. fl. zugelegt, dafür ihm ich mich vnderthenigst bedanket, wil auch mich in meinen vnderthenigen diensten gegen Fgl. hinwiederumb alßo erzeugen, daß dieselbe verhoffentlich ein gnädiges gefallen daran haben

²⁴ Vgl. Klaus Malettke, Der Dreißigjährige Krieg in Hessen und seine Folgen, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Band 51, 2001, S. 83-102, sowie Karl E. Demandt, Geschichte des Landes Hessen, Kassel 1972, S. 183 ff., vergleiche auch Gottfried Lammert, Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnoth zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, unveränderter Nachdruck der Auflage von 1890, Niederwalluf bei Wiesbaden 1971. Es lassen sich hier die Truppenbewegungen Tillys nachvollziehen, über die Rhenanus in seinen Briefen berichtet.

²⁵ Als ein Beispiel kann sein Bericht vom 20. August 1631 dienen: „Durchlauchtiger Hochgeborener Gnediger Fürst vnd Herr, seider meinem Letzten schreiben ist nicht viel schreibbüdiges vorgelauffen, alß daß ich von einem guten freunde berichtet worden, daß der jünger die Tillische Soldaten hart trenge, vnd denselben sehr starck dem Chürf zu Sachsen zu lauffen. Ihre Chürfl. durchl. wollen aus ihrem lande dem Tilly gegen bezahlung durchaus kein proviand mehr folgen laßen, vorgebende, sie bedörfften vor ihre soldaten, vnd können sie nun stündlich mit 24000. Man geworbenen volcks zu felde zihen, jn maßen das eine feldlager albereits zu Skeiditz zwischen Leiptzig vnd Halle formiret, vnd alß gestern der h. Feldmarschalck mitsamb der gantzen soldatesca vorgestellet werden sollen [...]“, StAM 4a Nr. 39, 64.

vnd tragen sollen.“²⁶ Durch diese Aufstockung seines Gehalts verfügte Rhenanus über ein jährliches Einkommen von 420 Gulden, der höchsten bekannten Summe, die ein hessischer Leibarzt im betrachteten Zeitraum für seine Dienste erhielt.

Die enorm hohe Besoldung des Johannes Rhenanus war keineswegs selbstverständlich, da die finanzielle Versorgung des abgedankten Landgrafen selbst nicht sichergestellt war. Die Überwachung von Einnahmen und Ausgaben und die Sorge dafür, daß stets genügend Geld bei der Hand war, fiel ebenfalls in Rhenanus' Aufgabenbereich.²⁷ Daß er es mit seinem kränklichen und vom Schicksal gezeichneten Herrn nicht immer leicht hatte, zeigen einige Randnotizen, mit denen Moritz seine Briefe kommentiert, wie zum Beispiel: „er suchet nur einen Pretent, daß er deß lenger außbleiben und in dem Casselischen lant seinen freyen muth haben wölln [...]“.²⁸

Rhenanus trug in Moritz' letzten Lebensjahren umfassende Sorge für seinen zunehmend hinfälliger werdenden Herren und den Haushalt im Exil. Es finden sich auch zwei von Moritz unterzeichnete Briefe in der Handschrift des Johannes Rhenanus,²⁹ die vom schlechten Gesundheitszustand des abgedankten Fürsten zeugen. Es heißt dort: „Wir befinden vns an vnserm verlag deromaßen geschwecht, außgesogen, vnd durch des Lehrbachs vnverantwortliche *practicen* alt gekümmert vnd gehemmet, daß wir nirgents vollkommen, vnsern *intentiones* alle, haben sinken vnd fallen laßen [...]“.³⁰ Die Schwäche ließ es hier nicht mehr zu, daß Moritz seine Briefe selbst zu Papier brachte, und er bediente sich seines Leibarztes als Schreiber.

Die Verbundenheit des Johannes Rhenanus mit seinem Herren ging weit über die dienstlichen Verpflichtungen hinaus; auch seine Familie wurde in die Versorgung des exilierten Langgrafen einbezogen. Als sich beim Bezug einer neuen Wohnung in Eschwege Schwierigkeiten bei der Suche nach einem Koch ergab, übernahm kurzerhand Rhenanus' Ehefrau diese Aufgabe: „Ich habe zwar nothwendige provision, so viel dießer art es in eyl leiden wil, zu E.F.G. glücklicher anherokunfft gethan, zu einem koche aber habe ich annoch nicht gelangen können, es sollen E.F.G. aber deßhalben niht mangel leiden, sondern sol meine fraw lieber für dieselbe etwas underthenig zurichten, biß daß die mit einem koche versehen werde.“³⁰

²⁶ StAM 4a Nr. 39, 64 Berichte des Leibarztes Johannes Rhenanus.

²⁷ „So dann Gnediger Fürst und Herr zu den praeparatoriis vornehmlich von nöten, daß man zum wenigsten ein 10. oder 12. G. D. finirt bey der hand habe, stehet zu E.F.G. gl. verordnung, ob etwa Mr. Rise die newlich in underthenigkeytt angedeutete alte sylbergeschirre heraus langen solle, damit man selbige alhie, da man die beste gelegenheytt hat, finiren möge, oder wie man sonstet zu solcher quantitet fein D.[ukaten] gelangen solle“, ebd. Brief vom 6.11.1627.

²⁸ Ebd.

²⁹ Ebd. Briefe vom 19.9.1630 und 27.8.1631.

³⁰ Ebd. Brief vom 29.8.1631.

Das Todesjahr des Johannes Rhenanus ist nicht bekannt; sicher ist aber, daß er seinen Herrn überlebt hat und in dessen letzten Lebenstagen bei ihm war. Moritz starb am 15. März 1632, fast auf den Tag genau fünf Jahre nach seiner Abdankung, und der letzte Brief seines Leibarztes ist vom 24. Februar desselben Jahres erhalten. Dessen Pflichten waren mit dem Tode des Fürsten noch nicht beendet, auch die Sorge um die Leiche stand in seiner Verantwortung. Neben zahlreichen anderen Kondolenzschreiben³¹ findet sich ein Beileidsschreiben des Kanzlers und der Räte, welches auf einem eingelegten Zettel folgende Notiz enthält: „Waß das die fürstl. Leich; vnd wie es mit deren abführung zuehalten sein möge anlangt, deroselben wirdt vnser gfl. fürst vnd her selbstn verordnung thuen, vnderdeßen doch *Doctor Rhenanus* vnd *Cornelius Taurern* die balsamierung fürnemen, vnd so darzu nötig sich mit *Doctor Combachio* vergleichen, welcher ihnen die *materialia*, wo fern auß Ifgl. hochselig andenkens apotheken nicht zuehaben, zuzuschicken, beuelcht, wie Ihr das auch die betrachtung vnderdessen, vnd biß der Sarck mit Ifgl. verordnung ankompt Eure *diskretion* nach anzustellen wißen werdet [...]“.³²

Zusammenfassend läßt sich eine die Generationen überdauernde Verbundenheit der Familie Rhenanus mit den hessischen Landgrafen festhalten. Johannes Rhenanus, welcher vom Landgrafen Moritz bereits als Student finanziell unterstützt wurde, wurde zu seinem Leibarzt und einem der wichtigsten Akteure im alchemistischen Laboratorium. Dem abgedankten Fürsten diente er in dessen letzten Lebensjahren nicht nur als Arzt, sondern auch als Diplomat, Berichterstatter und Verwalter.

³¹ Vgl. StAM 4a Nr. 38, 9 Landgraf Moritz' Ableben.

³² Ebd.

3. Jacob Mosanus

Jacob Mosanus wurde 1564 in Wees (Weeze) im Herzogtum Kleve am Niederrhein geboren. Sein Vater, der ebenfalls Mediziner war, ließ sich 1591 als praktischer Arzt in England nieder. Mosanus studierte in Oxford und an der Universität Köln Medizin und plante zunächst, sich ebenfalls in London zu etablieren, ging dann aber, nachdem sein Gesuch um Niederlassung abgelehnt wurde, zurück nach Deutschland.¹ Über die Jahre von 1591 bis 1599, dem Zeitpunkt seines ersten Auftretens am Hof in Kassel, ist wenig bekannt. Vermutlich verbrachte er einige Zeit in Straßburg und den Niederlanden und verfaßte gemeinsam mit dem Alchemisten Jan Cornelius van Amsterdam eine chemische Abhandlung.

Sein Interesse für die chemische Herstellung von Arzneimitteln, das schon in England seine Tätigkeit bestimmt hatte, wies ihm den Weg an den Kasseler Hof des Landgrafen Moritz. Im Gegensatz zu Rhenanus, der unter Johannes Hartmann studiert hatte, und den Brüdern Wolff, die Professorenämter innehatten, steht Jacob Mosanus dabei in keiner direkten Verbindung zur Universität Marburg, sondern trat von außerhalb in den Kreis der Ärzte in der Umgebung des Landgrafen Moritz. Er hatte längere Zeit im Ausland gelebt und war in Fremdsprachen sehr bewandert. So korrespondierte er mit dem Landgrafen gelegentlich auch in englischer Sprache.² Über Mosanus' Tätigkeit im alchemistischen Labor und sein enges Verhältnis zu Moritz gibt Moran³ ausführlich Aufschluß. Mosanus kam danach eine zentrale Rolle bei den zahlreichen alchemistischen Projekten zu, die im Umkreis des Landgrafen durchgeführt wurden und die er gemeinsam mit Hermann Wolff koordinierte und überwachte. Daß Mosanus darüberhinaus auch die Funktion eines Leibarztes hatte, ist bisher wenig beachtet worden.

Zu seinen Aufgaben gehörte die Berichterstattung über den Gesundheitszustand der fürstlichen Kinder an den Landgrafen, der sich häufig auf Reisen befand. So heißt es etwa am 20. Juni 1608: „Durchleuchtiger hochgebohrner Furst und herr, E.F.G. seint meine unterthanige schultppflichtige gehorsame dienste jeder zeit zuvor. E.F.G. sol ich in underthänigkeit nicht verhalten, das es mit dero jungen herrschaft alhier zimlich wohl stehet, dan der huste lehst bey L.Wilhelmen nuhn mehr nach, also das er gahr selten darvon angefochten wirt. Es hat aber Fraulin Agneta am verschienen sonnabent und sonntag angefangen sehr des nachts zu husten, welches sich nuhn mehr, nach meinr anhero kunft, auf

¹ Vgl. zur Biographie Mosanus': B. T. Moran, *The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632)*, Stuttgart 1991, S. 70 ff.

² Vgl. etwa den Brief aus Straßburg vom 29. Mai 1604, StAM 4a Nr. 39, 55.

³ Vgl. Moran (wie Anm. 1).

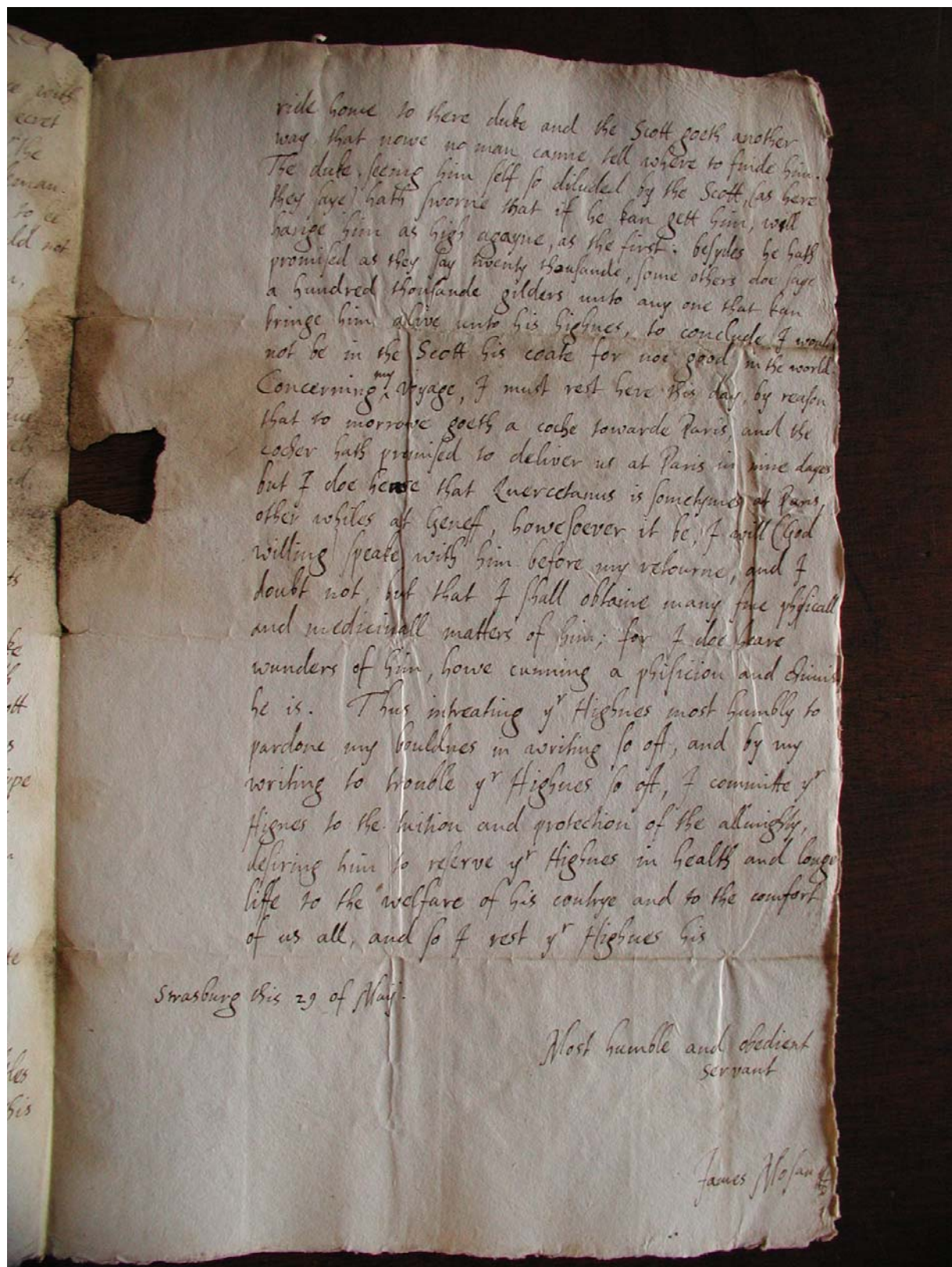


Abb. 9 Jacob Mosanus, englischsprachiger Brief mit Erwähnung des Alchemisten Quercetanus

den darzu verordneten medicamenten, etwas gestillet und nach lassen angefangen.“⁴ Mit den fürstlichen Kindern muß ein besonders herzliches Verhältnis bestanden haben, so diente Mosanus ihnen auch als Spielgefährte in einem Rollenspiel.⁵

Neben den Informationen über die fürstliche Familie berichtet Mosanus über Erkrankungen von Angehörigen des Hofes, Schülern des Collegium Mauritianum und Bürgern der Stadt Kassel. Letzteres deutet darauf hin, daß Mosanus neben seinen Aufgaben in den Diensten des Landgrafen auch eine Privatpraxis betrieb. Seine Briefe an den Landgrafen beeindruckten vor allem durch überaus genaue und plastische Beschreibungen von Krankheitsverläufen und Therapieversuchen. Die detailgetreuen Schilderungen lassen darauf schließen, daß auf Seiten Moritz' sowohl Interesse als auch Sachverstand in medizinischen Fragen vorgelegen haben muß, dem sein Leibarzt Mosanus gerecht zu werden bemüht war.

Für seine Briefe wählte Mosanus Krankheitsfälle aus, die ihm besonders interessant und eindrucksvoll schienen. So schrieb er zum Beispiel über einen Unfall, der dem Sohn des Kammermeisters zustieß: „Am vergangenen Sonntag umb sex uhren des abents ist E.F.G. cammermeister jungste sonchen von einer windelstein hinunder gefallen, ist 36 stunden sprachlos gelegen und kein aug selber auff gethan sine sensu, sine visu, sine auditu liggen blieben, und seint ihm die augen all erstarret und sine motu gewesen, das wen man ihm auch mit einem finger in die augen auff dem apfell gegriffen, er sich dessen nichts angenommen. Nach der zeit aber hat er wider angefangen zu reden, zu sehen zu hören, doch kann er die palpebras nicht auff thun, und bleiben ihm auch die augen äpffell steiff stehn, und immobiles. Paralysis hat ihm die linke seyten gahr eingenommen.“⁶ Mosanus beläßt es in diesem Fall bei einer bloßen Schilderung der Symptome und verzichtet auf Mutmaßungen über den genauen Mechanismus der Schädigung.

In einem anderen Fall, dem des Postreiters Hans Zigenhan, hat Mosanus genaue und nach heutigem Wissen korrekte Vorstellungen vom Ursprung der Krankheit: „Es stehet auch zu besorgen es mit Hans Zigenhan dem postreutern nicht vil anders werden wirt; dan nach dem ich ihm die dolores in dextro hypochondrio ex hepatis obstructione ortus, und ihm den athem gahr nehmen wollen gelindert und weggebracht, ihm auch alle mügliche hülffe aquam purgando et obstructions internorum viscerum aperiendo gebraucht, hatt die Ascites (quae pessima est hydropis species) nicht allein nichts abnehmen wollen, sondern hat täglich

⁴ StAM 4a Nr. 39,55

⁵ Vgl. Moran (wie Anm. 1), S. 72.

⁶ Ebd.

zugenommen und sich gestirkt [...]“.⁷ Er führt also den massiven Aszites - vermutlich zutreffend - auf eine Obstruktion der Leber zurück.

Ähnlich wie andere Leibärzte, insbesondere Hermann Wolff berichtet Mosanus seinem Herren auch über Bautätigkeit und andere Ereignisse im Land Hessen, die sich in der Abwesenheit des Fürsten zutruhen.⁸ Außerdem ist mindestens ein Fall bekannt, in dem Mosanus zu einem anderen Fürsten, in diesem Fall dem Kurfürsten von Köln entsandt wurde, um dort ärztlich tätig zu werden.⁹ Ereignisse wie diese, sowie die Briefe an den Landgrafen belegen, daß Mosanus sich nicht nur der theoretisch-medizinischen Forschung im alchemistischen Laboratorium verpflichtet wußte, sondern auch regelmäßig als Arzt tätig wurde.

⁷ Ebd., Brief vom 6.3.1607.

⁸ Vgl. StAM 17 I Nr. 5093 James Mosan berichtet über den Fortgang des Festungsbaus in Ziegenhain.

⁹ Vgl. StAM 4f Köln, Kurköln.



Abb. 10 Oswald Croll, Basilica chimica (Iatrochemisches Werk)

4. Johann und Hermann Wolff

Das Leben sowohl Johann Wolffs, als auch seines jüngeren Bruders Hermann bewegte sich im Spannungsfeld zwischen der Universität in Marburg auf der einen und den fürstlichen Höfen Landgraf Wilhelms IV. und später seines Sohnes Moritz in Kassel, sowie dem Hof Landgraf Ludwigs in Marburg auf der anderen Seite. Beide Brüder hatten die Position eines ordentlichen Professors der Medizin inne und waren zugleich Leibärzte der regierenden Fürsten; nicht selten entstanden Probleme aus dieser doppelten Verpflichtung.

Die Gebrüder Wolff stammten gebürtig aus Marburg,¹ über die Familienverhältnisse gibt ein Verzeichnis verschiedener Professoren der Universität Marburg Auskunft: „*D. Hermannus Wolffius* ist auch ein Marpurg Bürgers kindt, deßen Vatter ein Bürger vnnd Kremer, vnd sein Stieff vatter M. Joist schröwer zugleich ein Magister, Bürger, Crämer, Scheff vnnd *Collega* in *Paedagogio* geweßen, hat auch noch zwen Brüder Inn der Krämerzunfft, vnnd einen bei vnns Im Rath, hatt auch eines Bürgers vnd Scheffen *Danielis Werneri* s. dochter [...]“² geheiratet. Die Brüder Wolff stammten demnach aus einer angesehenen Marburger Bürgerfamilie, verloren früh ihren Vater und wuchsen mit einem Stiefvater, der neben seinem Krämerberuf auch als Schöffe fungierte und den Titel eines Magisters trug, auf.

Beide Brüder studierten in Marburg Medizin.³ Johann Wolff wurde am 1577 in Basel zum Doktor der Medizin promoviert; seinem Bruder Hermann wurde dieser Titel am 11. März 1585 von der Universität Marburg verliehen.⁴

Die Ernennung Johann Wolffs zum Professor erfolgt am 2. Februar 1578. Eine Neubesetzung der Stelle war nötig geworden, nachdem der aus den Niederlanden stammende Heinrich Botter die Universität 1577 bereits nach einem Jahr wieder verlassen hatte. Darüberhinaus waren die zu diesem Zeitpunkt an der Fakultät tätigen Mediziner Victorinus Schönfeldt und Nicolaus Sascher zugleich als Physiker, bzw. Mathematiker tätig, so daß die Aufrechterhaltung der Lehre im Fach Medizin nicht gewährleistet werden konnte.⁵

Darüber, warum die Wahl auf den noch relativ jungen Johann Wolff fiel, gibt die Korrespondenz zwischen Landgraf Ludwig zu Marburg und seinem Bruder Wilhelm in Kassel Auskunft. Die Ernennung hatte nicht zuletzt finanzielle Gründe, da man davon

¹ Pagel in der ADB setzt Johann Wolff mit einem 1537 in Bergzabern geborenen Arzt desselben Namens gleich.

² StAM 22b Pak.4, Universität Marburg Privilegia.

³ Beide Namen finden sich im Jahr 1571 erstmals in den Matrikeln der Universität Marburg. Vgl. Iulius Caesar (Hg.), *Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis*, Neudruck Nendeln (Liechtenstein) 1980, Teil III S. 1 bzw. S. 3.

⁴ Franz Gundlach (Hg.), *Catalogus Professorum Academiae Marburgensis*. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität in Marburg von 1527 bis 1910, Marburg 1927, S. 178.

⁵ „dieweill nicht allein *D: Victorinus*, sondern auch *D: Sascherus* zu gleich beneben Iren *ordinarien lectionen Mathematices vnnd physices* auch auff die *lectionem Medicinae* bestellet seien“, StAM 22b, Pak. 28, fol. 131.

ausging, daß ein auswärtiger Gelehrter einen höheren Lohn verlangen und nicht in gleichem Maße der Universität Marburg verpflichtet sein würde wie ein in der Stadt aufgewachsener und dort studierter Mediziner, wie Landgraf Ludwig in einem Brief an seinen Bruder Wilhelm ausführt: „Wandt wir aber darneben bedencken, mit was großer vngelegenheitt vnnd beschwerung solche leuth auffzuregen vnnd bey die handt zubringen, die erfahrung es auch dieß orts gegebenn, das, wenn mann sie schon mit großen Costen anher pracht, auch mit städtlichen *salarijs* versehenn, Mann Jhrer doch nicht behendig pleiben, sondern so baldt sie Jhre beßerre gelegenheitten ersehenn, ihres gefallens widderumb dauon pritschen, das also alßdann aller vffgewandt vncost vmb sonst vnnd vergebens Vnnd dann gleich vnder diesem *D: Johan Wolfius*, so hiaus bürtig, vnnd vnns vor einen Jungen mann trefflich *commendiret* vnnd gerechnet wirdet“,⁶ so möge man ihn an die Fakultät berufen. Nicht zuletzt die schlechten Erfahrungen mit Heinrich Botter, der Marburg bereits nach einem Jahr wieder verließ, werden zur Bevorzugung eines Einheimischen geführt haben.

Daneben wurde aber auch Wolffs hervorragende Eignung zum Professorenamt festgestellt und man beschloß: „Dieweill wir dann verstehen, das er nicht allein *in praxi* albereidt nach seinem alter geübt vnnd glücklich sondern auch *in theoresi* wohl fundiret, vnnd *ad docendum* gantz geschickt vnd dinlich sei, So ließen wir vns wohl bedüncken, Das man es mit Jhme ein zeitlang, vnnd ob man also anderer *Medicorum* bey der schuell entrathen konte, zuuersuchen“.⁷ Wolffs Lohn wurde zunächst auf einhundert Gulden jährlich angesetzt, da er „noch Jung, auch vonn seinen ältern vnnd weib, zimblich begüet“⁸ sei. Eine Erhöhung des Gehalts im Falle, daß er sich bewähre, wurde jedoch in Aussicht gestellt.

Aus dieser zunächst nur vorläufigen Anstellung heraus wurde Johann Wolff dank seiner Fähigkeiten schnell zu einer zentralen Figur der Universität. Er bekleidete in den Jahren 1585 bis 1606 mehrfach das Amt des Rektors und wurde im Jahr 1586 schließlich zum Leibarzt des Landgrafen Ludwig bestellt. Er setzte sich in der folgenden Zeit besonders für die Verbesserung der Hygiene in den Straßen der Stadt Marburg ein. So veranlaßte er unter anderem die Einrichtung einer Wasserleitung vom Schloß in die Ritterstraße, sowie den Bau von abgedeckten Kanälen zur Ableitung des Abwassers.⁹ Wolff beschränkte sich damit nicht auf seine universitären Verpflichtungen sondern betrachtete auch Maßnahmen, die der Verhinderung von Seuchen dienten, als medizinische Aufgaben.

⁶ Ebd. fol. 123.

⁷ Ebd. fol. 131.

⁸ Ebd. fol. 130.

⁹ Vgl. Paul A. Jaensch, Beiträge zur Geschichte des anatomischen Unterrichts an der Universität Marburg, in: Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte, hrg. von E. Kallius, Band 25, München, Berlin 1924, S. 780.

Johann Wolff wurde überdies bekannt durch die Herausgabe der ersten Schrift über die Nutzung der Wildunger Quellen als Heilwasser. Die therapeutische Wirkung der vier Sauerbrunnen in der Umgebung Bad Wildungens war schon seit langem bekannt, bei Wolffs „De Acidis Wildungensibus“ aus dem Jahr 1580 handelt es sich jedoch um die erste Brunnenschrift, die die mineralische Natur der Brunnen, ihre Heilkräfte und deren vernünftige Anwendung thematisierte.¹⁰ Wolff befand sich mit seiner Schrift in der Nachfolge prominenter Vorgänger. Im Jahr 1535 hatte Johannes Dryander unter dem Titel „Vom Eymser Bade“ eine Brunnenschrift veröffentlicht, die Aufschluß über den Analysengang der damaligen Zeit gab.

Nicht zuletzt ist Johann Wolff als Gründer der Wolffschen Stiftung zu nennen, auf die bis heute zum einen ein Seniorenheim im Marburger Stadtteil Ockershausen und zum anderen ein Stipendienfonds für mittellose Studierende zurückgeht.¹¹ Da Wolffs Kinder vor ihm gestorben waren und andere Erben wie seine zweite Frau, seine Schwester und seine Brüder bereits anderweitig großzügig bedacht waren, ließ er im Jahr 1611 ein Testament aufsetzen, nach dem die Hälfte der Erträge seines Rittergutes in Ockershausen einem dort ansässigen Hospiz zugute kommen sollte. Außerdem sollte die studierende Jugend - insbesondere werden hier die Nachkommen seiner Brüder genannt - unterstützt werden. Aus dem Fonds werden bis heute Stipendien vergeben und die Wolffsche Stiftung verdient wegen ihres fast 400-jährigen Bestehens sicher besondere Beachtung.

Hermann Wolff, der Bruder Johannis, wurde 1585 in Marburg promoviert und 1589 zunächst zum Professor für Physik, ab 1591 für Medizin, berufen.¹² 1597 ging er unter Beibehaltung seiner Professur während der Pest als Leibarzt des Landgrafen Moritz nach Melsungen und übersiedelte, nachdem die Seuche gebannt war, mit diesem nach Kassel.¹³

Daß die beiden Funktionen eines Leibarztes und eines Universitätsprofessors auf längere Zeit nur schwerlich miteinander zu vereinbaren waren, zeigte sich im Falle der Brüder Wolff daran, daß es mehrfach nötig wurde, wegen der Verpflichtungen am Hof einen Stellvertreter für den Universitätsunterricht zu benennen. Über einen umgekehrten Fall, in welchem für die leibärztlichen Aufgaben und zugunsten der Lehre jemand anders bestellt wurde, ist nichts

¹⁰ Vgl. Theodor Schultheis, Mitteilungen von der Nutzung der Wildunger Quellen als Heilwasser im 16. Jahrhundert, in: Geschichtsblätter für Waldeck, 71. Band, Arolsen 1983, S. 69-82.

¹¹ Vgl. Margret Lemberg, Die Wolffsche Stiftung. Eine segensreiche Einrichtung mit nahezu 400-jähriger Geschichte, in: Marburger UniJournal, Sonderausgabe Januar 2000, S. 22-23.

¹² Vgl. u.a. Brief Ludwigs an Wilhelm vom 31.9.1589, StAM 22b Pak. 28, fol. 184.

¹³ Vgl. Jaensch (wie Anm. 9), S. 781.

bekannt. Wenn der Fürst oder seine Familie erkrankten, hatte die universitäre Tätigkeit stets zurückzustehen.

Zu einem ersten aus der Doppelfunktion entstehenden Konflikt kam es im Jahr 1597, als der personelle Mangel an der medizinischen Fakultät offensichtlich wurde. Die Landgrafen waren sich dieser Problematik durchaus bewußt; in einem Brief an Johann Wolff vom 28. März 1597 heißt es: „Nach dem Jnn Vnserer *Vniuersitet* zue Marpurck Jhr beneben Ewerm Bruder D. Herman Wolffen in *facultate medica pro ordinarijs professoribus* bestellet, vnd ahngenommen, darneben aber es vnser gelegenheitt vnd notturfft Je bißweilen erfordertt, das wir beneben diesem dienst Euch nicht allein hier zu Marpurck, Sondern auch nach Caßell vnd sonsten hin, wo wir mitt vnserm hofflager nach gelegenhitt derzeitt verrücken, offtmals abfordern vnd zu vnserer vnd der vnserigen leibs schwacheitt gebrauchen mußen, Ob nun wohl auff Jederzeitt vnser erfordern erheischen er vnser vndt der vnsern notturfft nach Jhr vnß gehorsamblich volget, Vnd ewern dienst wisset, So befinden wir aber darbey, das dadurch die *lectiones Medicae* offtmals *vaciren* vnd nicht Jnn solcher *Confirmation* wie es wohl sein sollte, geleistet werden können [...]“.¹⁴ Wolff sollte aus diesem Grunde ein Professor extraordinarius zugeordnet werden, welcher in den Zeiten seiner Abwesenheit die Lektionen versehen sollte.

Bereits in den Universitätsstatuten von 1560 war vorgesehen, daß bei mindestens einmonatiger Abwesenheit eines Professors ein Vertreter bestellt werden müsse: „Es ist wie vorgemeld nicht zu dulden, das eynige offentliche lection uber ein Monat stillstehe und nit verlesen werde. Darumb würt von noten sein, ein andern, er sey ein angenommener professor oder nit, von den so vorhanden, zu bestellen so lang, bis man die lection besser versehen kann“.¹⁵ Für die Zeit, in der Wolff seinem Amt nicht nachkommen konnte, wurde Nicolaus Braun als Ersatz vorgeschlagen, der bereits in früheren Jahren einige Male die Vertretung Wolffs übernommen hatte und den Landgrafen bekannt war. Braun wurde am 12. Mai 1597 zum außerordentlichen Professor in der Vetretung Wolffs ernannt.

Wie bereits erwähnt wurde den beiden Höfen in Kassel und Marburg jeweils einer der Brüder Wolff als Leibarzt zugeordnet, eine Verteilung, die einer brieflichen Absprache des Landgrafen Moritz mit seinem Bruder entsprach: „So mogen wir E.L. doch nicht verhalten, daß D. Hermanno Wolffio Vnserer herzlieben Gemahlin:/ welche dan am hauptwehe Je bißweilen Vnpaßlich wirdt:/ Vndt kinder leibsgelegenheitt wissent ist. Derowegen wir

¹⁴ StAM 22b Pak. 41, fol. 86.

¹⁵ Abgedruckt in: Hans Georg Gundel, Die Statuten der Universität Marburg von 1560, in: W. Heinemeyer / Th. Klein / H. Seier (Hg.), *Academia Marburgensis. Beiträge zur Geschichte der Philipps-Universität Marburg*, Band 1, Marburg 1977, S. 167 f.

denselben noch zur zeit nicht Von Vns abziehen laßen können, Darmitt aber nichts destoweniger die facultas Medica in Vnserer Vniversitet nicht gar abgehe Vndt in esse erhaltten werde, So sehen wir vnsers thails Vor gutt an, weil die beyde Doctores Johann Vndt Herman Wulff einer bei E.L. der ander bei Vns am hoffe Vfwartten, daß die professio Medica [...] mitt einer wolqualificirten Person bestellet werde [...]"¹⁶ Moritz schlug für diese Position den aus Homberg stammenden Heinrich Ellenberger vor, welcher 1601 berufen wurde.

Es handelte sich hier um den zweiten bekannten Fall, in welchem ein Stellvertreter für die Brüder Wolff in Marburg eingestellt werden mußte. Im Gegensatz zu Nicolaus Braun, der die Fakultät 1599 (vorübergehend) verließ und die Position eines Professors extraordinarius innegehabt hatte, wurde Ellenberger in den Rang eines ordentlichen Professors versetzt. Dies könnte als ein Zeichen dafür aufgefaßt werden, daß man mit einer baldigen Rückkehr der Brüder Wolff nicht mehr rechnete.

Über die Aufgaben als Leibarzt geben vor allem zahlreiche Briefe Hermann Wolffs an den Landgrafen Moritz aus den Jahren 1601 bis 1618 Auskunft.¹⁷ Aus dieser Korrespondenz geht hervor, daß Wolff neben dem medizinischen Bereich auch mit der Verwaltung zahlreicher Bauprojekte betraut war.¹⁸ Zugleich mit der Aufsicht über bauliche Maßnahmen in der Stadt Kassel, so zum Beispiel dem von Moritz errichteten Theater „Ottoneum“,¹⁹ lag der Schwerpunkt seiner Arbeit im Bereich der Schifffahrt und der Errichtung von Schleusen an Werra und Fulda. Einem Brief vom Juli 1601, in welchem er Moritz von den Schwierigkeiten des Baus einer Stauschleuse in Allendorf berichtet,²⁰ liegt eine – mit großer Wahrscheinlichkeit von Wolff selbst angefertigte – Zeichnung der zu bauenden Schleuse bei.

¹⁶ Undatiertes Fragment, LUB Kassel 305 a A IV 3b # 3. Der Brief ist vermutlich auf das Jahr 1601 zu datieren, in welchem Heinrich Ellenberger seine Professur in Vertretung der Brüder Wolff antrat.

¹⁷ StAM 4a Nr. 39,54, Berichte des Leibarztes und Bauverwalters Hermann Wolff.

¹⁸ Moran geht davon aus, daß die Inspektion der Bauprojekte gegenüber der Herstellung von Medikamenten eine Vorrangstellung in Hermann Wolffs Arbeit eingenommen hat. Vgl. B. T. Moran, *The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632)*, Stuttgart 1991, S. 69.

¹⁹ So heißt es am 12. April 1605: „Midt der baw arbeit sindt wir immer dran jzo laß ich das Theatrum mitt grawer stein farb anstreichen“; ein Brief vom 21. April enthält die Nachricht, der Giebel sei nun fertig gestrichen, StAM 4a Nr. 39,54.

²⁰ „daß die Stauschleuse schwerlich [...] gemacht werden kann, den der grundt dadurch die Werra fleust allerwegen ein gantzer steinfelse ist, derselben man den mitt den pfählen nicht wohl dieff in den grundt kommen kann“, ebd.

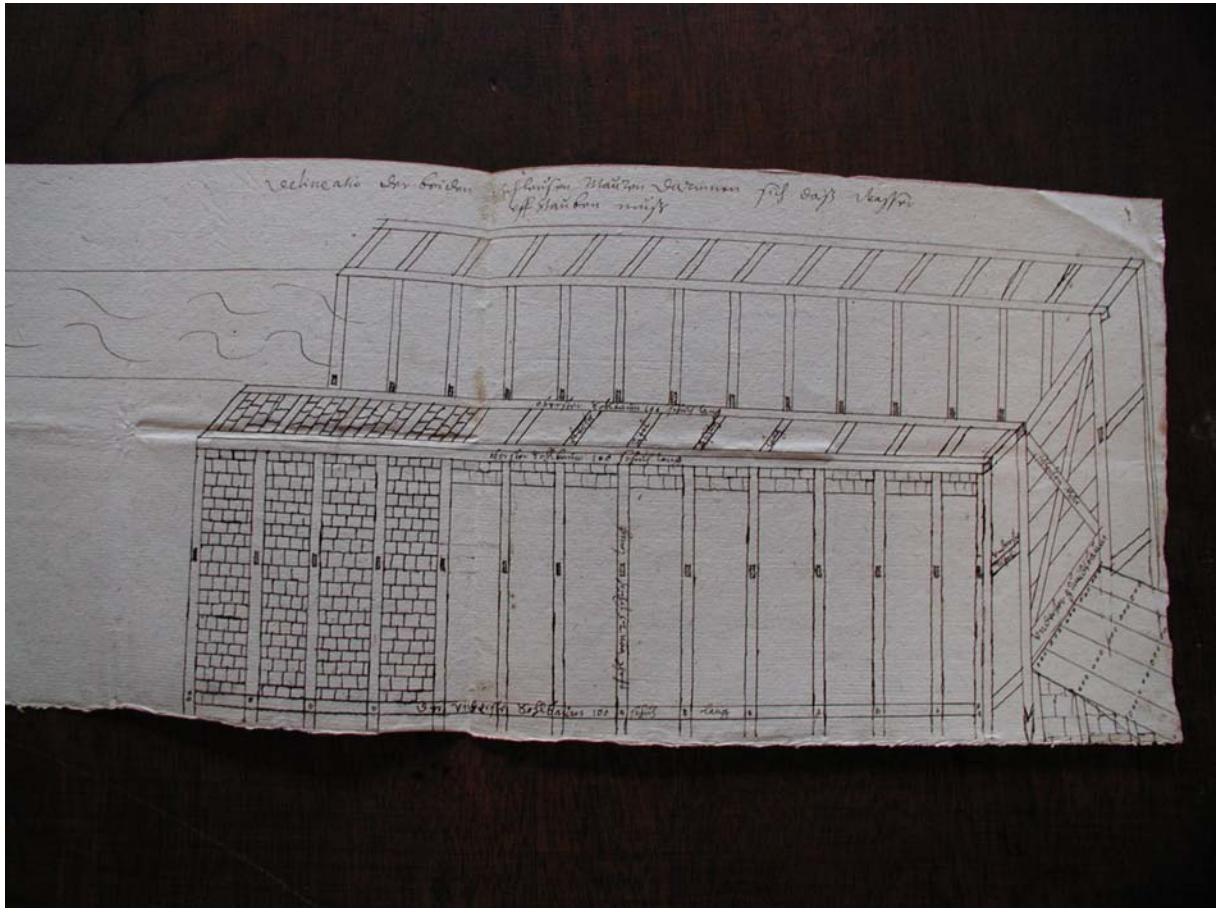


Abb. 11 Hermann Wolff, Zeichnung einer Schleuse

Die Meldungen über den Fortschritt verschiedener Bauarbeiten finden sich in Hermann Wolffs Briefen in bunter Mischung mit den obligatorischen Berichten, in denen er den Landgrafen, welcher sich häufig auf Reisen oder in seinen Residenzen in Rotenburg und Melsungen aufhielt, über den Gesundheitszustand der fürstlichen Familie informierte. Diese Nachrichtspflicht zählte ausdrücklich zu den wichtigsten Aufgaben der Leibärzte. Wurde die Information über Krankheiten am Hofe einmal vernachlässigt, drohten negative Konsequenzen. Dies zeigt die heftige Reaktion Hermann Wolffs auf das Verhalten einer Kinderfrau des jungen Prinzen Moritz im Jahr 1618. Diese hatte der Landgräfin Juliane hinter seinem Rücken gemeldet, daß das Kind bereits seit längerer Zeit schwächlich sein solle. Wolff sieht sich genötigt, die Angelegenheit unverzüglich in einem Brief an Moritz zu klären und alle Vorwürfe, er habe seine Pflichten vernachlässigt, zurückzuweisen: „[...] da doch die fraw kindts Hoffmeisterin ahn E.F.G. herz libste gemahlin, daß her Moritz continuirlich schwach sein solle, geschrieben, undt weyl E.F.G. mir befohlen, daß ich des wegen eigentlich berichten soll, So hatt eß hierumb die gelegenheit, daß nicht herr Moritz allein, sondern auch

die andre fürstliche kinder, jhe einß umb daß ander, zu zeiten etwaß wider wertigen zustands befinden, undt sich beclagt dar zu jeder zeit, waß von noten, verordnet wurde, daß sie durch Gottes seggen keine weitere beschwerung befunden haben, daß jch mitt berichten von solchen zustenden, so gering undt keine gefar uff sich haben, E.F.G. ich zu betruben, [...] undt hingegen jeder zeit mich dafür beflissen, daß allein von denen zu fellen, so von importantz gewesen, E.F.G. jch underthenig bericht zu geschrieven habe“.²¹

Die Sorge um die Söhne und Töchter des Landgrafen – insgesamt wurden in den Jahren 1594 bis 1628 achtzehn Kinder geboren, von denen zehn das zwanzigste Lebensjahr erreichten - war eine der Aufgaben Hermann Wolffs am Hof in Kassel. Besonders der zweite Sohn Moritz, der ein recht kränkliches Kind war, bereitete immer wieder Grund zur Sorge.²² Er verstarb 1633 achtzehnjährig an den Blattern.²³

Im Interesse der Fürstenfamilie beobachtete Wolff die in der Stadt Kassel auftretenden Krankheitsfälle, um insbesondere den Ausbruch von Seuchen rechtzeitig zu bemerken. Immer wieder finden sich in seinen Briefen Anmerkungen wie „[...] horet man auch in der stadt weiter nichts, alß daß nuhn bei ezlich tagenn ezliche junge kindlin deilß aus einer diarrhea deilß auch sonstenn gestorben“.²⁴ Wenn doch einmal besorgniserregende Mitteilungen über ansteckende Krankheiten gemeldet wurden, entschied man sich meist für die Isolierung der fürstlichen Familie. Ein bevorzugter Zufluchtsort in Zeiten von Seuchen war das Gartenschlößchen auf der Aue-Insel.²⁵

Einen weiteren Beleg für die große Angst, die man in Bezug auf Seuchen hatte, liefert die Affäre um eine Amme des jungen Prinzen Philipp, die unklar erkrankt war. Hermann Wolff äußerte in einem Brief an Moritz seine Bedenken, die Amme das Kind weiterhin stillen zu lassen, „die weil die vapores ex utero accendentes so wohl daß herz alßs auch das haupt malestiren, und zu besorgen, daß etwan die Milch dadurch successu temporis alerniret werden mochte“.²⁶ Er riet dazu, eine andere Amme zu bestellen, setzte sich aber zugleich dafür ein,

²¹ Ebd.

²² So schreibt Hermann Wolff am 14. November 1605 an Moritz: „E.F.G. haben auß meinem letzten schreiben in genade vernommen, daß dero geliebter sohn, her Moritz mitt einer geschwulst am linken auge und backen, und darneben mitt einer hize über den ganzen leib angefochten worden Nach dem man nuhn, waß hir zu gehorig, so wol innerlich alß eußerlich gebraucht, so hatt es sich durch Gottes seggen fein widerumb zur besserung zu schicken angefangen, also daß er das aug widerumb kan auffthun, so lest die geschwulst am backen auch nach undt remittiret der calor pter naturam auch, daß wir hoffen, eß werde nuhn mit jhm besser werden“; StAM 4a, Nr. 39,54.

²³ Ein ebenfalls Moritz getaufter Sohn aus der ersten Ehe mit der Gräfin Agnes von Solms war bereits 1612 im Alter von zwölf Jahren verstorben.

²⁴ Ebd., Brief vom 8.8.1601.

²⁵ Vgl. Margret Lemberg, Frauen um Landgraf Moritz. Wirkungsmöglichkeiten einer Fürstin zu Anfang des 17. Jahrhunderts, in: Gerhard Menk (Hg.), Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft, Marburg 2000, S. 180.

²⁶ StAM 4a Nr. 39,54, Brief vom 29.3.1605.

daß die erkrankte Frau gut versorgt werden solle.²⁷ Aus dem folgenden Brief, der zwei Wochen später abgefaßt wurde, geht hervor, daß eine neue Amme gefunden wurde, „an welcher der junge her gern drincket, auch sich Gott lob noch keine enderung befindet“.²⁸

Außer den landgräflichen Kindern behandelte Hermann Wolff immer wieder Schüler des von Moritz gegründeten „Collegium Mauritianum“. Er ließ auch hier Umsicht in Zusammenhang mit den gefürchteten „morbis contagiosis“ erkennen. Anläßlich einer unter den Schülern grassierenden Magen-Darm-Infektion bestand seine wichtigste Maßnahme in der Isolierung der Kranken. Er ließ die erkrankten Schüler, welche zuvor mit 14 weiteren Jungen sehr beengt in einer Kammer geschlafen hatten, in eine Stube im Haus seines Kollegen Johannes Hartmann bringen, um weitere Ansteckung zu vermeiden.²⁹

Umso erstaunlicher angesichts von Hermann Wolffs langjähriger und erfolgreicher Tätigkeit am Fürstenhof mutet ein Schreiben vom 29. Dezember 1607 an, in welchem er um Entlassung aus den Diensten des Landgrafen bat. Wolff begründete sein Gesuch mit zunehmender körperlicher Schwäche und gab an, er habe sich nie recht für die Tätigkeit am Hof geeignet: „Eß wissen sich E.F.G. genedig zu erinnern, waß Ich vor eilff jaren zu meiner entschuldigung vnderthenig anmelden lassen, wie meine leibs gelegenheit also beschaffen, dass Ich zu den laboribus aulicis vnduglich [...]“.³⁰ Wolff hielt es für seine Pflicht, seine Gebrechlichkeit Moritz rechtzeitig mitzuteilen, damit dieser sich beizeiten nach einem neuen Leibarzt umsehen könne. Er betonte in seinem Brief immer wieder die langjährige Verbundenheit mit der fürstlichen Familie und daß er nicht aus Mutwillen handele, sondern sich aus Verantwortungsgefühl zu diesem Schritt gezwungen sähe.

Ob Hermann Wolff tatsächlich bereits so gebrechlich war, daß ihm eine weitere Ausübung der ärztlichen Tätigkeit unmöglich wurde, läßt sich aus heutiger Sicht nur schwer ermitteln. Inwieweit Altersgründe eine Rolle gespielt haben, ist ebenfalls unklar. Das genaue Geburtsjahr Hermann Wolffs ist nicht bekannt, jedoch läßt das Jahr seiner Promotion (1585)

²⁷ „[...] so haben wir nicht under lassen sollen, dasselbe E.F.G. underthenig zu melden, damitt sie unß ferner, wie man es mitt derselben halten, und ob sie dessen ohn er achtet den Jungen hern fürters stillen solle, befehlen können, oder ob sie der armen frawen sonsten etwaß aus genaden verordnen wolten [...]“ ebd.

²⁸ Ebd. Brief vom 12. April 1605. Auch die scheidende Amme wird in diesem Brife bedacht, was sehr für die menschlichen Qualitäten Wolffs spricht: „Es ist der alten ammen zwar sehr schwer vor kommen, daß sie hatt weich müß, jedoch hatt sie sich gütlich darin er geb, und tregt zu E.F.G. die underthenige hoffnung, sie werden sich ihrer alß einer armen wittigen er barmen [...]damit sie auch ihr klein kind, so sie dieser gelegenheit halb vor der zeit absetzen müssen, des besser fort bringen konte, hab wir ihren taglich ein mahß bier verordnet, verhoff E.F.G. werd damitt zufrieden sein [...]“ ebd.

²⁹ „Waß die scolaren anlangt sei es mitt denselb auch noch guet, allein Falckenberg und Stockhausen haben einen calorem pter naturam bekommen beneben einem grimmen, undt weil ihrer 16 in einer Cammer so getrang ligen, so hab ich sie von den andren separiren und in M. Hartmanni hauß in eine stuben bringen lassen [...]“ ebd. Brief vom 15. April 1605.

³⁰ StAM 4a 37 Nr. 4 I.

darauf schließen, daß er zum Zeitpunkt seines Entlassungsgesuches etwa Anfang bis Mitte fünfzig gewesen sein dürfte. Gegen eine gravierende körperliche Krankheit spricht, daß Wolff erst zwölf Jahre später verstarb.

Der Landgraf reagierte auf das Entlassungsgesuch, indem er zunächst den Rat eines ihm ebenfalls sehr nahestehenden Mediziners, nämlich Johannes Hartmanns, einholte. Hartmann zeigte sich von der besonderen Eignung Hermann Wolffs zum Leibarzt überzeugt, betonte die Notwendigkeit, daß der Fürst sich „mit Wolerfarnen Leib vndt hoff Medicis“³¹ versehe und spricht sich deshalb dafür aus, dem Entlassungsgesuch nicht statt zu geben: „Ließe demnach meiner einfaltt nach mich bedenken, es soltte mit E.f.g. dero hochliebsten gemahlin, Junger herschafft vnd Freulein, beßer daran sein, das sie Jhnen D. Wolffium mehrbenant nicht von sich ließen.“³²

Dem Anraten Hartmanns entsprechend antwortete Moritz seinem alten Leibarzt am 10. Januar 1608 mit einem sehr persönlich gehaltenen Antwortschreiben, in dem er dessen Verdienst hervorhob und ihn um sein Verbleiben bat.³³ Ob es das inständige Bitten Moritz' war oder aber eine Verbesserung des eigenen Gesundheitszustandes, was Hermann Wolff veranlaßte, am Hof in Kassel zu bleiben, ist unklar. Fest steht, daß in den folgenden zwölf Jahren weiterhin über die Gesundheit der Landgrafen wachte.

Im Jahr 1619 erkrankte Wolff erneut schwer, was dazu führte, daß die Rollen von Arzt und Patient getauscht wurden und der in der Zubereitung der verschiedensten Medikamente sehr bewanderte Landgraf Moritz eine „essentia perlarum“ für seinen Leibarzt zubereiten ließ, welche dieser in Verbindung mit einigen Tropfen „aurum potabile Angelicanum“ einnahm. Der Gesundheitszustand Wolffs besserte sich daraufhin tatsächlich vorübergehend.³⁴ Letztendlich konnte aber auch die persönliche Betreuung durch den Fürsten nicht verhindern, daß Hermann Wolff am 5. Mai 1620 in Kassel starb.

³¹ Vgl. Brief Hartmanns vom 7. Januar 1608, StAM 22b Pak. 28 fol. 247.

³² Ebd. Im selben Brief betont Hartmann, daß er selbst für das Amt des Leibarztes nicht in Frage käme, da es ihm an medizinischer Erfahrung mangle.

³³ StAM 4a, 37, Nr. 4 I.

³⁴ Vgl. Moran (wie Anm. 18), S.69 f.

eytgestimm, Damm Cassell Jan 212 J. 1717
 Anno 1605.
 C. & S. B.
 Underhanger
 Schenker
 S. B.
 Hermann Wolff
 Von morbis contagiosis setzt man sich sehr
 an, ist gar nicht, der Almusus ist
 wohl uns für den Winter besitzend.

Abb. 12 Signatur Hermann Wolff

5. Wundärzte und Scharfrichter

Bei einer Untersuchung des hessischen Medizinalwesens der frühen Neuzeit wäre es sicherlich zu kurz gegriffen, sich auf den Bereich der universitär ausgebildeten Leibärzte zu beschränken. Es ist vielmehr zu berücksichtigen, daß der Gesundheitsmarkt durch eine fehlende Monopolisierung charakterisiert war; neben den akademisch gebildeten Ärzten existierte eine Vielzahl weiterer Heilberufe wie Barbieri, Wundärzte, Apotheker, Bader und Hebammen, die ebenfalls approbiert waren, jedoch keine Universität besucht hatten.¹ Auch die Scharfrichter gehörten zum medizinischen Personal.² Dem Ansehen nach standen die studierten Ärzte an oberster Stelle der Hierarchie, woraus jedoch nicht zu folgern ist, daß sie von Bürgern im Krankheitsfall immer an erster Stelle konsultiert worden wären. Auch wenn von Seiten der Ärzte die theoretischen Kenntnisse der Handwerkschirurgen nicht sehr hoch eingeschätzt wurden, so vertrauten doch viele der Patienten dem manuellen Geschick und der Erfahrung der Wundärzte. Nicht nur die Bevölkerung, sondern auch Könige und Fürsten waren auf die Dienste der Handwerkschirurgen angewiesen, waren sie doch durch die Teilnahme an Feldzügen und Schlachten, sowie durch die teilweise exzessiv betriebenen Jagden immer wieder von Schußverletzungen, Knochenbrüchen oder Quetschungen betroffen. Es ist bekannt, daß die frühneuzeitlichen Fürsten die an ihrem Hof tätigen Chirurgen häufig von Feldzügen mitbrachten, wo sie deren Qualifikation schätzen gelernt hatten.³

Aus der Regierungszeit Landgraf Wilhelms sind die Bestallungsurkunden dreier Wundärzte, nämlich Philipp Ulrich (1570), Henrich Winecker (1571), sowie Paul Kelner (o.J., vermutlich 1567) erhalten. Vergleicht man sie mit den Bestallungen der Leibärzte derselben Zeit, fällt zunächst auf, daß die Formulierungen in vielen Fällen identisch sind. Der Aufgabenbereich des Wundarztes wurde folgendermaßen charakterisiert: „[...] da es sich nach dem willen Gottes zutrug, Das wir, vnserer freundliche liebe gemahlin oder kinder mit leibs schwachheit, oder sonstet anddern zuefelligenn geprechlichkeit, das doch der almechtige lange zeith verhuten wolle, befallen vnd beladen wurden; Soll er vns vnd Jhnen auch vnsern Cammerjungen vnd frawen zimmers personen nach seinem besten verstand sonder einige

¹ Vgl. Robert Jütte, *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit*, München / Zürich 1991, S. 17 ff.

² Vgl. Jutta Nowosadtko, *Wer Leben nimmt, kann auch Leben geben – Scharfrichter und Wasenmeister als Heilkundige der Frühen Neuzeit*, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* Band 12, 1993, S. 43-74, sowie Gisela Wilbertz, *Scharfrichter, Medizin und Strafvollzug in der frühen Neuzeit*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* Band 26, 1999, S. 515-555.

³ Vgl. Elizabeth Lane Furdell, *The Royal Doctors 1485 – 1714. Medical Personnel at the Tudor and Stuart Courts*. New York 2001, S. 1 f.

fernere, dan hernach bemelte belohnung treulichst zuerathen schuldig sein“.⁴ Die Wundärzte hatten vor allem die chirurgische Behandlung von Erkrankungen wie Knochenbrüchen und offenen Wunden zu verantworten. Ein Verzeichnis derjenigen Instrumente, die der am Hof tätige Wundarzt Achenbach im Jahr 1585 in Nürnberg eingekauft hatte und nun seinem Herrn in Rechnung stellte, führt neben einer Reihe von verschiedenen Schrauben Zangen und Sägen auch eine Haarschere auf, woraus abzulesen ist, daß neben der Chirurgie weiterhin die klassischen Aufgaben eines Barbiers wahrgenommen wurden.⁵

Wie bei den Leibärzten erstreckte sich der Patientenkreis der am Hofe beschäftigten Wundärzte auf die gesamte fürstliche Familie und weitere Angehörige des Hofstaates. Auch hier fand sich die ausdrückliche Verpflichtung zu Treue, Gehorsam, einem sittlichen Lebenswandel und der nachdrückliche Hinweis auf die Schweigepflicht.

Auch die Nebeneinnahmen aus einer Privatpraxis wurden den Wundärzten zugestanden.⁶ Wie bereits im Falle der Leibärzte erwähnt, diente diese Erlaubnis wohl nicht zuletzt der Sicherstellung einer hohen Qualität der medizinischen Versorgung der Landgrafen. Gerade in einem stark handwerklich geprägten Beruf wie dem des Wundarztes war die Übung und Vervollkommnung der chirurgischen Fähigkeiten ein Garant dafür, daß auch die Behandlung der Fürsten im Ernstfall von einem geübten Meister ausgeführt werden konnte.

Der größte Unterschied zum Leibarzt lag in der Höhe der Besoldung. Die Hofhaltung Landgraf Wilhelms sah 30 Gulden für den ersten und 24 Gulden für den zweiten Wundarzt vor,⁷ während die Besoldungen der Leibärzte unter den Regierungen Wilhelms und Moritz' zwischen 30 und 420 Gulden jährlich lagen. Es ist davon auszugehen, daß es eine Aufgabenteilung zwischen erstem und zweitem Wundarzt gab, wobei die Befugnisse des ersteren jene des letzteren überstiegen. Philipp Ulrich, der am ersten Mai 1570 bestellt wurde, hatte seiner Besoldung nach das Amt eines zweiten Wundarztes inne. Die für seine Tätigkeit nötigen Medikamente sollten ihm durch den „hoffwundtartz Meister Paul Kelnern“⁸ zugestellt werden, der bereits Landgraf Philipp den Großmütigen behandelt hatte. Der verantwortungsvolle Umgang mit Medikamenten war dem ersten Hofwundarzt vorbehalten,

⁴ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Wundarzt Henrich Winecker.

⁵ LUB Kassel 40f, 576 Inventaria der beiden Wundärzte zu Marburg 1586.

⁶ „Da aber Jemandts von vnsern Rethen hoffgesindt vnnd underthanen seiner Kunst vnnd Raths bedürfften würde, denen sol er vmb Jre gepürliche ziemliche belohnung nach seinem besten vermegen vnnd wißen behülflich vnnd gerathen sein.“ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Wundarzt Philipp Ulrich.

⁷ Vgl. Ludwig Zimmermann, Quellen zur Verwaltungsgeschichte Hessischer Territorien: Der ökonomische Staat Landgraf Wilhelms IV (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XVII.2), Marburg 1934, S. 159.

⁸ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte, Wundarzt Philipp Ulrich.

welcher diese aus der Hofapotheke empfing.⁹ Weiterhin enthalten die Bestellungen stets auch ermahnende Worte des Inhalts, daß der neu berufene Wundarzt die eigenen Fähigkeiten nicht überschätzen und sich nicht übernehmen möge und im Zweifelsfall Rücksprache mit einem Medicus zu nehmen habe.

Daß auch innerhalb der hessischen Ärzteschaft – dem allgemeinen Trend folgend – große Vorurteile gegenüber den Wundärzten bestanden, kommt in dem entsprechenden Kapitel der Medizinalordnung von 1616 zum Ausdruck, auf deren Ausarbeitung vermutlich auch die Leibärzte Einfluß genommen haben: „Und als es leyder ! darzu Kommen, daß diejenige, welche sich jetzo in dießen Landten der Wundt Artzney unterfangen, sehr nehrlich, und fast zu viel wenig in der Kunst und wißenschafft der Wundt Artzney, sondern vielmehr haar abschneidens, Barthscherens, Kopffwaschens, und dergl Baderwercks unterrichtet sindt, wie Sie dann Ihr Meisterstück, nicht auff schwulsten, Wundts, offne schaden, Beinbrüche und Glieder richtungen, sondern auff salben und pflaster finden [...] ja daß auch schwehrlich einer Zu findten, welcher von der *Anatomia* und innerlichen Beschwerlichkeit des Menschlichen Cörpers, darauff doch der grundt aller ihrer wißenschafft bestehen und beruhe muß, gebührlichen Bericht und wißens hätte; So wäre wohl vonnöthen, hierin Unßere Stätte nicht allein mit guther ordnung, sondern auch mit neuen Leuthen zu versehen.“¹⁰ Um diesen unhaltbaren Zuständen abzuhelpen, sollten künftig zwei Stunden Anatomie und Chirurgie in deutscher Sprache an der Universität Marburg für die Wundärzte gelesen werden. Überdies erging die Anweisung, daß sie in komplexen Krankheitsfällen einen Medicus hinzuziehen und mit ihm gemeinsam den Kranken visitieren sollten.

Die Notwendigkeit, das Verhältnis der medizinischen Berufsgruppen untereinander zu regeln und damit zur Professionalisierung im Medizinwesen beizutragen, ergab sich aus schon lange bestehenden Konflikten zwischen Medici und Wundärzten einerseits und den Angehörigen der verschiedenen arztverwandten Berufsgruppen untereinander andererseits. Exemplarisch sei hier eine Auseinandersetzung zwischen dem Marburger Scharfrichter Michael Hütter und den städtischen Barbieren im Jahr 1583 zu nennen, in die die Leibärzte Victorinus Schönfeldt und Johann Wolff schließlich schlichtend eingriffen.¹¹ Es handelte sich hier um einen Konflikt wegen strittiger Berufsausübung, in dem Scharfrichter und Wundärzte sich gegenseitig Überschreitung der Kompetenzen vorwarfen. Derartige Auseinandersetzungen

⁹ „Doch wollen wir Jme zu behueff desselbigen etzliche *medicamina* nach vnserm ermessen auß vnserer apothecken zur gepuerlicher zeitt senden lassen“ StAM A If Bestellungen Leib- und Wundärzte, Paul Kelner.

¹⁰ LUB Kassel Mss. Hass. 4° Nr. 278, fol. 20 f., vgl. auch das Kapitel zur Medizinalordnung S. 84 ff.

¹¹ Vgl. StAM M1 Landau # 599 Barbieri.

zwischen den sehr häufig auf medizinischem Gebiet tätigen Scharfrichtern und Chirurgen oder auch Apothekern waren in der frühen Neuzeit keine Seltenheit.¹²

Auch wenn die Scharfrichter zu den „unehrlichen“ Berufsbildern zählten, erwarben sie ihre Fähigkeiten doch im Rahmen einer regulären Berufsausbildung und hatten durch ihren Umgang mit den Leichen von Hingerichteten und Selbstmördern die Möglichkeit zu anatomischen Studien. Während für Ärzte die Leichen seltene und gesuchte Objekte waren, deren Beschaffung teilweise nur durch Diebstahl möglich war, waren den Scharfrichtern die toten Körper ohne weiteres zugänglich. So verwundert es nicht, daß sie aufgrund ihrer anatomischen Kenntnisse häufig eine öffentliche Praxis in ihrer Dienstwohnung unterhielten, wo sie von Patienten konsultiert wurden.¹³ Das medizinische Tätigkeitsfeld der Scharfrichter erstreckte sich dabei in der Regel auf äußerlich sichtbare Verletzungen, wie Arm- und Beinbrüche, Verrenkungen und weitere Verletzungen, womit sie in Konkurrenzsituation zu der Berufsgruppe der Bader und Barbieri traten.¹⁴ Aus zahlreichen Städten sind wechselseitige Klagen über Barbieri und Scharfrichter bekannt, die meist im gegenseitigen Vorwurf der Kurpfuscherei gipfelten.¹⁵

Der Marburger Scharfrichter Michael Hütter wehrt sich einem Brief an den Landgrafen gegen Vorwürfe von Seiten der Barbieri, er habe seine Kompetenzen überschritten und den Patienten unnötige Qualen zugefügt. Als Belege zählt er mehrere Krankheitsfälle auf, in denen er erst gerufen worden sei, nachdem die Barbieri versagt hätten und in denen er, der Scharfrichter, schließlich doch noch die Heilung des Patienten herbeigeführt habe. So geschehen im Fall eines Daniel Lünecker, der auf der Treppe gestürzt sei und sich den Arm ausgerenkt habe, „darüber dan vielegemelter Ortwein scherer vndt sein geselch geholet, welcher [...] vnder standen Jme den armen Jnzue richten vndt alß von 7. vhrn an biß des morgens vmb 2. vhr vber Jme gestanden gemartert vndt gequelet, aber endtlich doch nichts am arm anzurichten mögen, vndt alß schimpfflich daruon abgetretten“.¹⁶ Erst daraufhin sei nach ihm, Hütter, gerufen worden, um dem Kranken zu helfen, „welchs Jch mich nit gerne, dweill die scherer Jm werck gewesen, vnderwunden“. Er habe aber doch noch alles zu Guten wenden können und „In einer halb viertel stunde Daniel Lünecker seinen armen Jngericht

¹² Vgl. Markwart Herzog, Scharfrichterliche Medizin. Zu den Beziehungen zwischen Henker und Arzt, Schafott und Medizin, in: *Medizinhistorisches Journal*, Band 29, 1994, S. 309-332, hier S. 322.

¹³ Nowosadtko (wie Anm. 2), S. 44 ff.

¹⁴ Daneben ist aber auch bekannt, daß den Körperteilen hingerichteter Menschen, ähnlich wie Reliquien, Heilkraft zugesprochen wurde. Insbesondere die Scharfrichter machten sich diese pharmazeutische Funktion von Verbrecher-Reliquien zunutze. Vgl. Herzog (wie Anm. 12), S. 311 ff.

¹⁵ Vgl. ebd. 48 ff.

¹⁶ StAM M 1 Landau # 599, Barbieri.

vndt In 14. tage geheilet das er ein frischer vndt gesunder man vf heuttige stunde“.¹⁷ Es folgt die Schilderung weiterer Fälle, anhand derer der Scharfrichter Hütter seine praktische Überlegenheit über die Wundärzte belegen möchte.

Der Beilegung des Konflikts sollte eine kurz darauf erfolgte Stellungnahme zweier Leibärzte und Professoren zu Marburg, Victorinus Schönfeldt und Johann Wolff, dienen, an die man den Fall herangetragen hatte, in der Hoffnung, fachlich kompetente Schlichter zu finden: „Demnach In Irrung vnnndt streit zwischen den Barbieren zu Marpurg vnnndt meister Michaeln, auch andern so sich der wundtartzney vnderwunden wir hernach benente der *Facultatis Medica ordinarij professores* erbehten das wir vnser bedenckenn von dieser sachen begreiffenn vnnndt dem gemeinen nutzen zum besten, den strengen Edlen Ehrwelten vnnndt hochgelarten herrn stadthalter Cantzler vnnndt Rhetor, zu mehrer richtigkeit mitteilen woltenn, vnnndt den hierin *reipublica* sehr viel gelegenn, Als habenn wir in erwegung desselbigen nicht Vnderlassen können, dasselbig kürztlich hiermit zuuerrichtenn“.¹⁸

Die nun folgenden Ausführungen beziehen sich auf den Berufsstand der Wundärzte und sind von der Überlegung getragen, daß eine striktere Regelung der Ausbildung, Zulassung und Kontrolle der praktischen Tätigkeit zu einer Verbesserung der Berufsausübung der Wundärzte führen könne. Es wurde also eine Qualitätssicherung innerhalb dieser Berufsgruppe angestrebt, und es sollte verhindert werden, daß auch Personen mit mangelhafter Ausbildung und Übung chirurgische Tätigkeiten ausübten und unter Umständen großen Schaden bei ihren Patienten anrichten könnten. „Vnnndt lassen vnß zuuorderst nicht vbel gefallen, das hierin ein vnderscheidt gehaltenn, vnnndt damit das vnwissent gesint kein von den rechten vndt erfarnen meistern abgesondert vndt erkent würde, durch bewilligung vnser g.f. vnt hr. eine Barbierers zunfft auffgerichtet vndt befestiget worden“.¹⁹

Es wurde gefordert, daß jeder Meister der Wundarzney, bevor er in die Zunft aufgenommen werde, ein Meisterstück abzulegen, sowie eine mündliche Prüfung zu bestehen hätte, in der sowohl seine fachlichen Kompetenzen, als auch das Wissen, welche Krankheiten er überhaupt behandeln dürfte, geprüft wurden.²⁰ Auch Kenntnisse im Bereich der Säftelehre, die Unterscheidung verschiedener Arten von Geschwulsten und Wissen über die unterschiedlichen Arten von Wunden und äußeren Verletzungen sollten überprüft werden.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd. Stellungnahme Schönfeldts und Wolffs.

¹⁹ Ebd.

²⁰ „Vnnndt erstlich wer Ja billich das ein Jeder Barbieren so er sich anderst der heilung vnderwinden wolte wüste, was er heilen konte, vnnndt demnach derselbigen stück 5 sint, das er sie erstlich erzehlete als da sint schwulsten, frisch wunden, offne schaden, verrückte glieder, bein bruch Demnach aber dieser Jede oft allein oft aber zwey oder drey miteinander in einem schaden verrichtet seint, das er den vnderschiedt wüste zusagen woraus er ein schlichten, woraus er aber ein vermengten schaden zuerkennen“, ebd.

Denjenigen, die diese Prüfung nicht bestanden, wurden zwar weiterhin die Tätigkeiten eines Barbiers, wie das Kopfwaschen oder Aderschlagen erlaubt, sie mußten sich aber chirurgischer Tätigkeit enthalten.

Nur den geprüften Wundärzten sollte ein einheitlicher Tax als Entlohnung gezahlt werden, da nur sie kompetent zwischen den unterschiedlichen Verletzungen, Brüchen und Geschwulsten unterscheiden könnten. Ein jeder in die Zunft aufgenommene Wundarzt könne jedoch seine Ansprüche auf Bezahlung der jeweiligen Leistung geltend machen, wobei ein Krankheitsfall jeweils pauschal abgegolten werden sollte, ohne den dafür nötigen Zeitaufwand zu berücksichtigen, um den Fleiß der Wundärzte zu befördern.²¹

Schließlich enthält das Gutachten der Leibärzte Überlegungen dazu, daß es dienlich wäre, eine Ordnung auch für den Bereich der Medici aufzustellen, die enthielte, daß mittellose Patienten kostenlos zu kurieren wären, alle anderen aber ihrem Vermögen gemäß den Arzt zu bezahlen hätten. Schönfeldt und Wolff verweisen darauf, daß solche Ordnungen an anderen Orten bereits in Kraft wären²² und legen einen Auszug aus dem Protokoll des Wormser Reichstages bei, das ihre Aussagen unterstützen sollte, aber leider nicht erhalten ist.

Der Konflikt zwischen einem Scharfrichter und den Wundärzten, der sich im Jahr 1583 in Marburg abspielte, kann als exemplarisch für die noch nicht hinreichend ausgeprägte Professionalisierung im hessischen Medizinalwesen angesehen werden. Aus der Überschneidung der Aufgabenbereiche der verschiedenen medizinischen Berufsgruppen ergaben sich Zwistigkeiten, die von einem Dritten – im genannten Fall von zwei Leibärzten als Vertretern des Landgrafen – beigelegt werden mußten. Bei dem Gutachten der beiden Leibärzte und Vertreter der medizinischen Fakultät handelt es sich um einen frühen Versuch, den Berufsstand der Wundärzte einheitlichen Regeln zu unterwerfen. Es beschränkt sich jedoch auf diese Personengruppe und enthält nur einen Ausblick darauf, daß eine Reglementierung auch der akademisch gebildeten Ärzte folgen müsse. Den wichtigsten Vorschub zu einer umfassenden Ordnung des hessischen Medizinalwesens und der Klärung des Verhältnisses der einzelnen Berufsgruppen untereinander, sollte jedoch erst die Medizinalordnung von 1616 leisten.

²¹ „vndt vor dem herrn Stadthalter Cantzler vndt Rächte die forderung auff Jede art der wunden vndt scheden duen konten, vndt sie heileten daruber solang sie wolten, das sie doch nicht mehr daruon zufordern, so würde Jhr vleis so viel mehr dadurch erregt“, ebd. Es findet sich hier also eine frühe Form der Überlegungen, die heute zur Einführung der Diagnosis Related Groups geführt haben.

²² Tatsächlich entstanden in dieser Zeit in zahlreichen deutschen Fürstentümern Medizinalordnungen. Vgl. S. 84 ff. dieser Arbeit.

Das Gutachten aus dem Jahr 1583 kann damit als ein Vorläufer des Wundarzt-Kapitels der späteren Medizinalordnung verstanden werden.²³ Dort wird erneut die mangelhafte Qualifikation der Wundärzte im Fürstentum bedauert. Sie werden dazu aufgefordert, die eigenen Kompetenzen nicht zu überschreiten und in allen Zweifelsfällen einen Medicus hinzuzuziehen. Außerdem soll ihnen anatomischer Unterricht in deutscher Sprache an der Universität Marburg erteilt werden. Hier soll also das Miteinander von Wundärzten und Medici normativ festgehalten werden, eine Idee, die bereits Schönfeldt und Wolff in ihrem Gutachten aus dem Jahr 1583 angesprochen hatten. Die Bestimmungen über Chirurgen und Wundärzte der Medizinalordnung des Landgrafen Moritz sind in den Kontext einer Gesamtregulierung des hessischen Medizinalwesens eingebettet. Auch weitere Berufsgruppen wie Hebammen und Apotheker finden hier Eingang.

Es ist davon auszugehen, daß Konflikte wie jener zwischen Scharfrichter und Wundärzten in Marburg aufgrund der fehlenden Professionalisierung nicht selten auftraten. Dieser und ähnliche Fälle dürften in Hessen wie in anderen Fürstentümern und Städten die Einführung von Medizinalordnungen nötig gemacht haben, deren Anzahl um das Jahr 1600 sprunghaft zunahm.

²³ Vgl. Medicinal-Ordnung de 1616, LUB Kassel Mss.Hss. 4° Nr. 278, fol. 20 ff.

IV. Die Medizinalordnung von 1616

Als Landgraf Moritz der Gelehrte im Jahr 1616 seine Medizinalordnung¹ erließ, unternahm er damit den Versuch, erstmals das gesamte hessische Medizinalwesen, einschließlich der Apotheken und arztverwandter Berufe wie Chirurgen, Steinbruchschneider und Hebammen, in einem einheitlichen Gesetzeswerk zu reglementieren. Anlaß dafür dürften nicht zuletzt immer wieder aufkommende Konflikte zwischen den einzelnen Berufsgruppen gewesen sein, die eine gesetzliche Vereinheitlichung von Ausbildung und Berufspraxis erforderlich machten.

Die hessische Medizinalordnung von 1616 hat bisher in der historischen Forschung wenig Beachtung gefunden; insbesondere der Einfluß der Leibärzte auf Entstehung und Durchsetzung des Gesetzes wurde bisher noch nicht untersucht. In Bezug auf die Medizinalgesetzgebung im Kurfürstentum Bayern zur gleichen Zeit konnte jedoch gezeigt werden, daß die Leibärzte am Hof und auch außerhalb desselben Einfluß auf die Ausgestaltung des Gesundheitswesens genommen haben. Der Herzog zog seine Hofmedici für verschiedene Aufgaben innerhalb des öffentlichen Gesundheitswesens heran. Insbesondere das „Collegium medicum“, welches in erster Linie den Beratungen über Diagnosen und Therapien bei Erkrankungen der Fürstenfamilie dienen sollte, wurde zur zentralen Institution, über die den Leibärzten eine Einflußnahme möglich war.² Es stellt sich die Frage, ob in Bezug auf das Land Hessen ähnliche Beobachtungen zu machen sind, ob sich also Aussagen darüber treffen lassen, inwieweit die Leibärzte des Landgrafen Moritz am Entstehen und an der Durchsetzung der Medizinalordnung beteiligt waren.

Die hessische Medizinalordnung stellte kein Einzelphänomen dar. Die Sorge um das gesundheitliche Wohl der Bürger, sowie die Notwendigkeit, das Verhältnis der verschiedenen medizinisch tätigen Berufsgruppen untereinander zu regeln, veranlaßten sowohl den Kaiser, als auch zahlreiche Fürsten und Stadtverwaltungen vom ausgehenden Mittelalter an, Medizinalordnungen zu schaffen. Als besonders bedeutsam, weil es sich auf das gesamte Deutsche Reich erstrecken sollte, ist ein Gesetz Kaiser Karls IV. anzuführen, das um das Jahr

¹ Der vollständige Titel lautet „Medicinal Ordnung Unßers von Gottes Gnaden Moritzen Landtgraffen zu Heßen, Graffen zu Catzen Ellnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda. Wie es in Unßerm Fürstenthumb und Landen, in Fällen und Sachen Unßerer Unterthanen Leibs gesundheit, und sonsten *rem Medicam* betreffend, hinführo gehalten werden soll.“ vgl. Medicinal-Ordnung de 1616, LUB Kassel Mss.Hss. 4° Nr. 278 (im Folgenden *Medizinalordnung*), fol 1, vgl. auch Heiner Borggreve / Vera Lüpkes / Hans Ottomeyer (Hgg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 366.

² Vgl. Alexander von Hoffmeister, Das Medizinalwesen im Kurfürstentum Bayern. Wirken und Einfluß der Leib- und Hofärzte auf Gesetzgebung und Organisation, München 1975, S. 15 ff.

1352 erlassen wurde und aus zwei Teilen besteht, von denen sich der erste mit der Arzneimitteltaxe und der zweite mit Krankenbehandlung und Medikamentenherstellung beschäftigte. Dieser zweite Abschnitt kann als erste deutsche Medizinalordnung verstanden werden und enthält unter anderem Bestimmungen darüber, daß der Arzt dem Kranken die Wahl des Apothekers überlassen solle, daß kein Apotheker einem Arzt Kost und Wohnung bieten dürfe und daß dem Unwesen der Kurpfuscherei vorgebeugt werden solle.³

Nicht nur auf Reichsebene, sondern auch im Bereich der Fürstentümer und Städte nahm die Reglementierung des Medizinalwesens mit dem Beginn der Neuzeit sprunghaft zu. Die frühen Ordnungen umfassten meist nur medizinische Teilbereiche; genannt seien hier als Beispiele die Apothekerordnung der Stadt Basel aus der Zeit zwischen 1271 und 1322, die Frankfurter Dienstvorschriften für Wundärzte (1377) oder die dortigen Anstellungsbedingungen für Stadtärzte (1381).⁴ Augsburg veröffentlichte im Jahr 1582 als erste deutsche Stadt eine „Ordnung zwischen den Herren Doctorn Medicinae zu Augsburg, mit eines Ersamen Rahts daselbstens wissen und bewilligung auffgericht“,⁵ die das weite Gebiet des Gesundheitswesens im Ganzen regeln sollte. Zehn Jahre später folgte eine dem Inhalt nach sehr ähnliche Ordnung für die Stadt Nürnberg,⁶ und in der Folge wurden in zahlreichen weiteren Städten Medizinalordnungen geschaffen.

Von besonderer Bedeutung für einige dieser frühen städtischen Ordnungen war das 1573 erschienene Werk „Nützliche Reformation zu guter gesundtheit und Christlicher Ordnung etc.“ des Leib- und Stadtarztes Joachim Struppius von Gelnhausen, das eines der ersten Lehrbücher der öffentlichen Hygiene war.⁷ Struppius' Überlegungen zu Aufgaben der öffentlichen Gesundheitspflege, die er in seiner Zeit als Stadtarzt in Frankfurt am Main publizierte, vermochten zwar nicht, die öffentliche Hygiene in der Stadt Frankfurt

³ Vgl. Alfons Fischer, Geschichte des deutschen Gesundheitswesens, 2 Bände, Hildesheim 1965 (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1933), Band 1, S. 165 f.

⁴ Vgl. ebd. S. 89 ff., sowie S. 164 ff.

⁵ Vgl. ebd. S. 91.

⁶ Zur Nürnberger Medizinalgesetzgebung siehe Egon Philipp, Das Medizinal- und Apothekenrecht in Nürnberg. Zu seiner Kenntnis von den Anfängen bis zur Gründung des Collegium pharmazeuticum (1632), Frankfurt 1962 (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie 3), zu einem Vergleich der Nürnberger mit der hessischen Ordnung siehe Irmgard Dübber, Zur Geschichte des Medizinal- und Apothekenwesens in Hessen-Kassel und Hessen-Marburg von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Krieg, Diss. Marburg 1969, S. 268 ff.

⁷ Struppius wurde am 6. April 1530 in Grünberg (Hessen) geboren und übersiedelte kurz darauf nach Gelnhausen. Er studierte in Wittenberg Medizin und Theologie und war im Jahr 1551 Lehrer der Kinder Philipps des Großmütigen. Von 1563 bis 1575 lebte er als Stadtarzt in Frankfurt am Main und wurde danach hessendarmstädtischer Leibarzt. Ab 1578 diente er als Leibarzt am Hof in Heidelberg, mußte diesen jedoch 1584 wieder verlassen, als Herzog Johann Casimir, ein Reformierter, alle lutherischen Hofangestellten entließ. Struppius kehrte daraufhin als Physicus nach Darmstadt zurück und starb dort am 18. Juni 1606. vgl. Fischer (wie Anm. 3), S. 175 ff.

voranzutreiben, sie hatten aber Einfluß auf die kurz darauf in Nürnberg und Augsburg entstandenen Ordnungen.⁸

Die gesamtdeutsche Tendenz spiegelt sich in der Entwicklung des Medizinalwesens in Hessen wider. Der Medizinalordnung von 1616 waren Versuche einer Reglementierung einzelner medizinischer Bereiche vorausgegangen, so hatte Philipp der Großmütige 1564 eine Apothekerordnung erlassen, die für die Städte Kassel und Marburg gelten sollte. Es ist aber durchaus denkbar, daß ihre Geltung in den Folgejahren auf ganz Hessen ausgedehnt wurde.⁹ Ein Vergleich mit vorangegangenen Apothekerordnungen anderer Städte spricht dafür, schon diese frühe hessische Ordnung als ein selbständiges Werk zu betrachten, das in besonderer Weise den Verhältnissen des Landes Rechnung trug.¹⁰

Ein weiteres medizinisch bedeutsames Werk im Vorfeld der Medizinalordnung war die Schrift über den englischen Schweiß, die 1529 vom Medizinprofessor und Leibarzt Euricius Cordus verfaßt wurde.¹¹ Es handelt sich hier um die erste in Marburg gedruckte medizinische Schrift. Cordus' Deutung der heute nicht mehr eindeutig zuzuordnenden Krankheit entspricht den humoralpathologischen Vorstellungen der Zeit und auch die vorgeschlagene Therapie beruht auf der Vorstellung, daß das Säftegefüge des Körpers in Unordnung geraten sei und durch Purgation, Aderlaß und diätetische Maßnahmen wieder reguliert werden müsse. Die Vorschläge Cordus' entsprachen damit dem wissenschaftlichen Stand der Zeit. Weitergehende Maßnahmen zur Seuchenbekämpfung wie etwa die Isolierung der Kranken finden sich hier allerdings noch nicht.

1616 folgte unter Philipps Enkel Moritz dann besagte Medizinalordnung, die im Kontext der in anderen Fürstentümern und Städten entstandenen Regelwerke gesehen werden muß und zugleich in wesentlichen Punkten speziell auf die hessischen Verhältnisse zugeschnitten war und insbesondere dem starken Einfluß der Iatrochemie Rechnung trug. So billigte man den Ärzten in gewissem Rahmen die Eigenherstellung von Arzneimitteln zu. Als Neuerung gegenüber den Vorgängerordnungen enthielt sie erstmals die Vorschrift, daß ein allgemeines Medizinalkollegium einzurichten war,¹² das neben den in verschiedenen Residenzstädten

⁸ Ebd. S. 183 ff.

⁹ Vgl. Ute Rausch, Das Medizinal- und Apothekenwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und des Großherzogtums Hessen unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Starkenburg, Diss. Marburg 1978, S. 139., zur Apothekerordnung vgl. auch Dübber (wie Anm. 6), S. 56 ff.

¹⁰ Vgl. Dübber (wie Anm. 6), S. 71.

¹¹ Vgl. Euricius Cordus, Der englische Schweiß 1529, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Gunter Mann, Marburg 1967.

¹² „So wollen wir erstl, daß neben mehr gemelter Artzten *Facultaet* durch Unßer Fürstenthumb Heßen noch ein *general* und allgemein *Collegium Medicum* bestellt, darinnen alle diejenig so sich in Unßeren Landten des artzneyens und *curatorum* menschlicher gebrechen unterfangen, auffgenommen, und außer bemeldes *Collegii consens* und Zeugniß niemandt, Er sey auch wer Er wolle, einige *curation* Zuthun macht haben, noch ihme angetrauet oder zugelassen werden soll.“ vgl. *Medizinalordnung*, fol 7, dazu Fischer (wie Anm. 3), S. 329 f.

bestehenden Kollegien die vollständige Beaufsichtigung aller Ärzte, Wundärzte und Apotheker sicherstellen sollte.

Bei der Medizinalordnung handelt es sich um eine Erweiterung der 1564 von Landgraf Philipp erlassenen Apothekerordnung. In seiner Konfirmation stellt Moritz sie in die direkte Nachfolge der Apothekerordnung und betont, daß deren Artikel weiterhin gültig bleiben sollten. „Thun demnach dieselbe Unßere *Medicinal Ordtnung*, wie die in nach folgenden *Capitibus* in *Puncten* abgefaßet worden, beneben wiederhohlung obangezogener Unßerer und Unßerer Eltern und Vorfahren ordnungen hiermit *publiciret* [...]“ werde.¹³ Es finden sich jedoch eine Reihe von Bestimmungen, die den Erlaß von 1564 außer Kraft setzen.¹⁴

Inhalt

Die Medizinalordnung zerfällt in ein Vorwort, zehn Kapitel und einen abschließenden Teil, der die Statuten und Artikel, auf die alle Kollegiatspersonen vereidigt werden sollen, enthält. Die Kapitelüberschriften lauten im einzelnen:

1. Von dem Collegio Medico.
2. Vom Decano Provinciale und deßelbigen Ambt.
3. Von den Consultationibus und Visitationibus Medicis.
4. Von Visitationibus der Apothecken.
5. Von der Medicorum Beliebung oder Verehrung.
6. Von Chirurgis und Wundtärzten.
7. Vom Collegio Chirurgico.
8. Von Steinbruchschneidern und Oculisten.
9. Von Hebammen.
10. Von Apotheckern.
11. Von den Statuten und Articeln, darauff alle Collegiatae Personae geloben und schwöhren sollen.
 - a) Statuta Collegii Medici provincialis, darauff alle und jede Membra geloben und einen Leiblichen Eydt schwöhren sollen, Formula sacramenti.
 - b) Articuli darauff die Chirurgi und Wundt Ärtzte beaydigt werden sollen, Eydt der Wundt Ärtzte und (mut.mutandis) der Steinbruchschneider und Oculisten.

¹³ *Medizinalordnung*, fol.5.

¹⁴ Vgl. Dübber (wie Anm. 6), S. 243 ff.

- c) Articuli darauff die Heb Ammen oder Wehe Mütter beaydigt werden sollen, Eydt der Hebammen.
- d) Articuli darauff die Apotheker Pflicht leisten und beaydiget werden sollen, Eydt der Apotheker.

An den Kapitelüberschriften wird die Intention der Medizinalordnung deutlich: Es handelt sich um den Versuch einer umfassenden Regelung der wichtigsten Teilaspekte des hessischen Medizinalwesens. Sie beschränkt sich nicht auf den Bereich der akademisch gebildeten Ärzte, sondern legt darüberhinaus Verhaltensregeln für Apotheker und andere arztverwandte Berufe fest. Damit wird der Tatsache Rechnung getragen, daß für die Mehrzahl der Bevölkerung im Krankheitsfall die Zuhilfenahme von Wundärzten, Steinschneidern oder Okulisten näher lag als die Konsultation eines studierten Arztes.

Dem Text der Ordnung ist eine Konfirmation des Landgrafen Moritz vorangestellt, in der er die Notwendigkeit des Gesetzes darlegt. Es sei ihm wiederholt berichtet worden, daß sich „unerfahrene Leuth, so die kunst der Artzney nicht studiret, noch sonst darin, als die nothdurft das erfordert, und sichs gehört, weder recht unterrichtet, noch geubt sindt“¹⁵ erlaubt hätten, die ärztliche Kunst auszuüben. Zudem hätten sie unzulässige und verbotene Mittel angewandt und viel Geld für ihre Dienste verlangt. Moritz sieht in dieser Handlungsweise einen Verstoß sowohl gegen Gottes Gebot als auch gegen die durch seine Vorfahren erlassenen Ordnungen. Darüberhinaus seien durch die Zuwiderhandlungen Patienten ernsthaft zu Schaden gekommen.¹⁶ Daher sei nun zusätzlich zur medizinischen Fakultät ein „Collegium medicum provinciale“ eingerichtet worden, an das sich jeder Kranke fürderhin wenden solle.

Am Schluß der Konfirmation verpflichtet Moritz die folgenden Personenkreise zu Treue und Gehorsam gegenüber der Ordnung: Diener, Beamte, Untertanen und Hintersassen, Leibärzte und Angehörige der Universität zu Marburg, alle weiteren Medici, sowie Wundärzte, Hebammen und Apotheker. Ferner wird hier das „Collegium Medicum“ erwähnt als allgemeine Gesundheitsbehörde, welche die Belange der medizinisch tätigen Personen regelt.

Es soll im folgenden der Inhalt der Kapitel kurz referiert und erläutert werden, um anschließend etwas zur Einordnung in den historischen Kontext sagen zu können.

¹⁵ Vgl. *Medizinalordnung*, fol. 3.

¹⁶ „sondern auch die Leuth ubel *curirt*, ja gemeiniglich verläumbdet, oder sonsten verdeubt, auch wohl gar umbs leben bracht werden“, ebd. fol.3.

1. Kapitel

Es soll ein „Collegium medicum“ eingerichtet werden, dem die Aufsicht über die Medizin und Wundarznei (Chirurgie), die bisher in den Händen der medizinischen Fakultät gelegen hatte, anvertraut werden soll. In das Kollegium sollen alle praktizierenden Ärzte des Landes aufgenommen werden; ohne Zustimmung desselben soll niemand die ärztliche Kunst ausüben dürfen. Damit aber trotz der Größe des Landes kein Patient unnötig warten müsse, solle das Kollegium an zwei Standorten, nämlich in Kassel und Marburg, errichtet werden. Beide Standorte sollen jeder für sich berechtigt sein, die wichtigsten Amtsgeschäfte zu führen, sich jedoch untereinander austauschen. In Fällen, welche nähere Untersuchung erfordern, sollen sie sich gegenseitig beraten: „Jedoch ob ding fürfielen, welche *altioris indaginis* und weiters Raths vonnöthen hatten, sollen Sie drinnen mit rath der Hoff und *Leib Medicorum* zu Caßell verfahren und die zu rath ziehen, *et vice versa*.“¹⁷ Obwohl im Text der Ordnung nicht ausdrücklich erwähnt, könnte diese Bemerkung darauf schließen lassen, daß die landgräflichen Leibärzte die treibenden Kräfte des „Collegium medicum“ am Standort Kassel gewesen sind.

Weiterhin wird festgelegt, daß die Kollegien an einem geeigneten Ort in einem öffentlichen Gebäude ihren Sitz haben sollen, wo es genug Raum und die Möglichkeit zur sicheren Aufbewahrung der anfallenden Akten gebe.¹⁸

2. Kapitel

Es soll ein Decanus Provincialis gewählt werden, dessen Aufgabe es sei, das Statuten- und das Protokollbuch zu führen, in welchen alle derzeitigen und zukünftigen Ärzte, Wundärzte und Apotheker verzeichnet werden. Jeder Arzt soll seinen auf der Universität erworbenen Grad anhand von Zeugnissen nachweisen und könne daraufhin ohne weiteres Examen auf die Statuten des Kollegiums vereidigt werden. Wer die Nachweise nicht vorlegen könne, müsse sich einer Prüfung durch die Fakultät unterziehen und werde erst nach deren Bestehen in das Kollegium aufgenommen.

Alle Personen außerhalb des verzeichneten Kollegiums, seien es Männer oder Frauen, Handwerker oder andere Berufe, die sich in der Behandlung von Patienten versuchen, sollen

¹⁷ Ebd. fol. 8.

¹⁸ „Die sollen auch zu den *consultationen* dießes *provincial Collegii* ihnen ein besonderen *locum Consistorii* jedes orts in einem gelegenen *loco Publico*, als zu Marburg das *Universitat Collegio* oder ander weylent, so darzu gebraucht werden könne, nehmen, denselbigen mit gehöriger Schranken oder Cesten besetzen, darinnen alles und jede *Acta*, was deren fürfallen mögen, *reponirt* und auffgehoben werden.“ ebd.

vom Patienten den in der Ordnung vorgesehen üblichen Lohn erhalten. Für jede unrechtmäßige Kur sollen jedoch von ihnen fünf Gulden an den Fürsten abgeführt werden.¹⁹

3. Kapitel

Das dritte Kapitel enthält eine ausführliche Beschreibung des Prozedere, nach welchem die Konsultationen und Visitationen der Ärzte abzulaufen hatten. Außerdem finden sich hier Bestimmungen über den Umgang mit ansteckenden Krankheiten, mit Fällen von äußerer Gewaltanwendung und die Behandlung von Impotenz und sexuell übertragbaren Krankheiten. Wenn an den Dekan die briefliche Bitte um eine Konsultation oder Visitation eingeht, soll er die Mitglieder der Kollegiums zusammenrufen, den Brief verlesen und das Votum jedes Kollegen, sowie sein eigenes mitsamt den Begründungen protokollieren.²⁰ Anschließend soll einer der Ärzte reihum bestimmt werden, ein ausführliches Konsil zu verfassen und dem Patienten zuzustellen. Der Verfasser des Konsils soll doppeltes, seine Kollegen ein einfaches Honorar erhalten. Im Falle, daß eine Visitation des Patienten gewünscht wird, soll zunächst der gewöhnliche Arzt des Kranken – gemeint ist hier wohl der bisher behandelnde Arzt - den Fall mündlich oder schriftlich vorstellen. Danach soll der Dekan nach dem Willen des Patienten und seiner Angehörigen zwei oder mehr „Adjunctos“ bestellen, welche gemeinsam den Patienten visitieren und den Befund dem Kollegium mitteilen sollen.

Eine Sonderregelung ist für den Fall ansteckender Krankheiten – genannt sind Pest, Dysenterie und Lepra – vorgesehen. Da hier die „*Corporalis visitatio* nicht wohl thunlich“²¹ sei, wird es bei einem kollegialen Ratschlag an den behandelnden Arzt belassen.

Wenn der Verdacht einer äußerlichen Gewaltanwendung besteht, müssen zusätzlich der Schultheiß, Vertreter des Rates und ein Notar zum Patienten gerufen werden, den Befund protokollieren und von den Ärzten unterschreiben lassen: „Ob auch etwan sich zutrüge, daß einer durch verwundung, Gifft, oder andere gewaltsahme verletzung Todts verfahren, und darüber ein *inspectio Medica*, und *deductio Anathomica vulneratarum aut veneno usarum partium*, begehrt würde so soll *Decanus provincialis* hierzu 2. oder mehr verordnen, in

¹⁹ Es zeigt sich hier, daß die Medizinalordnung nicht zuletzt dem Zwecke diene, die finanzielle Situation des Landgrafen aufzubessern. Die ärztliche Betätigung von nicht verzeichneten Personen wird hier nicht etwa verboten, sondern mit einem Bußgeld belegt, das dem Landgrafen zukommen soll.

²⁰ Im fünften Kapitel der Medizinalordnung wird neben dem Konsil aller Mitglieder des Kollegiums auch die Möglichkeit der Beschränkung auf eine geringere Anzahl von Ärzten eingeräumt: „Und wollen demnach, daß ein je der *Patient*, so *Collegiale Consilium* begehret, solches sey *universale* als daß alle *Collega* mit darbey im Rath seyndt oder *particulare* also daß der *Patient* nur 2. 3. oder weniger neben dem *Ordinario* benemen würde, welches gleichwohl einem jeden *Patienten* frey stehet“, ebd. fol. 18.

²¹ Ebd. fol. 12.

beyseyn des Schultheißen, etzlicher Rathes Verwandten, und eines *Notarii* alles *deduciren*, *Protocolliren*, und unterschreiben laßen, und gegen die gebühr *Magistratii* oder *petenti parti* mittheilen.“ Von einer Vereidigung der Ärzte ist jedoch abzusehen.²²

Weiterhin wird in diesem Kapitel das Problem der männlichen Impotenz, sowie der sexuell übertragbaren Krankheiten angesprochen.²³ Hier soll wie in allen anderen Krankheitsfällen nach den Statuten des Collegium verfahren werden, zusätzlich wird die Bedeutung der Schweigepflicht hervorgehoben.

Ein letzter Passus regelt die Praxis der medizinischen Ausbildung: „Endlich wofern *Candidati*, oder andere *Studiosi Medicinae*, so *in facultate* einen guthen *profectum* gethan, mit rath der *Medicorum* sich *in praxi* zu üben lust hätten, sollen sie die *Professores* nicht hindern, sondern Sie mit rath und that befördern.“²⁴ Fortgeschrittenen Studenten wird damit die Möglichkeit gegeben, unter Aufsicht erfahrener Ärzte erste Erfahrungen in der Behandlung von Patienten zu machen.

Zusammenfassend läßt sich festhalten, daß das Verfahren der Konsultation, wie es im dritten Kapitel der Medizinalordnung beschrieben wird, durch große Umständlichkeit gekennzeichnet war. Die direkte Hinzuziehung eines Arztes im Krankheitsfall wurde unmöglich gemacht; es mußte stattdessen der Umweg über das Collegium Medicum genommen werden. Die vorgeschriebene Befragung aller Kollegiatpersonen dürfte zu einer Verlängerung der Wartezeit und einer Erhöhung der Kosten für den Patienten geführt haben, wobei die Effektivität des Verfahrens – die Ärzte gaben ihr Votum ab, ohne den Patienten zu Gesicht bekommen zu haben – fraglich ist.

Leider ist nichts darüber bekannt, ob dieses aufwendige Konsultationsverfahren im Alltag tatsächlich Anwendung gefunden hat. Gerade im Bereich akuter Erkrankungen ist jedoch anzunehmen, daß die vorgeschriebenen Schritte nicht immer eingehalten wurden, sondern die unmittelbare Behandlung im Vordergrund stand.

²² „Es soll aber alßdann bey solchen ihren geschehenen anzeigungen gelaßen, und mit keinem Eydt oder sonst ferner *in Medicos deducentes* gesetzt oder gedrunge werden.“, ebd. fol. 13.

²³ „Wann auch *impotentia Virilitatis*, oder sonsten dergleichen *ad concubitum inhabilitas* einfält, und *Collegii Medici iudicium* darüber *requirirt* wirdt, so soll gleicher gestalt *cum inspectione* und gebührlich *Examen*, nach inhalt der *Statuten* angestellt und gehalten werden“, ebd.

²⁴ Ebd. fol. 15.

4. Kapitel

Alle Apotheken und Offizinen in Kassel, Marburg und anderen Städten sollen mindestens einmal in Gegenwart eines Mitglieds des Medizinalkollegiums und eines Rates von der Kanzlei visitiert werden. Die Visitation dient zum einen der Abschaffung allen unnötigen Inhalts der Apotheke, zum anderen aber der Kontrolle des Apothekers, der sein Amt mit Fleiß versehen und sich aller Laster enthalten solle: „Sie sollen sich auch des Apothekers thuns und handteln er kundtigen, und Denselben mit fleiß einbinden, daß Er sich Zechens, der trunkenheit, Spielens und anderer üppig keit enthalte, damit Er jeder Zeit aufs erfordern nüchtern sey [...]“.²⁵

Der Apotheker ist überdies verpflichtet, alle Arzneien von eigener Hand herzustellen und darf nur in Fällen, wo seine vorübergehende Abwesenheit unumgänglich ist, einen erfahrenen Gesellen als Vertreter für Notfälle bestellen. Neben diesen Pflichten werden dem Apotheker in der Medizinalordnung auch entscheidende Rechte zugestanden, die insbesondere das Monopol auf den Verkauf von Medikamenten betrafen. Es heißt dort: „Und damit ein Apotheker solches desto beßer außrichten möge, so soll kein *Medicus*, noch sonst jemandt anders Apotheckerey für sich in seinem Hauße den *Patienten* verhandtlen [...]“.²⁶ Den Ärzten ist der Verkauf von Arzneien damit ausdrücklich verboten. Auch Preisabsprachen zwischen Arzt und Apotheker, die auf einen gemeinsamen Gewinn abzielen, werden untersagt; es darf niemals mehr als die verordnete Taxe gefordert werden. Eine Interessengemeinschaft zwischen Apotheker und Arzt, welche die Preise für die Patienten in die Höhe treiben würde, soll damit verhindert werden.

Die auf chemischem Wege produzierten Arzneimittel sollen im Unterschied zu allen anderen Arzneien durch kundige Ärzte hergestellt werden, welche sie gegen eine angemessene Taxe dem Apotheker überlassen, der sie wie alle anderen Medikamente an die Patienten weiterverkauft. Die Menge an chemischen Arzneimitteln, welche der Arzt dem Apotheker verkaufen darf, wird begrenzt: „[...] soll auch dem Apotheker deroselben nicht mehr auffdringen, als Er in Zeit eines halben Jahres nützlich verschreiben und verbrauchen Kann.“²⁷

²⁵ Ebd. fol. 16.

²⁶ Ebd. fol. 17.

²⁷ Ebd. fol. 17 f. Es scheint in den Jahren vor dem Erlaß der Medizinalordnung regelrecht zu einer Überschwemmung mit chemischen Kompositionen gekommen sein, die eine solche Einschränkung des Verkaufs nötig machte.

Dieser letzte Absatz des Apotheken-Kapitels trägt der unter Landgraf Moritz in Hessen zunehmend verbreiteten chemischen Herstellung von Arzneimitteln Rechnung. Er macht deutlich, daß diese nicht als Aufgabe Apothekers, sondern des „Chymiaters“ angesehen wurde. Es war den Ärzten, nicht den Apothekern, vorbehalten, der neuen Disziplin Eingang in die allgemeine Patientenversorgung zu verschaffen, während in der Apotheke – schon aufgrund der fehlenden Laborausstattung – die traditionelle Zubereitungsweise weiter praktiziert wurde. Nicht zuletzt sicherten sich die chymiatrisch orientierten Leibärzte, welche Einfluß auf die Ausgestaltung der Medizinalordnung nahmen, mit dieser Regelung eine zusätzliche Einnahmequelle.

Zum anderen verhinderte diese Regelung die vollständigen Trennung der Aufgabengebiete von Arzt und Apotheker, was zu Konfliktsituationen zwischen beiden Berufsgruppen geführt haben dürfte. Daß der Vorbehalt der Herstellung chemischer Arzneien durch Ärzte aus der Sicht des Landgrafen Moritz trotzdem nötig war, ergab sich aus der vorhandenen Praxis: Die Leibärzte, allen voran Johannes Hartmann, waren schon seit langem mit der Herstellung von Medikamenten im Laboratorium vertraut und betrachteten sich als Fachleute auf diesem Gebiet. Eine Übertragung dieser Vorrechte auf die Apotheker hätte mit Sicherheit ihren Protest hervorgerufen.

5. Kapitel

Das folgende Kapitel, welches die Bestimmungen über die Honorare der Ärzte enthält, beginnt mit einer Ermahnung an die Adresse der Patienten: „Alßdann etliche Unßerer Unterthanen der unbescheidenheit seyn möchten, das Sie wohl gern fleißig *curirt* seyn, und auffgewartet haben, aber solches alles umbsonst, und ohne einige vergeltung annehmen, und sich dienen laßen wollen [...] so haben Wir vor nothwendig erachtet, for solche mühe auch gebührliche vergeltung zu verordnen und zu bestimmen.“²⁸

Im einzelnen werden folgende Honorare vorgesehen: Für ein Konsil erhält jeder Arzt, der sein Urteil abgegeben hat, einen Gulden; dem Patienten, bzw. dessen Angehörigen steht es dabei frei, alle Mitglieder des Collegium Medicum zu konsultieren oder aber die Anzahl der Ärzte auf zwei oder drei zu beschränken, welche gemeinsam mit dem Ordinarius ihren Rat erteilen. Für die Visite ist an jeden Arzt ein halber Gulden, an den Ordinarius aber ein Gulden zu entrichten, zur Nachtzeit wird dieser Betrag verdoppelt.

²⁸ Ebd. fol. 18.

Für die Beschau eines Leprakranken und Ausstellung einer Bescheinigung, welche vom Dekan besiegelt werden muß, hat der Patient ebenfalls einen Gulden zu entrichten. In dem Fall, daß er das Geld nicht aufbringen kann, ist die Gemeinde des Ortes, in welchem der Lepröse lebt, verpflichtet, den Arzt zu bezahlen.

Die Ärzte werden verpflichtet, auch in Fällen, wo es dem Patienten und seiner Familie unmöglich ist, das Honorar aufzubringen, Hilfe zu leisten: „Wann aber in andern Fällen in Unßern landten arme, und solche leuth, die es zubezahlen nicht im vermögen, raths bedörfften, denen sollen die *Medici* Unßer Landten, umb Gottes willen und und ohne vergeltung und doch mit aller müglichen treuen fleiß gedienet und behülfflich seyn.“²⁹ Um einem Mißbrauch dieser Behandlungspflicht vorzubeugen, wird weiterhin festgelegt, daß der Patient ein Zeugnis seiner Armut vorzulegen hat, welches ihm vom Bürgermeister, einem Beamten oder einem Rat ausgestellt werden soll.

6. Kapitel

Das sechste Kapitel wendet sich der Personengruppe der Chirurgen und Wundärzte zu und zeugt von einer ambivalenten Haltung gegenüber diesem Berufsstand: Einerseits wird der Mangel an Wundärzten im Fürstentum bedauert, andererseits wird ihnen mangelhafte Qualifikation vorgeworfen. Sie seien in der Wundarznei wenig bewandert und würden sich stattdessen besser auf „haar abschneidens, Barthscherens, Kopffwaschens, und dergl Baderwercks“³⁰ verstehen. Insbesondere im Bereich der Anatomie seien die Kenntnisse der Wundärzte äußerst mangelhaft.³¹ Die Verfasser der Medizinalordnung gehen in ihrer Geringschätzung so weit, daß sie es für angebracht halten, die derzeitigen Wundärzte vollständig durch neue zu ersetzen: „So wäre wohl vonnöthen, hierin Unßere Stätte nicht allein mit guther ordnung, sondern auch mit neuen Leuthen zu versehen.“³² Da ein solches Vorgehen verständlicherweise nicht praktikabel ist, werden die Wundärzte weiterhin geduldet, sind jedoch verpflichtet, in allen Fällen, die ihr Wissen überschreiten, nicht nach Gutdünken zu handeln, sondern sich an einen erfahrenen Arzt zu wenden und mit ihm gemeinsam den Patienten zu visitieren. Sollte dies nicht möglich sein, haben sie dem Arzt einen schriftlichen Bericht über den Fall abzulegen und seinen Rat abzuwarten.

²⁹ Ebd. fol. 19 f.

³⁰ Ebd. fol. 20.

³¹ „ja daß auch schwehrlich einer Zufindten, welcher von der *Anatomica* und innerlichen Beschwerlichkeit des Menschlichen Cörpers, darauff doch der grundt aller ihrer wißenschafft bestehen und beruhe muß, gebührlichen Bericht und wißens hätte“, ebd. fol. 21.

³² Ebd.

Die Medizinalordnung läßt deutlich das Bestreben erkennen, die Zusammenarbeit zwischen Chirurgen oder Wundärzten und den akademisch gebildeten Ärzten zu fördern. Nicht nur der Wundarzt wird verpflichtet, den Rat seines Kollegen einzuholen, auch der Medicus soll, wenn die Situation es erfordert, von den Erfahrungen des Chirurgen profitieren: „[...] oder auch, wann vielleicht etwas vorfielle, dabey der *Chirurgus* seiner erfahrenheit nach, erinnerung zuthun hätte, solches alles mit gebührlicher bescheidenheit einander fürhalten [...]“.³³ Es folgt die Ermahnung, sich des üblichen Standesdünkels und der Streitereien zu enthalten und einvernehmlich die Behandlung des Patienten durchzuführen.

Auch im Bereich der medizinischen Aus- und Weiterbildung wird eine Zusammenarbeit der beiden Berufsgruppen angestrebt: Es sollen an der Universität Marburg zweimal wöchentlich Kurse in Anatomie und Chirurgie in deutscher Sprache abgehalten werden, welche sich ausdrücklich an die Wundärzte und Chirurgen richten. Außerdem soll ein deutsches Handbuch der Chirurgie veröffentlicht werden, anhand dessen die Schüler der Wundarzney diese Kunst erlernen können. Dieser Vorgabe wurde mit der Herausgabe des „Encheiridion cheirurgicum“ durch den Hofarzt Heinrich Petraeus Genüge getan. Das Handbuch der Wundarzney erschien 1617, also ein Jahr nach Veröffentlichung der Medizinalordnung, auf Anregung des Landgrafen Moritz.³⁴

In Zukunft sollen die angehenden Chirurgen- und Apothekergesellen der lateinischen Sprache mächtig sein und nach Abschluß ihrer Lehrjahre sich weder sogleich als Meister niederlassen, noch auswandern, sondern zunächst mindestens drei oder vier Jahre Erfahrung sammeln. Insgesamt sollen alle im Land tätigen Chirurgen künftig der medizinischen Fakultät unterworfen sein.

7. Kapitel

Analog zum Collegium Medicum soll ein Collegium Chirurgicum eingerichtet werden, welches ebenfalls an den beiden Standorten Kassel und Marburg ansässig ist. Jährlich wird ein Provinzialmeister gewählt, der das Kollegium nach außen vertritt und die Protokolle führt. Da ein großer Teil der Wundgeschwüre, Geschwülste und Knochenbrüche von inneren Krankheiten ihren Ursprung nähmen, so solle in solchen Fällen stets ein Doktor der Medizin zu Rate gezogen werden. Der Chirurg hat sich beim Besuch des Kranken stets fleißig und bescheiden zu verhalten und soll sich um die Vermeidung unnötiger Schmerzen bemühen.

³³ Ebd. fol. 22.

³⁴ Heinrich Petraeus, *Encheiridion Cheirurgicum*: Handbüchlein oder kurtzer Begriff der Wundarzney, Marburg 1617, Vorwort.

Trotz der Klagen über mangelhafte Fähigkeiten wird die Berufsgruppe der Handwerkschirurgen durchaus ernst genommen. Besonders bemerkenswert ist, daß auch die akademischen Ärzte aufgefordert werden, bei chirurgischen Krankheitsfällen einen Wundarzt zu Rate zu ziehen. Ebenso wie bei den Medici soll es ein zentrales Kollegium geben, in dem die wichtigsten Angelegenheiten der chirurgischen Berufsausübung beschlossen werden sollen. Auch die wundärztliche Ausbildung soll verbessert werden.

Die Medizinalordnung läßt hier das Bestreben erkennen, durch einheitliche Ausbildungs- und Praxisvorschriften eine gewisse Qualitätskontrolle zu erreichen. Den in der Vorrede erwähnten unerfahrenen Leuten soll die Berufsausübung erschwert werden. Darüberhinaus läßt sich hier die Tendenz zu einer von der Obrigkeit geforderten Monopolbildung erkennen, im Rahmen derer jede medizinischen Berufsgruppe ihr klares Aufgabengebiet zugeteilt bekommt.³⁵ Gemäß dieser Aufgabenteilung werden in den folgenden Kapiteln die Stein- und Bruchschneider, die Starstecher und die Hebammen aufgeführt.

8. Kapitel

Die Stein- und Bruchschneider, sowie die Starstecher werden als eigene Berufsgruppen anerkannt, sind aber verpflichtet, sich beim Collegium Medicum zu melden, das vorgeschriebene Examen abzulegen und sich im Buch der Chirurgen und Wundärzte verzeichnen zu lassen. Wenn sie über genügend Kenntnisse der gesamten Chirurgie verfügen, dürfen sie alle Krankheiten und Gebrechen, die in diesen Bereich fallen, kurieren, wenn ihr Wissen hingegen nicht ausreicht, haben sie sich auf ihr jeweiliges Spezialgebiet zu beschränken.

Die genannten Berufe werden damit zu Teildisziplinen der Chirurgie erklärt, auf die man sich entweder beschränken, oder aber sie im Rahmen einer allgemeinchirurgischen Praxis ausüben konnte.

9. Kapitel

Der Hebammenkunst wird im Text der Medizinalordnung ausdrücklich Hochachtung entgegengebracht: „Endtlich nachdem unter den Wercken der *Chirurgie* der gemeinsten und doch fürnehmsten eine dieße ist, die hülff und *curation* der gebährenden Frauen daß

³⁵ Vgl. zu dieser Monopolbildung auch Robert Jütte, *Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit*, München / Zürich 1991, S. 17 ff.

Dieselbige durch füglich und geschickliche hülff und handbiethung Zur geburth und lösung der jungen Kindtlein von ihren Bandten zum Licht dießer Welt gehalten werden; So ist hochnöthig in dießer *Medicinalischen* Ordnung auch hierauff zugedencken [...].³⁶

Aus Gründen der weiblichen Scham wird es für sinnvoll erachtet, die Geburtshilfe Frauen vorzubehalten; sie fällt damit nach den Maßgaben der Medizinalordnung nicht primär in den Bereich der Ärzte. Ähnlich wie bei den Wundärzten bestehen jedoch auch den Hebammen gegenüber Vorurteile, und ihre praktischen Fähigkeiten werden oftmals nicht sehr hoch geschätzt. Deshalb sollen Wundärzte, sofern sie verheiratet und Meister ihrer Kunst sind, die Hebammen mit Unterricht, Rat und Tat unterstützen. Außerdem soll in den Händen der Wundärzte die Abnahme des Examens liegen, welches jede Hebamme zu absolvieren hat, bevor sie ihre Tätigkeit aufnimmt.

Die Hebammenkunst wird damit zu einer weiteren Spezialdisziplin der Chirurgie, deren Verwaltung in den Händen des Collegium Chirurgicum liegen soll. Die Besonderheit liegt darin, daß der Beruf allein von Frauen ausgeübt werden soll.

Es fällt auf, daß im Rahmen der Medizinalordnung auf die Ausbildung der verschiedenen chirurgisch orientierten Berufe, nicht aber auf die Ausbildung der akademischen Ärzte eingegangen wird. Hier wird ein Universitätsexamen als genügender Beleg für die Fähigkeit zur ärztlichen Tätigkeit angesehen. Die Qualifizierung der Ärzte ist damit Aufgabe der Universität und nicht der Medizinalkollegien.

10. Kapitel

Ebenso wie Medizin und Chirurgie gehört die Apothekerkunst als Dritte zur medizinischen Wissenschaft. Da kein Leib- oder Wundarzt ohne geeignete Medikamente auskomme, ist eine gut geordnete Apotheke unbedingt erforderlich. Die Medizinalordnung schreibt deshalb vor, daß der Apotheker ein Examen bei der medizinischen Fakultät abzulegen und einen Eid zu schwören habe, bevor es ihm erlaubt sei, eine Apotheke zu einzurichten. Die Apotheke soll stets sauber gehalten werden und die verkauften Waren frisch und tauglich sein. Die Composita sollen streng nach der Vorschrift des Arztes und unter Vermeidung des Quid pro quo-Prinzips angefertigt werden.

Weiterhin wird angemahnt, daß die Apotheker häufig politische Ämter bekleiden und darüber ihre Pflicht vergessen würden. „So achten Wir führen billig und rathsamb dz ihrer mit dergleichen *publicis officiis* verschonet, Sie hierin für *privilegirte* Personen gehalten werden:

³⁶ Medizinalordnung, fol. 27 f.

Und wollen demnach, daß Unßere Stätt halten, *Praesidenten*, Landt Vögte, Ober,, und andere Beambtem Sie bey dießem *privilegio* handthaben und schützen, daß Sie in rath und zu deßen oder anderen Stätte Ämbtern nicht gezogen sondern darmit verschonet werden und bleiben [...]“³⁷

Damit die Untertanen nicht ausgenutzt werden, soll für jedes Medikament eine feste Taxe bestimmt werden, zu welcher es an jedem Ort verkauft wird. Jeder, der sich der Ordnung nicht unterwirft und durch den freien Verkauf von schlechten Medikamenten auf Märkten das Leben der Patienten gefährdet, soll bestraft und seine Waren einbehalten werden.

11. Kapitel

Das abschließende und elfte Kapitel der Medizinalordnung enthält die Statuten des “Collegium Medicum”, auf welche alle ihm angehörenden Personen vereidigt werden sollen. Gegenüber den vorangegangenen Kapiteln ergeben sich nur wenig inhaltliche Neuerungen; es werden noch einmal im Einzelnen die Rechte und Pflichten der verschiedenen Berufsgruppen dargelegt.

Dabei wird begonnen mit den *Statuta Collegii Medici provincialis*, nach denen jeder im Land tätige Arzt verpflichtet ist, sich in das Verzeichnis des Kollegiums eintragen zu lassen, sowie einen leiblichen Eid auf die Statuten zu schwören. Er hat sich jederzeit gewissenhaft an die Statuten des Kollegiums und an Vorschriften der ärztlichen Kunst zu halten und darf dabei keinen Unterschied zwischen wohlhabenden und armen Patienten machen. Auch seinen Aufgaben im Medizinalkollegium hat er ohne Versäumnis nachzukommen.

Es werden verschiedene Einzelprobleme wie etwa die Urinbeschau angesprochen: Sie darf nicht als ausschließliches Mittel der Diagnose gebraucht werden, sondern es ist immer der Gesamtzustand des Patienten zu berücksichtigen: „So soll kein *Collegiatus Medicus* auff die bloße urinam geben, sondern mag dieselben *pro cognoscendo humorum qualitate* besichtigen, demnach aber bey dem Krancken *de morbo morbi causa symptomatibus et loco affecto* fleissig nachfragen, und von demselben eigentlich sich berichten laßen, biß Er etwas gewißeß *de morbo et ejus causis* erlanget darauff Er seine *curation dirigiren* könne.“³⁸

Ein anderes Problem, das in diesem Anhang ausführlich thematisiert wird, ist die Feststellung einer unnatürlichen Todesursache durch den Arzt. Die entsprechende Passage ermahnt den Arzt, sich ausführlich nach allen Umständen des Todesfalls zu erkundigen „und demnach

³⁷ Ebd. fol. 30.

³⁸ Ebd. fol. 38.

nach beschaffenheit und befindtung des beschädigten orts und eines jeden wunden theilß, seys schlags, fallß, oder dergl den gantzen schaden eigentlich und besondern genauem fleiß, biß an das gesunde und unverletzte *anatomieren*, ein jedes eingentlich besichtigen, und alle befundtenen *qualitaeten* und umbstände so einiger *importance* seindt, sobaldt den umstandt zeigen, auch sonderlich nach ein andter auffmercken, und beschreiben laßen“.³⁹ Es folgen eine Reihe von Hinweisen, wie die Herkunft einer Wunde zu beurteilen sei und welche Zeichen auf eine unnatürliche Todesursache schließen ließen.

Das Kapitel schließt mit den fünf Formeln, auf die Ärzte, Wundärzte, Steinbruchschneider und Okulisten, Hebammen, sowie Apotheker vereidigt werden sollen, und einer Reihe von weiteren Anweisungen zu Fragen der Berufsausübung.

Insgesamt macht das abschließende Statuten-Kapitel einen heterogenen Eindruck. Während die Medizinalordnung bis hierhin einem nachvollziehbaren Aufbau – der Aufzählung der Rechte und Pflichten der verschiedenen medizinischen Berufsgruppen – folgt, handelt es sich beim Schlußkapitel um eine Ansammlung von allgemeinen Verhaltensvorschriften, den Eidesformeln und teilweise sehr ins Detail gehenden Regelungen einzelner medizinischer Fragen. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß in das Schlußkapitel eine Reihe von sehr unterschiedlichen Aspekten Eingang gefunden hat, die man im vorangehenden Teil nicht hatte integrieren können, die man aber doch für beachtenswert hielt und daher in unsystematischer Reihenfolge ergänzte.

Zur Bewertung der hessischen Medizinalordnung von 1616

Da es sich bei der hessischen Ordnung um nur einen von zahlreichen Versuchen handelt, das Medizinalwesen in den deutschen Fürstentümern und freien Städten zu reglementieren, und damit zur Professionalisierung im Gesundheitswesen beizutragen, bietet sich ein Vergleich mit anderen zur gleichen Zeit entstandenen Gesetzeswerken an. Ein Vergleich mit der Nürnberger Ordnung von 1592 ergibt zunächst augenfällige Übereinstimmungen: In beiden Fällen wird die Gründung eines Collegium Medicum vorgesehen und damit das gesamte Gesundheitswesen unter die Führung der Ärzte gestellt.⁴⁰ Auch in zahlreichen weiteren Punkten, die zum Beispiel die medizinische Ausbildung oder die Herstellung und Aufbewahrung von Medikamenten durch den Apotheker betreffen, finden sich Parallelen zwischen den beiden Ordnungen. Es ist daraus jedoch nicht zwangsläufig auf einen

³⁹ Ebd. fol. 44.

⁴⁰ Vgl. Dübber (wie Anm. 6), S. 268 ff.

unmittelbaren Einfluß der Nürnberger auf die hessische Medizinalordnung zu schließen, da sich viele der übereinstimmenden Artikel bereits in älteren Ordnungen aus anderen Städten finden.

Die Neuerungen der hessischen Ordnung tragen insbesondere dem Aufblühen der iatrochemischen Medizin unter Landgraf Moritz Rechnung: „so erfordert die nothdurfft in bereitung der Artzneyen und derselben Meisters eine gleichmäßige guthe Ordnung Zuhalten, und erstlich die Apothecker Artzney bereiter, und *Laboranten* sie seyen des Biß daher üblichen Galenischen schlags, oder auch nun mehr der wohl auffbrachten *Chymistischer* bereitung wissen sollen, zu vorderst sich gleich denen *Chirurgis* bey der *facultatem Medicorum provinciali* angeben *examiniren* laßen, und *Testimonium* ihre thuns gebührlich erlangen [...]“.⁴¹ Traditionelle Zubereitungsweise und chemische Herstellung von Arzneimitteln wurden also parallel praktiziert, und in beiden Fällen sollte ein Examen der Qualitätssicherung dienen.

Auch mit der Einrichtung des Medizinalkollegiums sprach sich Landgraf Moritz für eine Vorherrschaft der Ärzte aus, denen gegenüber die übrigen Heilberufsgruppen einen hierarchisch niedrigeren Platz einnehmen mußten.⁴² Dieses wird insbesondere im Verhältnis zwischen Ärzten und Apothekern deutlich.⁴³ Die Apotheker mußten ihre Examen vor dem Collegium Medicum ablegen, hatten ihre Medikamente nach Vorschrift der Ärzte aufzubewahren und mußten sich regelmäßigen Visitationen unterziehen.

Während das Medizinalkollegium im Lande Bayern vorrangig über Krankheitsfälle innerhalb der fürstlichen Familie beriet und Vorschläge zur weiteren Behandlung machte,⁴⁴ erstreckten sich die Aufgaben des hessischen Medizinalkollegiums auch auf Krankheitsfälle, die außerhalb des Hofes auftraten. So konnte auch von den Bürgern, die allerdings die Kosten zu übernehmen hatten, eine Konsultation oder Visitation durch Angehörige des Medizinalkollegiums gefordert werden.⁴⁵

Daß die hessische Medizinalordnung auch außerhalb des Landes nicht ohne Folgen blieb, zeigt ein Ratserlaß der Stadt Nürnberg aus dem Jahr 1621, nach dem bei der Neuregelung des Apothekenwesens die hessische Ordnung als Leitfaden dienen soll: „Doch das collegium zu

⁴¹ *Medizinalordnung*, fol. 29.

⁴² „darzu auch Unßere *Universitat* zu Marburg mit einem vollständigen *Collegio in facultate Medica* versehen, welchem die gemeine aufsicht dieses ihres selbst eigenen Ampts weniger nicht als auch dem anhangenden Ambt und weßen der Wundt Artztney wie auch ebener maßen die Apotheckerey angelegenen seyn angetrauet werden soll“, ebd. fol. 6 f.

⁴³ Vgl. zur Folgegeschichte dieses spannungsreichen Verhältnisses Ute Fischer-Mauch, Zum Verhältnis Apotheker / Arzt in Hessen. Bemühungen in Gießen um eine Novellierung der rechtlichen Grundlagen (um 1700), Stuttgart 1995 (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie 69).

⁴⁴ Vgl. Hoffmeister (wie Anm. 2), S. 20 f.

⁴⁵ Vgl. *Medizinalordnung*, S. fol 11 f.

ersuchen dieselbe mit der unlengst ausgegangenen hessischen ordnung zu conferiren und zu bedenken, was daran zu verbessern.“⁴⁶ Diese Erwähnung läßt die Annahme zu, daß die Medizinalordnung des Landgrafen Moritz als ein besonders gründliches und vorbildhaftes Gesetzwerk angesehen wurde.

Für den Einfluß der Leibärzte auf das Entstehen und die Durchsetzung der Medizinalordnung gibt es wenig direkte Belege. Die Hofmedici werden im Text der Ordnung an drei Stellen ausdrücklich erwähnt. Von weniger großer Bedeutung scheint die Bemerkung im Vorwort zu sein, nach der Leib- und andere Ärzte die Medizinalordnung treulich zu befolgen hätten.⁴⁷ Im Apothekerkapitel wird dann befunden, daß kein Leib- oder Wundarzt ohne eigens zugerichtete Medikamente auskäme. Warum hier ausgerechnet der Leibarzt Erwähnung findet, erklärt sich vielleicht durch die darauf folgenden Ausführungen zur chemischen Zubereitung von Arzneimitteln, bei der den Leibärzten eine Vorreiterrolle zukam.⁴⁸

Besonders interessant scheint das Aufführen der Leibärzte im ersten Kapitel zu sein, welches die Einrichtung zweier Medizinalkollegien in Marburg und Kassel vorsieht. Hier heißt es, daß in besonders schwierigen Fällen die Angehörigen des Collegium Medicum in Marburg die Leibärzte hinzuziehen und diese umgekehrt das Gleiche tun sollten. Diese Vorschrift läßt darauf schließen, daß das Medizinalkollegium Kassel überwiegend mit Leibärzten besetzt gewesen sein muß. Gleiches ist über das bayerische Medizinalkollegium derselben Zeit bekannt.⁴⁹

Was die Durchsetzung der Medizinalordnung betrifft, kann leider nicht ausreichend gezeigt werden, in welcher Form die hessischen Leibärzte daran Anteil hatten. Während für das Kurfürstentum Bayern bekannt ist, daß sie beispielsweise die Examinierung von Schnitt- und Augenärzten – im Beisein eines approbierten Vertreters des jeweiligen Faches – vollzogen,⁵⁰ fehlen für Hessen solche Belege.

Während aus einem Brief hervorgeht, daß der Leibarzt Victorinus Schönfeldt an der Erstellung der Apothekerordnung des Landgrafen Philipp beteiligt war,⁵¹ fehlen ähnliche Beweise für die Medizinalordnung seines Enkels Moritz. Belegt sind allein eine Reihe von

⁴⁶ Philipp (wie Anm. 6), S. 96.

⁴⁷ *Medizinalordnung*, fol. 5.

⁴⁸ Ebd., fol. 29.

⁴⁹ Vgl. Hoffmeister (wie Anm. 2), S. 20 f.

⁵⁰ Vgl. ebd. S. 22.

⁵¹ Vgl. StAM MI Nachlaß Landau Nr. 465 „Hochgelartter lieber getrewer, wir fertigen dir hierbey ein ordnung zu, wie wir es hinfurter, In allen apotecken zu Cassell vnd Marpurck, auch sonsten gehalten haben wollenn, [...] Bevelenn dir derowegenn gnediglichenn, das du solche vnsere ordnung und tax, alsbaltt dem Trücker zu Marpurck zustellest, vnd nach derselben fürderlich ein hundert Exemplar trücken lassesst, auch selbst mitt fleis darauff sehest, das dieselbigen recht, vnd vnverfalscht getrucktt werden“.

Apothekenvisitationen, die durch die Leibärzte vollzogen wurden.⁵² So wurde im Jahr 1620 eine Apotheke durch die Doktoren Gravius, Rhenanus, Klack und Hombach überprüft, um damit zur Klärung eines Todesfalls beizutragen.⁵³

Es kann jedoch davon ausgegangen werden, daß Ärzte an der Niederschrift der hessischen Medizinalordnung beteiligt waren, da insbesondere innerhalb des Statutenkapitels auch medizinische Detailfragen behandelt werden.⁵⁴ Da die Leibärzte diejenigen Fachvertreter waren, die dem Fürsten am nächsten standen, ist es gut möglich, daß sie als Sachkundige an der Ausformulierung der Ordnung beteiligt wurden. Weiterhin ist zu berücksichtigen, daß insbesondere die Erlaubnis der Herstellung von Arzneimitteln durch den Arzt sehr in ihrem Interesse lag.⁵⁵

⁵² Vgl. StAM 17 I Nr. 298, StAM 17 I Nr. 3971 und StAM M I Nachlaß Landau Nr. 465.

⁵³ StAM 17 I Nr. 298.

⁵⁴ Als ein Beispiel sei folgende Passage aufgeführt: „entstundt die frage, ob iz *homicidium* von einem oder zween Menschen oder Wundten geschehen wäre. Wardt deshalb eine Besichtigung der Entleibten auff fl Befehl vorgenommen. Alß nun der entleibte eröffnet, wardt die Wundt nachstehender Beschaffenheit befunden, nemblich derselbe ansatz auff den *cartilaginibus spuriarum costarum* alßo gethan, daß zwey *cartilagines* sambt den *musculis intercostalibus* der haut u. daselbst wesend carnositet zerschnitten, darnechst ging die Wunde durch dz *peritoneum* neben dem magen hin, durch dz *omentum* und *mesenterium* hinunter *illas is tamen ipsis intestinis*“ *Medizinalordnung*, fol. 46.

⁵⁵ Vgl. auch Bruce T. Moran, *The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and Chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572-1632)*, Stuttgart 1991, S. 85.

V. Die Beziehungen zwischen Hof und Universität am Beispiel der landgräflichen Leibärzte

Im Folgenden soll versucht werden, die engen Beziehungen zwischen den hessischen Leibärzten und der Universität Marburg, die bereits an den Biographien der Brüder Wolff offensichtlich geworden sind,¹ genauer zu analysieren. Die Notwendigkeit dieser Untersuchung ergibt sich daraus, daß ein großer Teil der Professoren, die von der Gründung der Universität 1527 bis zum Tode des Landgrafen Moritz im Jahr 1632 der Fakultät angehörten, in individuell sehr unterschiedlichem Umfang auch für die medizinische Versorgung der Landgrafen zuständig war. Die Ausübung beider Ämter war unter den führenden Medizinern dieser Zeit nahezu die Regel. Dies geschah teils in zeitlicher Folge, wobei die universitäre Tätigkeit dem Dienst am Fürstenhof in den meisten Fällen voranging, teils aber auch parallel.²

Auffällig ist, daß sowohl von Seiten der Ärzte, als auch der Landgrafen die deutliche Tendenz bestand, den Aufgaben als Leibarzt einen Vorrang gegenüber den Verpflichtungen im Dienste der Universität einzuräumen. Kam es zu Konflikten zwischen beiden Betätigungsfeldern, entschied man sich in der Regel zu ungunsten der Universität und bemühte sich im günstigsten Fall um zeitweisen oder dauerhaften Ersatz für den am Hof unabhkömmlichen Leibarzt.³ Aus der Perspektive des Fürsten läßt sich diese Handlungsweise am besten durch die unmittelbare Betroffenheit im Krankheitsfall erklären. Auf Seiten der Leibärzte ist neben dem Bestreben, die Gunst des Landgrafen zu gewinnen oder zu erhalten, auch das in der Regel deutlich höhere Verdienst anzuführen.

Es soll nun zunächst ein kurzer Überblick zur Situation der medizinischen Fakultät zur Zeit der Landgrafen Wilhelm IV. und Moritz gegeben werden, um dann anhand von Einzelschicksalen mögliche Karrierewege im Spannungsfeld zwischen Universität und Fürstenhof aufzuzeigen.

Nach Gründung der Universität Marburg durch Philipp den Großmütigen im Jahr 1527 wurde die medizinische Fakultät im ehemaligen Franziskanerkloster am Barfußertor angesiedelt, wo

¹ Vgl. S. 65 ff.

² Eine ähnlich starke Verbundenheit zwischen den Leibärzten und der Universität konnte auch für das Kurfürstentum Bayern im 17. Jahrhundert gezeigt werden. Vgl. Alexander von Hoffmeister, Das Medizinalwesen im Kurfürstentum Bayern. Wirken und Einfluß der Leib- und Hofärzte auf Gesetzgebung und Organisation, München 1975, S. 62 ff.

³ Vgl. S. 69 ff.

sie bis ins ausgehende 18. Jahrhundert verblieb.⁴ Aufgrund der geringen Studentenzahlen wurden die Vorlesungen – unter Mißbilligung des Landgrafen – auch immer wieder in den Privatwohnungen der Professoren abgehalten. Zudem fanden die Lehrveranstaltungen häufig nur unregelmäßig statt. In den Statuten der Universität aus dem Jahr 1560 heißt es: „Die Medici sollen lesen in ihrem auditorio, es soll aber doch keyner inn seinen wenden lesen. Auch sollen sie behalten die ordnung im lesen, das die auditores wissen, was sie horen und was zu wilcher zeyt sie etwas horen sollen.“⁵

Unter welchen Vorzeichen Philipp die Medizin gelehrt wissen wollte, geht aus seinem Freiheitsbrief vom 31. August 1529 hervor, in dem er den vier Fakultäten die akademischen Lehrer zuteilt. Es heißt dort: „Item in facultate Medica. Ein Doctor der Denn Schulern, neben der Physic, vnnd vnnser Apotek Aphorismos Hipocratis vnnd ander bucher Galeni vnnd Avicenne, noch einander Interpretiren wurdet.“⁶ Philipp, vom Humanisten Melanchthon beraten, neigte zur philologisch ausgerichteten Medizin, deren wichtigste Aufgabe in der Auslegung von Schriften antiker Autoritäten bestand.⁷ Diese der Medizin gegenüber konservative Einstellung, die sich ausdrücklich gegen den vielerorts aufkommenden Paracelsismus wandte, sollte auch Philipps Sohn und Nachfolger Wilhelm IV. weitgehend übernehmen. Unter Landgraf Wilhelm trat zusätzlich eine besondere Förderung von Mathematik und Astronomie in den Vordergrund, was sich unter anderem an der großen Zahl ihm gewidmeter Bücher astrologischen und (iatro-)mathematischen Inhalts widerspiegelt.⁸

Wie aus dem Freiheitsbrief ersichtlich, war zunächst nur ein Ordinarius für Medizin vorgesehen, 1542 wurde die Anzahl auf zwei und nach den reformierten Statuten von 1564 schließlich auf drei erhöht. Die Zahl drei wurde in der Praxis jedoch erst 1571 erreicht und in der Folgezeit regelmäßig sowohl unter- als auch überschritten.⁹ Euricius Cordus, der 1527 das Amt antrat, entsprach weitgehend den Forderungen Philipps nach einer philologisch orientierten Medizin, bezog aber zusätzlich die durch Beobachtung gewonnene Erfahrung, vor

⁴ Zu den Lehrstätten der Marburger Mediziner vgl. Guido Jüttner, Wilhelm Gratarolus, Benedikt Aretius. Naturwissenschaftliche Beziehungen der Universität Marburg zur Schweiz im sechzehnten Jahrhundert, Diss. Marburg 1969, S. 15 ff.

⁵ Abgedruckt bei Hans Georg Gundel, Die Statuten der Universität Marburg von 1560, in: W. Heinemeyer / Th. Klein / H. Seier (Hg.), Academia Marburgensis. Beiträge zur Geschichte der Philipps-Universität Marburg, Band 1, Marburg 1977, S. 179.

⁶ Zitiert nach: Bruno Hildebrand (Hg.), Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Grossmüthigen, Marburg 1848, S. 10.

⁷ Vgl. Jüttner (wie Anm. 4), S. 34 ff.

⁸ Zur Iatromathematik an der Universität Marburg vgl. auch Petra Schachtner, Johannes Dryander und die Aufwertung der angewandten Mathematik zur Universalwissenschaft, in: B. Bauer (Hg.), Melanchthon und die Marburger Professoren, 2. verbesserte Auflage, Marburg 2000, S. 789-819, sowie Erwin Fuhrmeister, Johannes Dryander Wetteranus, Diss. Halle 1920.

⁹ Vgl. Franz Gundlach (Hg.), Catalogus Professorum Academiae Marburgensis. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität in Marburg von 1527 bis 1910, Marburg 1927, S. 173 ff.

allem aus dem Bereich der Heilpflanzenkunde, mit ein.¹⁰ Die zunehmende Tendenz zur Naturbeobachtung wurde 1535 mit der Ernennung Johannes Eichmanns (genannt Dryander) fortgesetzt. Dryander betonte den praktischen Charakter der Medizin und führte die ersten Sektionen in Marburg durch. Daneben hatte er auch ab etwa 1540 die ärztliche Aufsicht über die durch Landgraf Philipp gegründeten Hospitäler Haina und Merxhausen.¹¹ Mit dem Tode Dryanders 1560 begann eine schwierige Übergangszeit für die medizinische Fakultät. Von der chronischen Unterbesetzung zeugt unter anderem ein Brief des Johannes Rhodus, der 1565 angesichts der in Marburg grassierenden Pest um eine schnelle Besetzung der anderen beiden vorgesehenen Professuren und um Erhöhung seines Stipendiums bittet. Rhodus sieht sich nicht in der Lage, als einziger am Ort tätiger Mediziner der Seuche Herr zu werden.¹²

Es gelang in den Folgejahren nur selten, Professoren für längere Zeit an die medizinische Fakultät zu binden, viele verließen sie bereits nach wenigen Monaten, wenn anderwärts die Aussicht auf eine lukrativere Anstellung bestand. Die Professur diente dabei häufig als Durchgangsstadium auf dem Weg zu einer gutbezahlten Leib- oder Stadtarztstelle.¹³ In einem weit höheren Maße als die Angehörigen anderer Fakultäten hatten Mediziner die Möglichkeit, ihre Karriere erfolgversprechend außerhalb der Universität fortzusetzen. Dies zeigt zum Beispiel der Fall Heinrich Botters, der Marburg 1577 schon nach einem Jahr wieder verließ, um sich als Leibarzt des Kurfürsten von Köln am Rhein niederzulassen.¹⁴

Eine Alternative zur Abwanderung bestand darin, sich am Universitätsort weitere Einnahmequellen zu verschaffen. Dies konnte am besten durch die Ausübung einer Privatpraxis oder aber durch Spezialisierung auf fürstliche Patienten geschehen. So finden sich auch unter den Marburger Professoren zahlreiche Leibärzte. Zu nennen sind hier Namen wie Georg Marius, der 1567, nachdem er bereits zwei Jahre als Professor tätig gewesen war, vom Landgrafen Wilhelm zum Leibarzt bestellt wurde.¹⁵ Im Gegensatz zu Marius erfolgte die Bestallung Heinrich Botters erst, nachdem dieser sein Professorenamt niedergelegt hatte.

¹⁰ Vgl. Peter Dilg, Euricius Cordus (1486-1535). Der erste Medizinprofessor der Marburger Universität, in: Jörg Jochen Berns (Hg.), Marburg-Bilder. Eine Ansichtssache. Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten, Band 1, Marburg 1995, S. 111-128. Zur Biographie Cordus' vgl. Gerhard Aumüller, Cordus' Vorfahren und Nachkommen, in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Band 95, Kassel 1990, S. 55-76.

¹¹ Vgl. Gerhard Aumüller, Ärztliche Versorgung und Leitung der hessischen Hohen Hospitäler im 16. und 17. Jahrhundert, in: Arnd Friedrich / Fritz Heinrich / Christina Vanja, Das Hospital am Beginn der Neuzeit. Soziale Reform in Hessen im Spiegel europäischer Kulturgeschichte, Petersberg 2004, S. 79-92, hier S. 80.

¹² „Nachdem Seidthero, Doctores Driandrij seligenn absterben zwey Stipendiat, so vff die Medicina vorordent gewesen vnnd Niemandts gewirkt worden sein dan kein Medicij mehr dan Jch alhie vorhanden gewesen vnd noch zu dem das Jch gegenn den andern Professoribus gar Ein geringe besoldung habe [...]“ StAM 22b Pak. 28 fol. 48.

¹³ Siehe dazu H. Hermelink / S. A. Kaehler, Die Philipps-Universität zu Marburg 1527-1927. Fünf Kapitel aus ihrer Geschichte (1527-1866), Marburg 1927, S. 204 ff.

¹⁴ Vgl. Catalogus Professorum (wie Anm. 9), S. 177.

¹⁵ Vgl. seine Bestallung StAM A I f Bestallungen Leib- und Wundärzte, Georg Marius 1567.

Auch scheint es sich hier um kein sehr enges Dienstverhältnis gehandelt haben, da Botter sein Aufenthaltsort freigestellt wird und er nur im Krankheitsfall verpflichtet war, nach Kassel zu reisen oder dem Fürsten brieflich seinen Rat mitzuteilen.¹⁶

Angesichts einer großen Zahl von Namen – Georg Marius, Heinrich Botter, Victorinus Schönfeldt, Johann und Hermann Wolff – stellt sich die Frage, worin die Zusammenhänge zwischen dem Professorenamt und der leibärztlichen Tätigkeit im einzelnen bestanden.

Eine erste und offensichtliche Antwort lautet, daß die medizinische Fakultät für die Landgrafen wichtigste Anlaufstelle zur Rekrutierung neuer Leibärzte war. Durch die Universität hatten sie unmittelbaren Zugang zu einer großen Zahl von zum Teil sehr bedeutenden Fachleuten auf dem medizinischen Gebiet, was angesichts der in der Familie verbreiteten körperlichen Gebrechen von unschätzbarem Vorteil war. Daneben bot die Universität die Möglichkeit, neue Ärzte auszubilden und sie schon frühzeitig auf das Amt des Leibarztes vorzubereiten.¹⁷ Rommel spricht in diesem Zusammenhang von der „Pflanz=Schule der fürstlichen Leibärzte“.¹⁸ Die Tendenz zur Ämterhäufung kann zur gleichen Zeit auch unter den Professoren der Universität Gießen beobachtet werden, die häufig zugleich Leibärzte der Landgrafen in Hessen-Darmstadt waren.¹⁹

Es soll nun versucht werden, anhand der Beispiele Georg Marius', Victorinus Schönfeldts und Johannes Hartmanns drei mögliche Positionen zu bestimmen, die ein medizinischer Professor im Spannungsfeld zwischen Hof und Universität einnehmen konnte.

1. Georg Marius

Die Herkunft Georg Marius' ist nicht eindeutig belegt. Nach Heyers ist mit großer Wahrscheinlichkeit davon auszugehen, daß er im Jahr 1533 in Würzburg geboren wurde.²⁰

Für die Angabe des Geburtsortes spricht, daß Marius sich selbst regelmäßig „Mayer zu

¹⁶ „sich ann einen gelegenen ortt /: welchen er vns jederZeitt vermelden soll damit wir wißen wo er anzutreffen./ Alls zu Colnn oder Weßels heußlich enthaltten, doch vff vnser erfordern vnndt ziemblichs Zerung die wir Ihme [...] entrichtten laßen wollen Jeder Zeitt bey vns erscheinen, Vnnd Imfall der Noth vff vns vnser herzlichste Gemahlin vnndt Junge herschafft wartten, Vnns vnd den vnsern Im vorstehend leibs schwachheyten seines besten verstandts Treulich Rathen helffen, vnnd sein Bedencken vnndt curam mittheylen“ StAM A I f Bestellungen Leib- und Wundärzte, Henricus Botterus 1579. Aus den folgenden Jahren sind mehrere Briefe Botters an Landgraf Wilhelm überliefert, in welchen er Mitteilungen über den Erwerb von Büchern und seltenen Pflanzen im Auftrag Wilhelms macht, vgl. LUB Kassel 2^o Mss. hist. litt. Botter. Über eine ärztliche Tätigkeit Botters im engeren Sinne ist jedoch nichts bekannt.

¹⁷ So geschehen im Falle Johannes Rhenanus', dem der Landgraf Moritz das Medizinstudium über ein Stipendium ermöglicht hatte.

¹⁸ Christoph von Rommel, Geschichte von Hessen, Band 5, Kassel 1835, S. 217.

¹⁹ Vgl. Ute Rausch, Das Medizinal- und Apothekenwesen der Landgrafschaft Hessen Darmstadt und des Groherzogtums Hessen unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Starkenburg, Diss. Marburg 1978, S. 50 ff.

²⁰ Rolf Heyers, Dr. Georg Marius, genannt Mayer von Würzburg (1533-1606), Diss. Würzburg 1957, S. 4.

Würzburg“ nennt. Auf das Geburtsjahr kann daraus geschlossen werden, daß er sich 1548 als Baccalaureus in die Matrikel der Heidelberger Universität einschreiben ließ, was gewöhnlich im Alter von etwa fünfzehn Jahren geschah.

Marius absolvierte nach seiner Immatrikulation vermutlich zunächst die vorgeschriebenen Studien der Artistenfakultät, um sich dann der „oberen Fakultät“ der Medizin zuzuwenden. Aus dem immer stärker werdenden Einfluß des Protestantismus auf die Universität Heidelberg resultierten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zahlreiche Unruhen und Streitigkeiten, die häufig den Lehrbetrieb störten.²¹ Auch das Studium des Georg Marius' wird von den reformatorischen Diskussionen nicht unberührt geblieben sein und dies mag vielleicht ein Grund dafür gewesen sein, daß er einige Jahre später an die protestantische Universität Marburg wechselte.

Der Sitte der Zeit gemäß schloß Marius sein Studium mit einer Auslandsreise ab, die ihn in den Jahren 1551 bis 1557 nach Montpellier, Bologna und Padua führte. In Padua erwarb Marius wahrscheinlich auch den Dokortitel.²²

Nach seiner Rückkehr aus Italien ließ sich Marius zunächst in Amberg nieder und wurde dort vermutlich erstmals als Leibarzt in den Diensten seines späteren Herren, des Kurfürsten Ludwig IV., tätig.²³ Es folgte 1561 die Berufung auf die dritte medizinische Professur an die Universität Heidelberg, wo Marius jedoch nicht lange verblieb, da es zum Streit mit dem Rektor kam. Marius hatte in Oberitalien die Durchführung von Sektionen im anatomischen Unterricht kennen und schätzen gelernt und forderte nun zusätzliche Gelder, um Lehrsektionen in Heidelberg durchführen zu können. Als sein Gesuch zum wiederholten Male abgelehnt wurde und man ihm darüberhinaus – zu recht oder unrecht - Vernachlässigung seiner Pflichten vorwarf, verließ er Heidelberg bereits nach einem Jahr wieder und ließ sich für einige Jahre als praktizierender Arzt in Nürnberg nieder.

Die Berufung nach Marburg erreichte ihn im Jahr 1565.²⁴ Nach dem Tode Johannes Dryanders hatte dessen Professur über mehrere Jahre stets nur kurzfristig besetzt werden können,²⁵ und nach dem Tode Johannes Rhodus' im August 1565 war eine Neubesetzung umso dringender geworden. Marius hatte sich zunächst persönlich dem regierenden

²¹ Vgl. Johann Friedrich Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, Band 1, Mannheim 1862, S. 381 ff.

²² Heyers (wie Anm. 20), S. 11 ff.

²³ Ebd., S. 13.

²⁴ Vgl. Catalogus Professorum (wie Anm. 9)

²⁵ Der aus Heidelberg berufene Petrus Lotichius verstarb, bevor er das Amt hatte antreten können, der aus den Niederlanden stammende Justus Velsius verließ Marburg bereits nach weniger als einem Jahr wieder, und auch Wilhelm Gratarolus aus Bergamo gehörte der Fakultät nur wenige Monate an. vgl. Jüttner (wie Anm. 4), S. 779.

Landgrafen Wilhelm IV. vorzustellen, der ihn daraufhin ohne vorherige Rücksprache mit der Universität zum Professor bestellte.²⁶

Es schien, daß der Universität mit Georg Marius ein großer Wurf gelungen war; insbesondere Landgraf Wilhelm lobt den Neuberufenen in den höchsten Tönen und sorgt persönlich dafür, daß ihm nicht nur die Jahresbesoldung, sondern auch ein Reisegeld („Viaticum“) ausgezahlt werde: „Dan ehr ist ein mahn, der es wehrt, vnd den wir nit gerne vorn kopff geschlagen, das ehr wieder vonn vnns vnnd der Vniversitet abzoge.“²⁷

Auch in Marburg wurde Marius zu einem Vertreter des fortschrittlichen anatomischen Unterrichts, der sich auf das wichtige Hilfsmittel der Sektion stützen sollte. Im Gegensatz zu den Heidelberger Verhältnissen wurden ihm die Leichenöffnungen grundsätzlich möglich gemacht.²⁸ Anfang März 1572 hielt Marius die nach eigenen Angaben erste Marburger Sektion nach fünfzehn Jahren Unterbrechung ab.²⁹ Es wurde ihm zu diesem Zweck der Körper eines Gehängten zur Verfügung gestellt, wie aus seinem Obduktionsbericht hervorgeht: „Eß ist diese *Anatomia* sonst vleißig vnd wol verrichtet vnd ist wol zu sehen gewesen an dem *Corpore*, welcher groß gewalt im strangulieren gewesen, dan hernach ich befonden, daß der vnderfangen athem durch *venalem Arteriam* am nechsten zu ruck ins hertz dringen mußen, die lungen gar eingefallen [...] daß zu verwundern gewesen. Dargegen der athem vnder sich ins hertz gehet, daß ime der rechte *Ventriculus Cordis* eines daumen dick zerrißen vnd zerborsten [...]“.³⁰

Marius beklagte angesichts der Sektionen immer wieder den Mangel an geeignetem Personal und entsprechenden Instrumenten. Forderungen nach einer zusätzlichen finanziellen Ausstattung, welche die ordnungsgemäße Durchführung von Sektionen erlaube, hatte Marius bereits in seiner Heidelberger Zeit an die Universität gestellt und war damit auf Ablehnung gestoßen.³¹

Interessant ist, daß Marius die Sektionen, die er in Oberitalien als wichtiges didaktisches Mittel kennengelernt hatte, zwar ausdrücklich forderte, aber zugleich zu erkennen gab, daß er

²⁶ Vgl. Heyers (wie Anm. 20), S. 26 ff. Das Testament Philipps des Großmütigen hatte die gemeinsame Verfügungsgewalt seiner vier ehelichen Söhne über die Universität Marburg vorgesehen, in der Praxis trafen aber die beiden ältesten – Wilhelm und Ludwig – den größten Teil der Entscheidungen untereinander. Vgl. Volker Press, Hessen im Zeitalter der Landesteilung (1567-1655), in: Walter Heinemeyer (Hg.), Das Werden Hessens (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 50), Marburg 1986, S. 273 f.

²⁷ StAM 305a A IV 3b#3.

²⁸ Zu Unrecht stellt er daher neben anderen die Universität Heidelberg als vorbildlich wegen der Beschäftigung eines hauptamtlichen Anatomen dar: „das in jede vniersitet so wol in Teutschlandt als in Welschland besondere bestimte Personen zu diesem *studio* vfferzogen vnd erhalten oder mit theweren vnkosten zu sich gebracht haben als zu Heidelberg, zu Tübingen, im Niderlandt vnd an andern allen Orten woll erscheinet“ StAM 22b Pak. 28 fol. 27.

²⁹ Ebd. fol. 155 ff.

³⁰ Ebd.

³¹ Vgl. Heyers (wie Anm. 20), S. 21.

selbst es nicht als seine Aufgabe ansehe, Hand an die Leiche zu legen. So schrieb er im Oktober 1572 an den Landgrafen Wilhelm: „[...] sind doch E.f.g. die vrsachen zuuermelden, warumb es also gewilliget worden, nemblichen das einer jeden Vniuersitet ein *Anatomicus* von nötten sein wolle, Nun aber ist woll darzuthun das ich für mein Person vor keinen *Anatomicum* angenommen worden, darvff ich mich auch keines wegs bestellen hett laßen [...]“.³² Der Verweis auf die Bestallung läßt die Vermutung zu, daß es nicht die mangelnde eigene Qualifikation war, die Marius von der Leichenöffnung abhielt, sondern daß er die eigenhändige Sektion für seinem Amt nicht angemessen hielt. Bestätigt wird dies durch Marius' Aussage, er habe bereits Obduktionen durchgeführt, diese dürften aber nicht als Präzedenzfall herhalten. Er bestand darauf, im Rahmen seiner Bestallung nicht dazu verpflichtet gewesen zu sein und fordert gesonderte Entlohnung für die anatomische Tätigkeit.³³

Von dem großen Interesse der Landgrafen an der Anatomie und dem Bemühen, anderen Universitäten in dieser Hinsicht nicht unterlegen zu sein, zeugt ihre Reaktion auf Marius' Bitte um zusätzliches Gehalt für Sektionen. Ohne zu zögern wurde ihm ein Honorar von 30 Talern zugebilligt, mit dem Zusatz versehen, „welchs wir dan auch vor nit vnphillich erachtenn damit die *Anatomia* dereints so wohl als vff andern *Vniuersiteten* Inn vbung vnd gebrauch gepracht werde [...]“.³⁴

Ob Marius bereits zu Heidelberger Zeiten als fürstlicher Leibarzt tätig gewesen ist, läßt sich nicht sicher nachweisen. In Marburg gewann er jedoch schnell das Vertrauen der Landgrafen.³⁵ Zwei Jahre nach seiner Übersiedelung erfolgte die offizielle Bestallung durch den Wilhelm IV. Es heißt dort: „Wir [...] Thun kundt hiervon offenlich das wir denn hochgelarten vnsern lieben getreuenn *Georgium Marium* der arzney Doctorn, zur vnserm Leibartzt vonn haus aus vff vnd angenommen haben, bestellen vnd nehmen Jhn auch hiermit vff vnd ahn, Inn vnd mitt Crafft dieses Brieffs, Dergestaldt vnnd so, das er vnser von haus aus besteldter Leibartzt sein [...]“.³⁶ Die Formulierung „von Haus aus“ läßt darauf schließen, daß Marius weiterhin in Marburg wohnhaft blieb und sich nur im Bedarfsfall an den Hof nach Kassel begab. Dem entsprach auch die relativ geringe Besoldung von 50 Gulden, zuzüglich den Naturalleistungen in Form von Getreide und Kleidung.

³² StAM 22b Pak. 28. fol. 97.

³³ „Was ich dan hierin aus lautter gutt willigkeit gethan, solle mir billich nit für ein schuldt vffgetrungen werden, vnd im fall es also verstanden worden, dannoch nichts desto weniger ein so vngewöhnliche arbeit darzu wenig geschicket sein, mit billicher vnd danckbarer verehrung langst vergolten sein worden“, ebd.

³⁴ Ebd. fol. 100.

³⁵ Das Professorenamt hatte Marius der Fürsprache Landgraf Wilhelms IV. zu verdanken, der ihn nach einer persönlichen Begegnung und ohne vorherige Rücksprache mit der Universität anstellte. Vgl. Heyers (wie Anm. 20), S. 26 ff.

³⁶ StAM A If Bestallungen Leib- und Wundärzte.

Daß Marius trotzdem zu den wohlhabendsten Professoren jener Zeit in Marburg gehörte, zeigen die Besoldungslisten der Universität.³⁷ Er erhielt ein jährliches Honorar von 200 Gulden, eine Summe, die außer ihm nur noch für die ersten Professuren der juristischen und theologischen Fakultät vorgesehen war. Die übrigen Professorengehälter bewegten sich im Bereich von 100 bis 180 Gulden.

Die hohen Geldsummen, die Marius für sich beanspruchte, sollten schließlich zum Bruch mit der Universität und den hessischen Landgrafen führen. Im Februar 1574 forderte er die zusätzliche Auszahlung von 100 Gulden, die ihm durch Wilhelm zugesagt worden war, unter der Bedingung, sie von seinem übrigen Gehalt abzuziehen.³⁸ Dies sollte nicht die letzte Forderung Georg Marius' sein. Als er im folgenden Jahr erneut mit der Bitte um zusätzliches Geld an die Universität herantrat, reagierte Landgraf Wilhelm höchst verärgert: „Nachdem nun er *D. Marius* Jnn solchem seinem schreiben allerhandt fast vermessen anziehenn thut welchs pillich abzulenen, vnd nach notturfft zubeantwortten, darmit es nicht das ansehens gewinne, das Jme durch Ewer stilschweigendt darin *consentirt*, vnd bey gepflichtet werde, So habenn wir nach gestelten sachen daruff Jnn ewerm nahmen eine wieder antwort begrieffen, die wir euch hierbey gnediglichen wiederumb zu kommen Laßen [...]“³⁹.

Der Brief, den die Vertreter der Universität im Auftrag der Landgrafen daraufhin an Marius schickten, faßte alle gegen ihn erhobenen Vorwürfe noch einmal in unmißverständlicher Form zusammen:⁴⁰ Marius wurde beschuldigt, zu großen Gebrauch von seinem Recht auf eine Privatpraxis gemacht und deshalb seine Pflichten gegenüber der Universität vernachlässigt zu haben. Überdies habe er durch seine hohen Honorare die Kranken und ihre Familien in finanzielle Not gebracht. Er habe oft ein Vierteljahr lang keine Lektionen gegeben, und sei bereits mehrfach wegen seiner Abwesenheit ermahnt worden. Es sei unangemessen, ihn weiterhin in so hoher Bestallung zu halten, wenn man seiner nicht mächtig sei. Entrüstet zeigte man sich auch über Marius' neuerliche finanzielle Forderungen in Höhe von 1000 Gulden. Der Landgraf halte seine Versprechen, aber Marius müsse sich wohl verhöhrt haben, da nur demjenigen, der arbeite, auch Geld zustehe.⁴¹

³⁷ Vgl. StAM 305a, A IV, 3b #3.

³⁸ „Als Jtzo Doctor Marius vff vnser erfordernn bey vnns alhie gewesenn, Hat er vnns anzeigen lassen das er woll zu seyнем behiff Jn eyn Hundert Gulden Jtzo vonnotenn hette. Vnnd derowegenn vnns vndertheniglich gebettenn. Wir woltenn verordnenn. Das Jhme solche 100 fl. vonn der vorgestreckt vnnd Ihme hiernechst ann seyner habendenn besoldung wiederumb abgekurtzt werden mochte“ LUB Kassel 305a A IV 3b # 3 fol 37.

³⁹ StAM 22b Pak 28 fol. 112.

⁴⁰ LUB Kassel 305a A IV b # 3 fol. 34. Der Brief ist abgedruckt in Friedrich Wilhelm Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte, Band 8, Kassel 1797, S. 229 ff.

⁴¹ „Was dann die eweren vorgeben nach, zugesogte 1000fl. betrifft, Erkennen wir unsere genedige fl. und hn. der uffrichtigkeitt, was sie einem zusagenn, das sie Ihme das auch haltenn, unnd mochten euch nicht liebers gonnen, dan das Ihr solcher Tausent fl. eine gewisse Zusage empfangen und euch dermassen gehalten hettet, das Ihr die und mehrere gnadt bey ihren fl.gl. hettet mogen verdienen. Wir kennen aber den hoffbrauch auch, und wissen

Daß nach diesen Vorfällen das Vertrauensverhältnis zwischen Landgraf und Leibarzt nachhaltig gestört war, ist offensichtlich. Zu einer Versöhnung sollte es nicht mehr kommen. Am 21. September 1575 teilte Marius der Universität seinen Entschluß mit, sich um eine Anstellung in Nürnberg bemühen zu wollen. Tatsächlich folgte auf die Marburger Zeit der Umzug nach Amberg (später Heidelberg), wo Marius als Leibarzt in die Dienste Ludwigs VI., des späteren Kurfürsten von der Pfalz trat. Ludwig VI. war verheiratet mit Elisabeth, einer Tochter Philipps des Großmütigen und damit Schwester des Landgrafen Wilhelm IV. Es ist nicht belegt, ob Marius das Amt einer Fürsprache Wilhelms bei seiner Schwester verdankte. Denkbar ist dies aber, da Wilhelm trotz der zahlreichen Vorwürfe gegen das Betragen seines Leibarztes und Professors von dessen medizinischer Qualifikation nach wie vor überzeugt war,⁴² es aber wegen dessen Unzuverlässigkeit und Geldgier für unmöglich hielt, ihn weiter zu beschäftigen.

In den Diensten der häufig kranken Kurfürstin Elisabeth stand Marius bis zu deren Tod im Jahr 1582. In den folgenden neun Jahren schied er vermutlich aus den kurfürstlichen Diensten aus und betrieb eine Privatpraxis in Heidelberg.⁴³

Die Laufbahn Marius' als Leibarzt war damit jedoch nicht beendet; 1591 schloß er ein letztes Mal einen Vertrag mit dem Grafen Albrecht zu Nassau-Saarbrücken, der in Ottweiler residierte. Auch hier könnte die Auswahl Marius' auf ein verwandtschaftliches Verhältnis zwischen den Fürstenhäusern zurückzuführen sein.⁴⁴ Landgraf Wilhelm IV. von Hessen hatte 1589 seine Tochter Anne-Marie an den jungen Grafen Ludwig II. von Nassau-Saarbrücken verheiratet. Dessen Vater, besagter Graf Albrecht, könnte anlässlich der Hochzeit die Empfehlung Marius' als Leibarzt bekommen haben. Nach Ende seiner Tätigkeit in Ottweiler starb Marius am 5.2.1606 in Heidelberg.

2. Victorinus Schönfeldt

Victorinus Schönfeldt wurde 1525 in Bautzen geboren und studierte an der Universität Wittenberg, wo er 1557 den Grad eines Magisters erwarb.⁴⁵ Bereits im selben Jahr wurde er auf Empfehlung Philipp Melanchthons, mit dessen Schwiegersohn Caspar Peucer Schönfeldt

das wehr nicht arbeit, das man dem von hoff wenig lohn gibt, Darumb forchtenn wir sehr, Ihr wirdett euch in dem etwo verhorrt habenn“, ebd.

⁴² Der oben mehrfach zitierte Brief enthält neben den zahlreichen Vorwürfen auch den Passus: „Sonstett haben wir an Ewer Erudition und geschicklicheitt keinen mangell“, ebd.

⁴³ Heyers (wie Anm. 20), S. 41 f.

⁴⁴ Ebd. S. 43.

⁴⁵ Rudolf Schmitz, Die Naturwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg 1527-1977, Marburg 1978, S. 7 ff.

freundschaftlich verbunden war, als Professor für Mathematik nach Marburg berufen.⁴⁶ Schönfeldt heiratete 1562 Kunigunde, die Tochter des Rats Johann Nordeck aus Kassel.⁴⁷ Er promovierte 1566 unter Georg Marius zum Doktor der Medizin und erhielt damit das Recht, die medizinische Praxis auszuüben.⁴⁸ Schriften von großer Bedeutung sind von seiner Hand nicht überliefert. Neben einer Reihe von Dissertationen, die unter seiner Anleitung entstanden, sind vor allem das „Liber de Dysenteriae curatione“ (Frankfurt, 1584) und das „Consilium oder Ratschlag wider die Plage der roten Ruhr und Pest“ (ebd., 1584) zu nennen, die auf humoralpathologischen Vorstellungen beruhen. Im Bereich der Astronomie wurde Schönfeldt als Verfasser eines „Prognosticon astrologicum“ (Wittenberg, 1561) bekannt.⁴⁹ Schönfeldt begegnet uns in drei verschiedenen beruflichen Positionen: Als Professor für Mathematik und Medizin, als Leibarzt des Landgrafen Wilhelm und als praktischer Arzt, der Patienten außerhalb der fürstlichen Familie kurierte. Diese drei Aspekte sollen nacheinander betrachtet werden.

Die Klagen über Abwanderung von Professoren oder Vernachlässigung ihrer Pflichten zugunsten der Privatpraxis ziehen sich wie ein roter Faden durch die Universitätsgeschichte. Der Verbleib eines Mediziners konnte häufig nur durch Verleihung einer Doppelprofessur und entsprechend höheres Gehalt gesichert werden. Dies geschah auch im Falle Victorinus Schönfeldts, der zusätzlich zur Mathematik ab 1563 auch medizinische Vorlesungen hielt.⁵⁰ Daß die hohe Besoldung Schönfeldts – er erhielt jährlich zweihundert Gulden - nur notgedrungen in Kauf genommen wurde, um ihn der Fakultät als Lehrer zu erhalten, läßt sich aus einem Brief Wilhelms aus dem Oktober 1561 ablesen: „Nun es war, das wir gar nit gernn habenn, das Victrinus solle hinweg gelassen werden, Hingegen aber sehen wir auch nit gernn, das die Stipendia zue Marpurg so gar hoch soltenn stigenn, Das zue Zeyt, das ganze Corpus darüber müsse zerfallen, [...] Solte dann Jtzt Jme wir so ein stadtliche zulage gescheenn,

⁴⁶ So erwähnt in einem Brief Wilhelms IV. aus dem Jahr 1561: „Dann Jr wolltwiß, das, wie wir erstlich liessen Victorinum fordern vonn Wittenberg Vnnd jhme von wegen Philippi Melanthonis seligem, vonn welchem er ein vorschrifft ann vns bracht, ein stipendium vonn Einhundert gulden liessen ordenen, das alda der andernn Artisten keiner war“, LUB Kassel 305 a A IV 3b#3.

⁴⁷ Es scheint, daß Schönfeldt es mit seiner Frau nicht immer leicht gehabt hat. So schreibt Landgraf Wilhelm nach dem Tode des Leibarztes an die Universität: „So beuehlenn wir euch, daß ihr vnß demnechst zuschreibett, Ob gedachter Victorinus das Podagra gehabt, oder ob er sonsten geschoßen, gestochenn, vnnd vfm bette gestorben seye, oder ob sein weib ihnen zu sehr *Aristotelisirt* vnnd alß zu seinem todt uhrsach gebenn hab“ LUB Kassel 305a A IV 3b#3 fol.13.

⁴⁸ Paul A. Jaensch, Beiträge zur Geschichte des anatomischen Unterrichts an der Universität Marburg, München und Berlin 1924, S. 779. Zu differierenden Angaben zur Promotion Schönfeldts vergleiche Schmitz (wie Anm. 45).

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 9 f.

⁵⁰ Eine Verbindung von Medizin und Mathematik war in der Frühzeit der Universität Marburg eine ausgesprochen beliebte „Karrierestrategie“; zu nennen sind hier neben Schönfeldt auch Johannes Dryander, Burchard Mithobius, Volquin Weigel und Johannes Hartmann. Vgl. hierzu Schachtner (wie Anm. 8), sowie Bruce T. Moran, Court Authority and Chemical Medicine: Moritz of Hessen, Johannes Hartmann, and the Origin of Academic *Chemiatria*, in: Bulletin of the History of Medicine, Band 63 Nummer 2, 1989, S. 231 ff.

hetten wir sorgen es werden die andern alle auch hernach mer wollen, Sonderlich diweil sie weib vnnd kinder zu ernehren, vnd kein verdienst darneben habenn, wie sonst Victrinus hatt [...]“.⁵¹

Von den Querelen, die auf diese Doppelberufung folgten, zeugt ein ausgedehnter Briefwechsel zwischen den Landgrafen Wilhelm und Ludwig und Vertretern der Universität.⁵² Insbesondere die Frage, ob Schönfeldt aufgrund seiner zweifachen Besoldung auch die doppelte Anzahl von Stunden zu unterrichten habe, wurde vielfach diskutiert. Man einigte sich schließlich darauf, daß Schönfeldt wöchentlich zwei Stunden Medizin und fünf Stunden Mathematik lesen solle.⁵³

Die hohe Besoldung Schönfeldts, der darüberhinaus über Einnahmen aus seiner Privatpraxis verfügte, führte zu Mißgunst auf Seiten anderer Professoren: „Fernher berichtet vns auch ermelter Victorinus, das sich etzliche vnder den Professoren fest beschweren sollen, wan er Jz byßweylen nach syner gelegenheyt Medicam artem zu practiciren sich behebe, auch Jn dahin zwingen wolten, das er ieglichen zwo lectiones versehen solt, welche Jm doch alternatim vermöge syner Bestellung zu versehen zugelassen [...]“.⁵⁴ Landgraf Wilhelm entgegnete hierauf, die medizinisch-praktische Tätigkeit Schönfeldts liege in seinem und seines Vaters Interesse und solle ihm deshalb auch weiterhin erlaubt bleiben. Diese Aussage ist ein deutlicher Hinweis darauf, daß die Landgrafen von der Erfahrung, die Schönfeldt bei der Behandlung anderer Patienten machte, zu profitieren hofften.

Neben dieser Andeutung wird die Tätigkeit Schönfeldts als Leibarzt durch einen Brief Wilhelms an Kanzler und Räte der Universität aus dem Jahr 1565 belegt. „Wir geben Euch gnediger Meynung zuerkennen, Das Magister Victorinus Schonfeldt alhir bey vns bleiben vnd vff vnsern leib warten soll. Deroselben Jst an Euch vnser gnedigs begeren, Jr wollet Jme seines aussenbleibens halb entschuldigen, vnnd Jme solches nicht vor vngut halten [...]“.⁵⁵ In welchem Umfang Schönfeldt den Landgrafen als Leibarzt diente und ob eine offizielle Bestallung vorlag, ist nicht mehr zu rekonstruieren. Es ist jedoch als wahrscheinlich anzunehmen, daß er nur im Krankheitsfall an den Hof nach Kassel gerufen wurde. Wilhelms Entschuldigung gegenüber der Universität zeugt davon, daß er sich Schönfeldt gewissermaßen nur „ausgeliehen“ hatte. Wilhelm schätzte Schönfeldt nicht nur als Arzt, sondern fühlte sich

⁵¹ LUB Kassel 305 a A IV 3b#3.

⁵² Vgl. ebd.

⁵³ Ebd. Brief vom 16.8.1566. Schönfeldt wird diese Entscheidung mit dem Zusatz mitgeteilt „so ist wohl lectio Mathematica euch so schwer nicht, konnett sie wol schleunig vnd on mühe, doch wol mit mühen der Jugenth absolviren“.

⁵⁴ Ebd. Brief vom 6.8.1566.

⁵⁵ StAM 22b Pak. 28 fol.54. Der Brief ist nur einer von zahlreichen Belegen dafür, daß die Tätigkeit als Leibarzt in viele Fällen zur Vernachlässigung der universitären Pflichten führte.

ihm auch durch das gemeinsame Interesse für Mathematik und Astronomie verbunden. Es ist eine Korrespondenz zwischen Schönfeldt und Wilhelms erhalten, die sich mit dem Auftreten eines Kometen im Sommer 1577 beschäftigt.⁵⁶ Schönfeldt versuchte immer wieder, Medizin, Mathematik und Astronomie zu einer einheitlichen Wissenschaft zu verbinden. Sein „Prognosticon astrologicum“ enthält Voraussagen über den Einfluß der Gestirne auf das menschliche Leben.

Das dritte „Standbein“ des Victorinus Schönfeldt war seine lebhafte Praxis als Stadtarzt, in welcher er vor allem die gehobene Marburger Gesellschaft behandelte.⁵⁷ Daß Schönfeldt nicht nur Theoretiker, sondern auch ein tüchtiger und von seinen Patienten geachteter Arzt war, bezeugt ein Brief Wilhelms an seine Bruder Ludwig: „Nun findenn wir nit allein aus eweren, sondern auch aus anderer trefflicher leuthe *Commendation*, das gleichwoll gemelter Victorinus soviel *practicam medicine* betrifft vleissig glücklich vnnd dermassen geschaffen sein soll, das Jnem die Nachbar vnd auch hern, hohes vnnd niedrigh standts nit vngerne brauchenn.“⁵⁸

Die Privatpraxis wurde von den Landgrafen nicht als Konkurrenz zur leibärztlichen Tätigkeit empfunden, sondern man hoffte, von den anderwärts gesammelten Erfahrungen Schönfeldts profitieren zu können. Nach diesem Verständnis diente die Behandlung der Untertanen gewissermaßen als Übung für die ärztlichen Aufgaben am Hofe. Ein Leibarzt, der außer in der Behandlung der fürstlichen Familie keine medizinische Praxis besaß, konnte nicht im Interesse der Landgrafen liegen. So findet sich in einem Brief Wilhelms aus dem Juni 1562 die Aussage: „Die praction betreffende Ist vnser Meynung daß man die lasse frey stehen. [...] *Quid enim Medicus sine praxi*. So Ist vns auch viel lieber daß ers an andern *corporibus* erst lerne alß an vns vnd vnserer geschwistern.“⁵⁹

Die besondere Wertschätzung, welche Schönfeldt von Seiten Landgraf Wilhelms genoß, zeigt sich ein letztes Mal in dem Brief, den Wilhelm nach dessen Tod am 13. Juni 1591 an die Universität sendet und in dem er zutiefst bedauert, nicht ausreichend über die Umstände des Todes informiert worden zu sein.⁶⁰ Er ist empört über die knappe Mitteilung, die ihn erreichte,

⁵⁶ Vgl. StAM 22b Pak. 41 fol 132 ff. „Gnediger Her, E.F.g. eigentlichen bericht belangend den *Cometam* hatt mir E.F.G. Secretarius M. *Gudenus* zugeschickt, vnd hab demselbigen mitt sonderm vleis nachgedacht, Finde aber erstlich das nach anweisung der letzten Observation der Ersten Decembris *Cauda Cometae* nicht *Directe Sole* sich extendierett, sondern mehr sich vnderwerts *ad Eclipticam* gewendett, welchs mich nicht wenig movierett, sintemall *Apianus* vnd alle *Neoterici* der meynung, das altzeit *Centrum Solis et Cometae una cum cauda in rectam lineam* sich einstellen [...]“.

⁵⁷ Vgl. Schmitz (wie Anm. 45), S.8.

⁵⁸ StAM 305 a A IV 3b#3.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ „Ob ihr nun vnß darinnen Zuerkennen gebtt, daß Doctor Victorinus Schönfeldt verschieenenn Sondags den 13. dieses Monats todts verfarenn, So ist doch solch einer schreiben gar *general*, vnnd also geschaffen, das wir darauß die uhrsachenn seines todts, vnnd woran er gestorben nit vernehmen können, wissen nit, ob ihr daß

und fordert in starken Worten genauere Informationen über den Todesfall: „So beuehlenn wir euch, daß ihr vnß demnechst zuschreibett, Obgedachter Victorinus das Podagra gehabt, oder ob er sonsten geschoßen, gestochenn, vnnd vfm bette gestorben seye [...]“.⁶¹

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß Victorinus Schönfeldt durch seine zahlreichen Einnahmequellen ein ausgesprochen wohlhabender Mann war, der durchaus selbstbewußt seine finanziellen Forderungen an die Universität und den Fürsten zu stellen wußte. Es ist davon auszugehen, daß er der Vielzahl seiner Ämter nicht jederzeit voll gerecht werden konnte, worunter vor allem seine Lehrtätigkeit an der Universität regelmäßig zu leiden hatte. Im Gegensatz zu Georg Marius gelang es Schönfeldt jedoch, sich die Gnade seiner Herren bis zum Tod im Jahr 1591 zu erhalten.

3. Johannes Hartmann

Bei Johannes Hartmann handelte es sich um denjenigen Mediziner aus dem Umkreis der Landgrafen Wilhelm und Moritz, der die größte Bedeutung, auch weit über die Stadt Marburg hinaus, gewann.⁶² Durch seine Ernennung zum Professor für „Chymiatric“, also einer der Heilkunde gewidmeten Chemie, die sich insbesondere mit der chemischen Herstellung von Arzneimitteln beschäftigte, fand dieses Fach erstmals Eingang in den universitären Bereich. Welchen Bezug Hartmann zur Medizin hatte und inwieweit der medizinische Aspekt der neuen Disziplin für ihn eine Rolle spielte, soll im folgenden untersucht werden. Darüberhinaus wird ein Schwerpunkt auf Hartmanns persönliches Verhältnis zu den hessischen Landgrafen und seine Tätigkeit als Arzt gelegt, die bisher in Publikationen meist nur beiläufig erwähnt wurden.

Johannes Hartmann wurde 1568 in Amberg in der Oberpfalz geboren und studierte an den Universitäten Jena und Wittenberg Mathematik.⁶³ In Wittenberg lernte Hartmann Wilhelm Dilich kennen, der später als Geograph, Kartograph und Historiker bekannt werden sollte. Die Beziehungen der Familie Dilich zum hessischen Fürstenhaus verschafften Hartmann die

Podagra ahn henden habtt, daß ihr vns davon nicht *circumstantialiter* geschrieben [...]“StAM 305a AIV 3b#3 fol. 18.

⁶¹ Ebd.

⁶² Schmitz bezeichnet ihn als die “für die Geschichte der Naturwissenschaften im späten 16. und ersten Drittel des 17. Jahrhunderts unbestritten [...] interessanteste und erfolgreichste Persönlichkeit“, vgl. Schmitz (wie Anm. 45), S. 193.

⁶³ Möglicherweise fanden weitere Studienaufenthalte in Altendorf, Helmstedt und Leipzig statt. Vgl. Bruce T. Moran, Court Authority and Chemical Medicine: Moritz of Hessen, Johannes Hartmann and the Origin of Academic Chymiatric, in: Bulletin of the History of Medicine, Volume 63 Number 2, 1989, S. 225 – 246, hier S. 228 ff., sowie Wilhelm Ganzenmüller, Das chemische Laboratorium der Universität Marburg im Jahre 1615, in: Medizinhistorisches Journal, Band 2, 1967, S. 68 – 77, hier S. 68 f.

Bekanntheit des jungen Landgrafen Moritz, den er ab 1591 als Hofmathematiker insbesondere in astrologischen Fragen beriet.

Nach dem Tode Victorinus Schönfeldts im Juni 1591 begannen die Diskussionen um einen Nachfolger. Wilhelm forderte von dem künftigen Professor ausreichende Kenntnisse in den beiden Fächern Geometrie und Astronomie und legte überdies großen Wert auf praktische Fähigkeiten im Bereich der Landvermessung, weshalb er sein Hofmathematiker Christoph Rothmann für ungeeignet befand.⁶⁴ Gesucht wurde also ein Nachfolger für Schönfeldts mathematische Professur; medizinische Qualifikationen wurden von dem künftigen Stelleninhaber nicht gefordert. Nachdem man zunächst eine Reihe von anderen Kandidaten abgelehnt hatte,⁶⁵ erhielt schließlich Johannes Hartmann den Ruf zum Professor der Mathematik. Diese Berufung ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß sich Landgraf Wilhelm in seinen letzten Lebensmonaten besonders für Hartmann, der ihm schon seit einiger Zeit bekannt war, verwendete: „[...] so ist uns einer, der sich nennet Johannem Hartmannum von Ambergk aus der Oberpfalz, nit allein zum besten commendiret, sondern wir haben auch denselben nun eine gute zeit hero an unserm hof alhier gehalten, selbst mit ihm conversiret und befinden, das er nit allein in erudition moribus und anderm also getan, das wir ihnen zu der profession matheseos gnugsamb achten [...]“.⁶⁶

Die Berufung Hartmanns geschah zu Lasten des Hofes in Kassel, da Landgraf Moritz mit ihm seinen Hofmathematiker an die Universität verlor. Er rief Hartmann in der Folgezeit jedoch weiterhin regelmäßig zur Diskussion mathematischer und astrologischer Fragestellungen nach Kassel. Als Moritz im Jahr 1598 die längere Anwesenheit Hartmanns forderte, um mit seiner Hilfe an der Edition eines astronomischen Werkes zu arbeiten,⁶⁷ wurde offensichtlich, daß die bestehende Situation auf Dauer nicht tragbar war. Moritz bat deshalb in einem Brief an seinen Onkel Ludwig darum, Hartmann für die Dauer des Unternehmens – er rechnete mit ein bis zwei Jahren – von den universitären Pflichten zu entbinden: „Als bitten wir freundlich E.L. wollen sich freundlich gefallen laßen vndt bewilligen, das gedachter *Hartmannus* seiner

⁶⁴ „wann ihr nun einen bekommen könntet, der *sufficicus* were, *Euclidem* vnd *Geometriam* zu tradiren, vnnd darneben auch ein wenig ein *Moechanicus* darbey were, der beyd *Geometria* vnd *Astronomia* zu tradiren wüste, das were sehr guth wir wissen Jetziger zeitt nit baldt einen zufindenn der hierzu *sufficiens*, vnser *Mathematicus aulicus* der Jst *quantum ad geometriam et arithmetica* *sufficiens* gnugsamb, vnnd seines gleichen nit baldt zu finden, aber er ist nur *theoricq.* aber in praxi: alß Landtmesserey, vnnd dergleichen dingen, nit viel geübt [...]“ ebd. fol. 18 f.

⁶⁵ Vgl. Schmitz (wie Anm. 45), S. 11 f.

⁶⁶ StAM 22b, Nr. 41 fol. 44.

⁶⁷ Wahrscheinlich handelte es sich hierbei um die vier Bände „*De optica*“ des aus Hersfeld stammenden Friederich Riesner. Vgl. Schmitz (wie Anm. 45), S. 12.

Profession erlaßen vnnd sich widerumb zu vns begeben möge [...]“.⁶⁸ Als Nachfolger schlug er Heinrich Crantzius, den Rektor der Schule zu Korbach vor.

Die Reaktion Ludwigs war zunächst ablehnend; da ihm Crantzius unbekannt war, wollte er dessen Aufnahme in die Fakultät verhindern und machte stattdessen den Vorschlag, daß Hartmann wie bisher sein Amt in Marburg versehen und auf Verlangen sich nach Kassel begeben möge.⁶⁹ Da Moritz jedoch auf seiner Forderung bestand, einigte man sich schließlich darauf, Hartmann für die Dauer der Herausgabe des Buches zu beurlauben.

Dieser zweite Aufenthalt Hartmanns am Kasseler Hof dürfte einen größeren Einfluß auf seinen weiteren Werdegang gehabt haben als die Zeit, die er an der Universität verbracht hatte. Neben den editorischen Tätigkeiten unterrichtete er die Schüler des Collegium Mauritianum und kam in engen Kontakt zu zwei kürzlich von Landgraf Moritz ernannten Leibärzten: Hermann Wolff und Jacob Mosanus. Die gemeinsame Arbeit mit den Kollegen und das hervorragend ausgestattete landgräfliche Laboratorium boten Hartmann die Möglichkeit, seine chemischen Studien weiter zu vertiefen.⁷⁰ Der Einfluß der alchemistisch geprägten Ärzte und nicht zuletzt die wissenschaftlichen Interessen Moritz' selbst werden Hartmann dazu veranlaßt haben, sein Interessengebiet über die Mathematik und Astronomie hinaus zu erweitern.

Mit dem Abschluß der editorischen Arbeiten kehrte Hartmann 1599 nach Marburg zurück. Sein Interesse für die Medizin hatte sicher schon in früheren Jahren bestanden; ein intensives Studium medizinischer und alchemistischer Texte mit dem Ziel, einen akademischen Grad zu erreichen, setzte jedoch erst mit diesem Zeitpunkt ein. Hartmann las in der Folgezeit die Texte des Basil Valentinus und trat in Korrespondenz mit Johann Thölde, dem Herausgeber dieser Werke und dem französischen Paracelsisten Joseph Duchesne, auch Quercentanus genannt.⁷¹

Seine Bemühungen wurden im Jahr 1608 gekrönt, als Moritz ihn zum Leiter des neu eingerichteten „Collegium Chymicum“ ernannte. Der Ernennung war eine Universitätsvisitation vorangegangen, die vor allem im Bereich der medizinischen Fakultät

⁶⁸ StAM 22b Pak. 41, fol 13.

⁶⁹ „Dieweill wir nuhn nicht gern sehen, daß der gleichen professiones, bey vnser Vniuersitet, man sie wohl bestellet, geendert, Vnnd mitt andern Persohnen, deren *Erudition*, thun vnnd wesen vnß noch vnbekant, Von Newem ersetzett werden, So wolten wir Wohl freundlich erinnert haben, Ob es nicht ein Weg, Vnnd es sich thun laßen wolte, daß E.L. gedachtem Vnserer *Vniuersitet Mathematico* daß Werck anbeuolen, vnd Jhnen daßelbe vff E.L. angeben alhir bey seiner *profession* hetten verfertigen, Da es die gelegenheitt vnd notturfft erfordert, er zu E.L. ab: vnndt zugereysett, Vnndt alß bey der *profession* gelaßen Worden wehre“, ebd.

⁷⁰ Zur Bedeutung des alchemistischen Labors vgl. Ganzenmüller (wie Anm. 63), sowie Heiner Borggreffe, Das alchemistische Laboratorium Moritz des Gelehrten im Kasseler Lusthaus, in: Gerhard Menk (Hg.), Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft, Marburg 2000, S. 229-252.

⁷¹ Vgl. Moran (wie Anm. 50), S. 230 f., sowie Hans Gerhard Lenz, Johann Thölde: ein Paracelsist und 'Chymicus' und seine Beziehungen zu Landgraf Moritz von Hessen-Kassel, Diss. Marburg 1981. Zum Zusammenhang von chemischer Medizin und Paracelsismus vgl. Robert Multhauf, Medical Chemistry and „The Paracelsians“, in: Bulletin of the History of Medicine, Band 28 Nummer 2 1954, S. 101-126.

gravierende Mängel aufgedeckt hatte.⁷² Die Neuorientierung der Fakultät auf die chemisch-analytische Medizin bedeutete einen wichtigen Modernisierungsschritt, der die drohende Abwanderung der Studenten verhindern sollte. Hartmann errichtete zur Durchführung des praktischen Unterrichts das erste chemische Universitätslaboratorium⁷³ und verpflichtete seine Schüler im Rahmen einer Institutsordnung zu strenger Geheimhaltung der erworbenen Kenntnisse. Unter seiner Anleitung entstanden zahlreiche chymiatrische Dissertationen, von denen die erste 1610 vom späteren Leibarzt Johannes Rhenanus verfaßt wurde. Hartmann wurde zum ersten Leiter einer chemischen Forschungsstätte in Deutschland, wobei für ihn die Herstellung von Arzneien stets im Vordergrund stand. So bezeichnete er seine Arbeitsstätte auch als Laboratorium Chymico-medicum.⁷⁴ Obwohl Hartmann zu Lebzeiten kaum etwas veröffentlichte, verbreitete sich sein Ruhm weit über die Landesgrenzen hinaus und zahlreiche Studenten, sogar aus England, Dänemark und Polen, kamen nach Marburg, um bei ihm zu lernen.

Weniger Beachtung als die wissenschaftliche Bedeutung hat bisher Hartmanns ärztliche Tätigkeit gefunden. Die Behandlung von Patienten ist in zwei Fällen schon zu Zeiten seiner Marburger Professur belegt, beide Male standen sie jedoch unter sehr ungünstigen Vorzeichen. 1616 erregte Hartmann Aufsehen, da ein adliger Patient unter seiner Behandlung verstarb.⁷⁵ Im zweiten Fall geriet er in Konflikt mit dem Landgrafen Moritz, da er mit seiner Familie nach Dessau gereist war, um die Kur des erkrankten Fürsten Johann Georg zu überwachen. Moritz befürchtete, daß Hartmann dauerhaft abgeworben werden solle. Hartmann entschuldigte sich daraufhin damit, er sei mit Wissen und Einverständnis seines Herrn schon wiederholte Male nach Dessau gereist und habe seine Frau, die sich um ihn ängstige, und die unbeaufsichtigten Kinder nicht allein lassen wollen. Hartmann zeigte sich betrübt über die Anschuldigungen, die von Seiten dritter gegen ihn erhoben worden wären, und beteuerte, nie beabsichtigt zu haben, Hessen bei Nacht und Nebel zu verlassen.⁷⁶ Moritz blieb jedoch weiterhin ungehalten und forderte in einem Brief an die Universität eine genauere Untersuchung des Sachverhalts: „So ist vnser genediger befelch, daß Jr mit zu Ziehung Jemants auß vnserer Vniuersitet, Jhme Harttmann solche seine lüstige vndt nuhr gelt

⁷² Vgl. H. Hermelink / S.A. Kähler, Die Philipps-Universität zu Marburg 1527-1927. Fünf Kapitel aus ihrer Geschichte (1527-1866), Marburg 1927, S. 218.

⁷³ Zu dessen Standort vgl. Schmitz (wie Anm. 45), S. 197 ff.

⁷⁴ Vgl. Ganzenmüller, (wie Anm. 63), S. 75 f.

⁷⁵ Vgl. StAM 22b, Nr. 28, fol. 352 ff.

⁷⁶ Hartmann wehrt sich gegen den Vorwurf, er wäre „mit weib vnd kindt, mit Sack vnd Pack alhir abgezogen, gedächte auch nicht wider zu khommen, sondern alles zu verlaßen, welches, Gott sei mein Zeug, Jch mihr niehmals zu sin genommen, Vileweniger jetzo, sintemahl Jch deße keine Vrsach gehabt, Vnd ist doch gleichwohl auch für E.F.G. gebracht worden. Nun hab ich zwar ob dem erstes böses geschrey, meiner dardurch hart betrübten weibs vnd kinder halben, mich nicht wenig entsetzet, Jedoch aber ist solches mit meiner glücklichen ersten widerkunfft zu waßer gemacht worden“ StAM 22b Pak. 41 fol 137 f.

süchtige Pracktickten wohl starck In die Nase reibet, Vnd vorhaltet, Vnndt zum Vberfluß höret, ob Er beständige veranttwortung thuen könne, oder nicht [...]“.⁷⁷ Am 22. Oktober 1618 wurde Hartmann vernommen und danach bis zum Abschluß des Verfahrens von Dienst suspendiert. Es wurden Nachforschungen zu Hartmanns Aufenthalt in Dessau angestellt. Die anhaltinische Regierung äußerte sich lobend über seine Fähigkeiten und Verhalten, man bedauerte jedoch, von einer Bestallung durch die hessischen Landgrafen nichts gewußt zu haben.

Welches die tatsächliche Motivation Hartmanns gewesen ist, Marburg mit Frau und Kindern zu verlassen, läßt sich nicht rekonstruieren. Auch was in der Dessauer Affäre schließlich doch zu einer gütlichen Einigung geführt hat, ist unbekannt. Es muß jedoch zu einer Versöhnung mit dem hessischen Landgrafen gekommen sein, da Hartmann in späteren Jahren weiterhin in dessen Diensten stand.

Das Amt eines Leibarztes nahm Hartmann erst in relativ späten Jahren an. Daß er seine Eigung zum Leibarzt selbst nicht besonders hoch eingeschätzt und das Amt 1608 aus diesem Grunde abgelehnt hatte, ist bereits im Zusammenhang mit dem Rücktrittsgesuch Hermann Wolffs erwähnt worden.⁷⁸ Hartmann schrieb: „So ist es doch an deme, wie E.f.g. in gnaden selbstn bewust ist, das Jch dem Studio Medico eine geringe Zeitt obgelegen, vndt mir ein solche scientz vnndt erfharung nicht zuwegen gebracht, das Jch bey mir befinden köntte, das ich zu solchen hohen vnd vertrawlichen ampt bey E.f.g. vorzuschlagen, zugeschweigen mit nichten zugebrauchen sey: vndt mögen E.f.g. mir in gnaden gewißlich zutrawen, wan Jch mich deßen der gebhür genügsam qualificiert sein wüße, das E.f.g. Jch mich der schuldigkeitt nach in vnderthenigkeit nicht entziehen wollte [...]“.⁷⁹ Die Ablehnung des gutbezahlten und angesehenen Amtes zeugt von Hartmanns Verantwortungsgefühl gegenüber dem Landgrafen und seiner Familie und einer wahrscheinlich realistischen Einschätzung seiner Fähigkeiten. Während er als Chemiker bereits große Bedeutung erlangt hatte, dauerte seine intensive Beschäftigung mit der Medizin erst wenige Jahre an.

Dreizehn Jahre später und nach gründlicherem Studium der Heilkunst jedoch fühlte Hartmann sich der Aufgabe am Hof gewachsen und übersiedelte ein drittes Mal nach Kassel, um als Leibarzt dem Landgrafen Moritz und später seinem Sohn Wilhelm V. zu dienen. Der erste Beleg für diese Tätigkeit findet sich in einem Brief vom 3. Juni 1621, in dem Hartmann neben dem Bericht über die Herausgabe eines Kräuterbuchs seinen Fürsten auch über das Wohlbefinden der Familie informierte: „Ferner Vermelde E.gf.gn. underthenig, da es alhier

⁷⁷ Ebd. fol 143.

⁷⁸ Vgl. S. 72 f. dieser Arbeit.

⁷⁹ StAM 22b Pak. 28 fol. 247.

gott lob noch in gutter Weise, Wie E.f.gn. hertzliebste Gemahlin diesen Mittag glücklich Vnd wol alhero angelant, Vnd die fürstliche libe Kinder alhero noch in altem gutten gesunden Wolstand gefunden.“⁸⁰

Hartmanns Beziehungen zur Universität waren in den Jahren nach 1621 nur noch vorübergehender Natur. In den Besoldungslisten wird sein Gehalt allein für den möglichen Fall seiner Anwesenheit vorgesehen. Im Januar 1625 heißt es: „[...] wofern D. Johann Hartman sich wider zur Universitet einstellt, kann er seine bißhero gehabtte – 120. fl. wider haben [...] In eventum, daß D. Hartmannum sich nitt wider einstellen wolte köndtte D. Jacobq Mullery zuo seiner Mathematischen pfession, pro extraordinario pfessor Medicinae angenommen vnndt Jhm Jährlich davon –70. fl gegeben werden“.⁸¹ Es ist davon auszugehen, daß Hartmann in seinen letzten Jahren der Universität Marburg den Rücken zukehrte und sich stattdessen seinem neuen Aufgabengebiet in Kassel zuwandte. Neben seiner ärztlichen Tätigkeit unterrichtete er am „Collegium Mauritianum“.

Nach der 1627 erfolgten Abdankung des Landgrafen Moritz folgte er diesem – im Gegensatz zum anderen Leibarzt Johannes Rhenanus - nicht ins Exil, sondern verblieb in Kassel in den Diensten von Moritz Sohn Wilhelm V. Hartmann starb im Dezember 1631 in Kassel.

Die Biographie Johannes Hartmanns weist zahlreiche Parallelen zu jener des Victorinus Schönfeldt auf. Nicht nur die Fächerkombination von Mathematik und Medizin, sondern auch die ständige Konkurrenz zwischen universitären Verpflichtungen und den Aufgaben im Dienste der Landgrafen bestimmten den Lebensweg beider Ärzte. In beiden Fällen diente die medizinische Professur als Ausgangspunkt für die Bestallung zum Leibarzt. Daß Hartmann im Gegensatz zu Schönfeldt weit über Hessen hinaus bekannt wurde und auch heute noch Beachtung findet, ist auf seine Vorreiterrolle im Gebiet der Chemie zurückzuführen.

⁸⁰ StAM 4a 39 Nr. 96.

⁸¹ StAM 22b Pak. 4. Die Besoldungsliste steht im Widerspruch zu den Ausführungen von Jaensch, der davon ausgeht, daß Hartmann seine Stellungen in Marburg schon 1624 verlor, als Marburg an Darmstadt fiel. Vgl. Paul A. Jaensch, Beiträge zur Geschichte des anatomischen Unterrichts an der Universität Marburg, München und Berlin 1924, S. 781 f. Die Formulierung läßt vielmehr darauf schließen, daß Hartmann freiwillig von der Universität Abstand nahm.



Abb.13 Johannes Hartmann

VI. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Lebens- und Regierungszeit der hessischen Landgrafen Wilhelm IV. (1532-1592) und Moritz der Gelehrte (1572-1632) und fällt damit in eine medizintheoretische Umbruchzeit, die durch die Überwindung einer an antiken Autoritäten orientierten Heilkunde und eine zunehmende Hinwendung zu einer naturwissenschaftlich ausgerichteten Medizin gekennzeichnet war. Die Positionierung sowohl der Landesfürsten als auch ihrer Leibärzte innerhalb dieses Spannungsgefüges aufzuzeigen, soll Anliegen dieser Arbeit sein.

Das Verhältnis der beiden Fürsten zur Medizin ist unter den drei Aspekten der persönlichen Betroffenheit von Krankheiten, der Stellung zur Wissenschaft und der Medizinalgesetzgebung untersucht worden. Es konnte dabei gezeigt werden, daß Wilhelm IV. weitgehend traditionellen medizinischen Konzepten verpflichtet blieb, während sein Sohn Moritz sich insbesondere in seiner Förderung der Alchemie als fortschrittlicher Landesfürst erwies.

Bei den Leibärzten der hessischen Landgrafen handelte es sich um eine sehr heterogene Personengruppe, die zumeist neben dem Amt des Hofmedicus eine Reihe von weiteren Funktionen ausübte. Anhand von Einzelfallstudien (Johannes Rhenanus, Jacob Mosanus, Gebrüder Wolff) wurde gezeigt, daß die Leibärzte sich in ihrer Biographie sowie in Art und Dauer der Anstellung am Hof sehr unterschieden. Im Rahmen der Bestallungsverträge wurde dieser Vielseitigkeit zumeist Rechnung getragen.

Als wichtigstes medizinalpolitisches Werk der betrachteten Epoche ist die 1616 von Landgraf Moritz erlassene Medizinalordnung zu nennen, die im Kontext einer Vielzahl von Gesetzeswerken gesehen werden muß, die zur gleichen Zeit in anderen deutschen Fürstentümern entstanden. Die hessische Ordnung trägt der spezifischen Situation des Landes insofern Rechnung, als die unter Moritz protegierte Iatrochemie Eingang findet. Ein Einfluß der Leibärzte auf Entstehung und Durchsetzung der Medizinalordnung kann vermutet werden.

Die Beziehungen der hessischen Leibärzte zur Marburger Universität waren vielfältig, da eine große Zahl der Mediziner parallel oder in zeitlicher Folge zur Anstellung am Hofe auch als Universitätsprofessoren tätig war. Im Falle von Konflikten zwischen beiden Tätigkeitsbereichen entschied man sich zumeist für den (höher dotierten) Dienst als Leibarzt.

Literaturverzeichnis

Ackerknecht, Erwin H.: Geschichte der Medizin. 3. überarb. Aufl. Stuttgart 1977.

Aumüller, Gerhard: Ärztliche Versorgung und Leitung der hessischen Hohen Hospitäler im 16. und 17. Jahrhundert. In: Friedrich, Arnd / Heinrich, Fritz / Vanja, Christina: Das Hospital am Beginn der Neuzeit. Soziale Reform in Hessen im Spiegel europäischer Kulturgeschichte. Petersberg 2004. S.79 – 92.

Aumüller, Gerhard: Cordus' Vorfahren und Nachkommen. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Band 95 (Sonderdruck). Kassel 1990.

Aumüller, Gerhard: Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen (1504 – 1567) – Seine Krankheiten und seine Ärzte. Jahrbuch für Hessische Landesgeschichte (im Druck).

Bechstein, Reinhold: Aus dem Kalender-Tagebuche des Wittenberger Magisters und Marburger Professors Victorin Schönefeld 1555-1563. Ein Beitrag zur Universitäts- und Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Rostock 1875.

Benzenhöfer, Udo (Hg.): Paracelsus. Darmstadt 1993.

Bergell, Peter: Die Krankheit Philipps des Grossmütigen und ihre Bedeutung für die Reformationgeschichte. In: Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde. Band 50. 1917. S. 216 – 229.

Berns, Jörg Jochen (Hg.): Marburg-Bilder. Eine Ansichtssache. Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten. Band 1. Marburg 1995.

Berns, Jörg Jochen / Ignasiak, Detlef (Hg.): Frühneuzeitliche Hofkultur in Hessen und Thüringen. Erlangen / Jena 1993. (Jenaer Studien Band 1)

Bleker, Johanna: Chemiatriische Vorstellungen und Analogiedenken in der Harndiagnostik Leonhart Thurneissers (1571 und 1576). In: Sudhoffs Archiv. Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte. 1976 Band 60. S. 66-75.

Borggreve, Heiner / Lüpkes, Vera / Ottomeyer, Hans (Hg.): Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa. Eurasburg 1997.

Braasch-Schwersmann, Ursula / Schneider, Hans / Winterhager, Wilhelm Ernst (Hg.): Landgraf Philipp der Großmütige 1504-1567. Hessen im Zentrum der Reformation.

Buck, August / Kauffmann, Georg / Spahr, Blake Lee / Wiedemann, Conrad (Hg.): Europäische Hofkultur im 16. und 17. Jahrhundert. 3 Bände. (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung Band 8-10) Hamburg 1981.

Caesar, Iulius (Hg.): Catalogus studiosorum scholae Marpurgensis. Neudruck Nendeln (Liechtenstein) 1980.

Caesar, Julius (Hg.): Urbs et Academia Marpurgensis succincte descripta et typis efformata a Wilhelmo Dilicho. Marburg 1867.

Christoffel, Hans: Grundzüge der Uroskopie. In: Gesnerus. 1953 Band 10. S. 89-122.

Cordus, Euricius: Der englische Schweiß 1529. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Gunter Mann. Marburg 1967.

Demandt, Karl E.: Geschichte des Landes Hessen. 2. neubearbeitete und erweiterte Auflage Kassel 1972 (ND 1980).

Demandt, Karl E.: Rheinfels und andere Katzenelnbogener Burgen als Residenzen, Verwaltungszentren und Festungen 1350-1650. Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission Neue Folge Band 5. Darmstadt 1990.

Dübber, Irmgard: Zur Geschichte des Medizinal- und Apothekenwesens in Hessen-Kassel und Hessen-Marburg von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Krieg. Diss. Marburg 1969.

Elias, Norbert: Die höfische Gesellschaft. Neuwied / Berlin 1969.

Fischer, Alfons: Geschichte des deutschen Gesundheitswesens. 2 Bände. Hildesheim 1965 (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1933).

Fischer-Mauch, Ute: Zum Verhältnis Apotheker / Arzt in Hessen. Bemühungen in Gießen um eine Novellierung der rechtlichen Grundlagen (um 1700). Stuttgart 1995. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie 69)

Fuhrmeister, Erwin: Johannes Dryander Wetteranus. Diss. Halle 1920.

Furdell, Elizabeth Lane: The Royal Doctors 1485 – 1714. Medical Personnel at the Tudor and Stuart Courts. New York 2001.

Ganzenmüller, Wilhelm: Beiträge zur Geschichte der Technologie und der Alchemie. Weinheim 1956.

Ganzenmüller, Wilhelm: Das chemische Laboratorium der Universität Marburg im Jahr 1615. In: Medizinhistorisches Journal Band 2. 1967. S. 68 – 77.

Glagau, Hans (Hg.): Hessische Landtagsakten. Erster Band: 1508 – 1521 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 2). Marburg 1901.

Gundel, Hans Georg: Die Statuten der Universität Marburg von 1560. In: W. Heinemeyer / T. Klein / H. Seier (Hg.): Academia Marburgensis. Beiträge zur Geschichte der Philipps Universität Marburg Band 1. Marburg 1977. S.111-181.

Gundlach, Franz (Hg.): Catalogus Professorum Academiae Marburgensis. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität in Marburg von 1527 bis 1910. Marburg 1927.

Gutbier, Ewald: Die Besoldungsverhältnisse an der Universität Marburg zur Zeit des Landgrafen Philipp des Großmütigen. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde. Band 56. Kassel 1927. S. 55-71.

Hautz, Johann Friedrich: Geschichte der Universität Heidelberg. 2 Bände. Mannheim 1862/64.

Heinemeyer, Walter (Hg.): Das Werden Hessens (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 50). Marburg 1986.

Heinemeyer, Walter / Pünder, Tilman (Hg.): 450 Jahre Psychiatrie in Hessen. Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen 47. Marburg 1983.

Hermelink, Heinrich / Kaehler, Siegfried A.: Die Philipps-Universität zu Marburg 1527-1927. Fünf Kapitel aus ihrer Geschichte (1527-1866). 2. Aufl., unveränd. Nachdruck. Marburg 1977.

Herzog, Markwart: Scharfrichterliche Medizin. Zu den Beziehungen zwischen Henker und Arzt, Schafott und Medizin. In: Medizinhistorisches Journal. Band 29. Stuttgart / New York 1994. S. 309-332.

Heyers, Rolf: Dr. Georg Marius. Diss. Würzburg 1957.

Hildebrand, Bruno (Hg.): Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Grossmüthigen. Marburg 1848.

Hirsch, August (Hg.): Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. 3. Auflage. München / Berlin 1962.

Hof, Axel: Der soziale Ort der Gesundheit. Topographische Bibliographie zur Sozialgeschichte des Fürsorge-, Hospital-, Medizinal- und Wohlfahrtswesens. Regensburg 2000. (Studien zur Geschichte des Spital-, Wohlfahrts- und Gesundheitwesens Band 4)

von Hoffmeister, Alexander: Das Medizinalwesen im Kurfürstentum Bayern. Wirken und Einfluß der Leib- und Hofärzte auf Gesetzgebung und Organisation. (Neue Münchner Beiträge zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften, Medizinhistorische Reihe Band 6) München 1975.

Jaensch, Paul A.: Beiträge zur Geschichte des anatomischen Unterrichts an der Universität Marburg. In: Ergebnisse der Anatomie und Entwicklungsgeschichte (3. Abteilung der

Zeitschrift für die gesamte Anatomie). 25. Band. Herausgegeben von Erich Kallius. München / Berlin 1924.

Jütte, Robert: Ärzte, Heiler und Patienten. Medizinischer Alltag in der frühen Neuzeit. München / Zürich 1991.

Jüttner, Guido: Wilhelm Gratarolus, Benedikt Aretius. Naturwissenschaftliche Beziehungen der Universität Marburg zur Schweiz im sechzehnten Jahrhundert. Diss. Marburg 1969.

Konert, J.: Vom Steinschnitt zur Nierentransplantation. Ein medizinhistorischer Rückblick auf die Entwicklung der Urologie. Stuttgart 2002.

Körtgen, Andreas: Die Gesundheit des Fürsten. Diätetische Vorschriften für eine herausgehobene Menschengruppe von der Antike bis zum Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. In: Marburger Schriften zur Medizingeschichte. Frankfurt am Main / Bern 1982.

Krüger-Löwenstein, Uta: Die Rotenburger Quart. Marburg 1979.

Küch, F.: Beiträge zur ältesten Geschichte der Marburger Universität. In: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Band 56, 1927, S. 1-43.

Lammert, Gottfried: Geschichte der Seuchen, Hungers- und Kriegsnoth zur Zeit des Dreissigjährigen Krieges. Unveränderter Nachdruck der Auflage von 1890. Niederwalluf bei Wiesbaden 1971.

Lemberg, Margret: Juliane Landgräfin zu Hessen (1587-1643). Eine Kasseler und Rotenburger Fürstin aus dem Hause Nassau-Dillenburg in ihrer Zeit. Darmstadt / Marburg 1994.

Lemberg, Margret: Die Wolffsche Stiftung. Eine segensreiche Einrichtung mit nahezu 400-jähriger Geschichte. In: Marburger UniJournal. Sonderausgabe Januar 2000. S. 22-23.

Lichtenthaeler, Charles: Geschichte der Medizin. Köln 1975.

Lenz, Hans Gerhard: Johann Thölde: ein Paracelsist und 'Chymicus' und seine Beziehung zu Landgraf Moritz von Hessen-Kassel. Diss. Marburg 1981.

Löwenstein, Uta: *Gros Gut ward darzu angewandt* – Die Hochzeit des Landgrafen Wilhelm IV. in Marburg im Jahre 1566. In: Jörg Jochen Berns (Hg.): Marburg-Bilder. Ein Ansichtssache. Zeugnisse aus fünf Jahrhunderten. Band 1. Marburg 1995. S.165-187.

Losch, Philipp: Johannes Rhenanus, ein Casseler Poet des siebzehnten Jahrhunderts. Diss. Marburg 1895.

Malettke, Klaus: Der Dreißigjährige Krieg in Hessen und seine Folgen. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Band 51, Marburg 2001.

Meinel, Christoph (Hg.): Die Alchemie in der europäischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. Wolfenbütteler Forschungen Band 32. Wiesbaden 1986.

Menk, Gerhard (Hg.): Landgraf Moritz der Gelehrte. Ein Calvinist zwischen Politik und Wissenschaft. In: Beiträge zu hessischen Landesgeschichte. Band 15. Marburg 2000.

Meschede, Kurt: Das Elisabeth-Hospital zu Marburg an der Lahn. Ein bau- und medizingeschichtliches Denkmal aus der Nach-Stauferzeit. In: Medizinhistorisches Journal. Band 4. 1969. S. 139-167.

Mithoff, Hector Wilhelm Heinrich: Mittheilungen über die Familie Mithoff bürgerlicher und geadelter Linie. Hannover 1881.

Moran, Bruce T: Court Authority and Chemical Medicine: Moritz of Hessen, Johannes Hartmann, and the Origin of Academic Chymiatria. In: Bulletin of the History of Medicine. Band 63. 1989. S. 225-246.

Moran, Bruce T.: The alchemical world of the german court. Occult philosophy and chemical medicine in the circle of Moritz of Hessen (1572-1632). Stuttgart 1991.

Moritz, Werner: Das Hospital im späten Mittelalter. In: 700 Jahre Elisabethkirche in Marburg 1283-1983, Ausstellung des Hessischen Staatsarchivs Marburg, Katalog 6, Marburg 1983.

Morys, Peter: Medizin und Pharmazie in der Kosmologie Leonhard Thurneissers zum Thurn (1531-1596). Diss. Marburg 1981.

Multhaus, Robert: Medical Chemistry and "The Paracelsians". In: Bulletin of the History of Medicine. Band 28. 1954. S.101-126.

Nolte, Cordula: Der kranke Fürst. Vergleichende Beobachtungen zu Dynastie- und Herrschaftskrisen um 1500, ausgehend von den Landgrafen von Hessen. In: Zeitschrift für historische Forschung (27). Berlin 2000. S. 1-36.

Nowosadtko, Jutta: Wer Leben nimmt, kann auch Leben geben – Scharfrichter und Wasenmeister als Heilkundige der Frühen Neuzeit. In: Medizin, Gesellschaft und Geschichte Band 12, 1993. S. 43-74.

Nutton, Vivian: Medicine at the Courts of Europe, 1500-1837. London / New York 1990.

Pagel, Walter: Paracelsus. An Introduction to Philosophical Medicine in the Era of the Renaissance. Basel / New York 1958.

Paul, Norbert / Schlich, Thomas (Hg.): Medizingeschichte: Aufgaben, Probleme, Perspektiven. Frankfurt / New York 1998.

Petraeus, Heinrich: Encheiridon Cheirurgicum: Handbüchlein oder kurtzer Begriff der Wundartzney. Marburg 1617.

Philipp, Egon: Das Medizinal- und Apothekenrecht in Nürnberg. Zu seiner Kenntnis von den Anfängen bis zur Gründung des Collegium pharmazeuticum (1632). Frankfurt 1962. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie 3)

Quecke, Kurt: Die Geschichte der Medizinischen Fakultät der Universität Marburg. In: Das Gesundheitswesen in Hessen. Mainz 1962.

Rausch, Ute: Das Medizinal- und Apothekenwesen der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und des Großherzogtums Hessen unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Starkenburg. In: Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte. Band 33. Darmstadt und Marburg 1978.

Ritter, Joachim / Gründer, Karlfried (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt 1976.

Rommel, Christoph v.: Geschichte von Hessen. Band 5, Kassel 1835 und Band 6, Kassel 1837.

Rothschuh, Karl E.: Konzepte der Medizin in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart 1978.

Russell, Andrew W. (Hg.): The Town and State Physician in Europe from the Middle Ages to the Enlightenment. In: Wolfenbütteler Forschungen Band 17. 1981.

Schelenz, Hermann: Geschichte der Pharmazie. Berlin 1904.

Schelenz, Hermann: Wohlfahrtsbestrebungen in Hessen vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert. In: Deutsche Geschichtsblätter, XVI. Band Heft 9, 1913, S. 229-243.

Schipperges, H. / Seidler, E. / Unschuld, P.: Krankheit, Heilkunst, Heilung (Veröffentlichungen des Instituts für historische Anthropologie, Band 1). Freiburg / München 1978.

Schipperges, Heinrich: Krankheit und Kranksein im Spiegel der Geschichte. Berlin/Heidelberg 1999.

Schmitz, Rudolf: Die Naturwissenschaften an der Philipps-Universität Marburg 1527-1977. Marburg 1978.

Schwartz, Friedrich-Wilhelm: Idee und Konzeption der frühen territorialstaatlichen Gesundheitspflege („Medizinische Polizei“) in der ärztlichen und staatswissenschaftlichen Fachliteratur des 16.-18. Jahrhunderts. Diss. Frankfurt 1973.

Schultheis, Theodor: Mitteilungen von der Nutzung der Wildunger Quellen als Heilwasser im 16. Jahrhundert. In: Geschichtsblätter für Waldeck, Band 71, Arolsen 1983, S. 69-82.

Schultz, Uwe (Hg.): Die Geschichte Hessens. Stuttgart 1983.

Schulz, Senta: Wilhelm IV. Landgraf von Hessen-Kassel (1532-1592). Diss. München 1941.

Schütt, Hans-Werner: Auf der Suche nach dem Stein der Weisen. Die Geschichte der Alchemie. München 2000.

Stolberg, Michael: Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit. Köln 2003.

Strieder, Friedrich Wilhelm: Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte. Kassel 1797.

Stutte, Hermann: Ein historischer Fall von Triarchie. Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen. In: Zeitschrift für Altersforschung Band IV, Heft 4. Dresden und Leipzig 1952. S. 349-355.

Varrentrapp, C.: Landgraf Philipp von Hessen und die Universität Marburg. Marburg 1904.

Wilbertz, Gisela: Scharfrichter, Medizin und Strafvollzug in der frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für historische Forschung Band 26. Berlin 1999. S. 515-555.

Zimmermann, Ludwig (Hg.): Quellen zur Verwaltungsgeschichte Hessischer Territorien: Der ökonomische Staat Landgraf Wilhelms IV. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XVII.2). Marburg 1934.

Marburger Frühdrucke 1527-1566. In: Schriften der Universitätsbibliothek Marburg 33. Marburg 1987.

Personenverzeichnis

Botter, Heinrich

Heinrich Botter stammte aus Holland, hatte in Padua studiert und wurde 1576 Professor der Medizin an der Universität Marburg, wo er jedoch nur bis 1578 verblieb. 1579 wurde er durch Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel zum Leibarzt bestellt. Anschließend wurde er Leibarzt in Jülich und starb 1617 in Köln als kaiserlicher Rat und Leibarzt des Kurfürsten von Köln.

Braun, Nicolaus

Braun wurde 1558 in Marburg geboren. 1591 promovierte er dort zum Doktor der Medizin und wurde 1597 außerordentlicher Professor der Medizin in Vertretung der abwesenden Brüder Wolff. Ab 1599 wurde er ordentlicher Professor der Physik, später wieder der Medizin. 1624 wechselte er an die Universität Gießen. Braun starb am 24.5.1639.

Cellarius, Paulus

Cellarius wurde als Sohn des Hofchirurgen Paul Kellner in Kassel geboren und absolvierte sein Studium in Tübingen. 1583 wurde er ordentlicher Professor an der Universität Marburg. Daneben arbeitete er als Arzt in den Hospitälern Haina und Merxhausen. 1583 wird er als Leibarzt der Landgrafen Wilhelm und Ludwig erwähnt. Gestorben am 14.1.1621

Combach, Johannes

Geboren wurde Johannes Combach am 5.12.1585 in Wetter als Sohn eines Stadtbaumeisters. Nach Studienaufenthalten in Marburg und Oxford wurde er 1610 außerordentlicher Professor der Philosophie, 1612 dann ordentlicher Professor der Physik in Marburg. Nach der Besitznahme Marburgs durch den Landgrafen von Hessen-Darmstadt und der Hinwendung zum reformierten Glauben nahm Combach 1625 eine Predigerstelle in Felsberg an. Ab 1634 war er als ordentlicher Professor der Theologie in Kassel tätig. Combach starb am 10.6.1651. Sein jüngerer Bruder Ludwig Combach diente dem Landgrafen Moritz und seinem Sohn Wilhelm V. als Leibarzt.

Ellenberger, Heinrich

Geboren um 1570 in Homberg, promovierte Ellenberger 1600 zum Doktor der Medizin. Ab 1601 wurde er in der Nachfolge Hermann Wolffs ordentlicher Professor der Medizin in Marburg. Nach Entlassungsverhandlungen wirkte er ab 1607 als Physicus in Friedberg. 1609 wurde er fürstlich madenburgischer Leibmedicus in Halle, wo er 1624 starb.

Epp, Joachim (Apotheker)

Epp wird 1583 erstmals in einer Marburger Chronik erwähnt. 1593 errichtete er vermutlich eine Apotheke in der Stadt. Es liegt darüberhinaus eine undatierte Bestallung als Hofapotheker durch den Landgrafen Moritz vor. Epp starb 1617.

Gillen, Arnold

Gillen wurde 1586 in Kassel geboren. Vermutlich studierte er in Basel und erwarb dort auch die medizinische Doktorwürde. 1619 ging er als Leibarzt nach Güstrow, vor 1623 kehrte er nach Kassel zurück, praktizierte dort als Arzt und unterhielt einen Botanischen Garten. Daneben diente er dem Landgrafen Moritz als Leibarzt und im chemischen Laboratorium. Gillen starb 1633 in Kassel.

Hartmann, Johannes

Hartmann wurde am 14.1.1568 in Amberg in der Oberpfalz geboren und erlernte zunächst das Handwerk des Buchbinders. 1591 erwarb er den Magistertitel an der Universität Marburg und wurde 1592 zum Professor der Mathematik berufen. 1609 erhielt er den ersten Lehrstuhl für Chymie. Hartmann diente dem Landgrafen Moritz und seinem Sohn Wilhelm V. als Leibarzt. Er starb am 7.12.1631 in Kassel.

Hyperius, Johann Albert

Johann Albert war der Sohn des Theologieprofessors Andreas Hyperius. Nach dessen Tod 1564 ermöglichte Landgraf Wilhelm ihm das Studium in Padua, wo er 1586 zum Doktor der Medizin promovierte. Während dieser Zeit korrespondierte Hyperius mit Wilhelm über Fragen der Botanik und sandte ihm Samen und andere Pflanzenbestandteile nach Kassel. 1587 wurde er von Landgraf Wilhelm zum Leibarzt bestellt.

Maier, Michael

Maier wurde vermutlich 1568 in Kiel als Sohn eines Seidenstickers geboren. Er studierte in Rostock, Frankfurt/Oder und Padua Medizin. 1596 promovierte er in Basel zum Doktor der Medizin. In den Folgejahren praktizierte er in Kiel, Königsberg und Danzig und trat 1609 in den Dienst Kaiser Rudolfs II. in Prag. Nach Aufhalten in England und in Frankfurt/Main trat er 1618 als Medicus und Chymicus in die Dienste Landgraf Moritz'. 1620 verlegte er seinen Wohnsitz nach Magdeburg, wo er 1622 starb.

Marius (Mayer), Georg

Vermutlich 1533 in Würzburg geboren, promovierte er in Heidelberg zum Dr. med. und erhielt 1561 eine medizinische Professur ebendort. Eine Auslandsreise führte ihn nach Montpellier, Bologna und Padua. 1565 wurde er ordentlicher Professor an der Universität Marburg, wo er 1572 zum ersten Mal nach dem Tode Dryanders eine öffentliche Sektion abhielt. Marius diente Landgraf Wilhelm IV. ab 1567 als Leibarzt. 1575 wurde er Arzt in Nürnberg und diente ab 1577 dem Kurfürsten Ludwig VI. von der Pfalz in Heidelberg als Leibarzt. Marius starb am 5.2.1606 in Heidelberg.

Marold, Ortolph

Marold wurde als Sohn eines Amtmanns 1526 in Sülzfeld in der Grafschaft Henneberg geboren. Er studierte ab 1542 an der Universität Wittenberg und promovierte 1556 in Bologna zum Doktor der Medizin. Er diente danach zunächst dem Grafen Georg Ernst zu Henneberg als Leibarzt und ab 1583 auch dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen in der gleichen Funktion. Marold behielt seinen Wohnsitz jedoch in Schmalkalden und starb dort 1595.

Mosanus, Johannes

Jacob Mosanus wurde 1564 in Wees (Weeze) im Herzogtum Kleve am Niederrhein geboren. Mosanus studierte in Oxford und an der Universität Köln Medizin und plante zunächst, sich ebenfalls in London zu etablieren, ging dann aber, nachdem sein Gesuch um Niederlassung abgelehnt wurde, zurück nach Deutschland. Die Jahre 1591 bis 1599 verbrachte er teils in Straßburg und den Niederlanden und verfaßte gemeinsam mit dem Alchemisten Jan Cornelius van Amsterdam eine chemische Abhandlung. Ab 1599 arbeitete er am Kasseler Laboratorium und diente dem Landgrafen Moritz und seiner Familie als Leibarzt. Mosanus starb 1616.

Peträus, Heinrich

Geboren wurde Peträus 1589 in Brotterode bei Schmalkalden als Sohn eines Schultheißen. Er studierte in Marburg und unternahm Reisen durch verschiedene europäische Länder. Seit 1609 war er ordentlicher Professor für Medizin an der Universität Marburg, wo er auch Botanik lehrte. Er war Herausgeber des „Encheiridion Chirurgicum“, eines chirurgischen Lehrbuches, an dessen Entstehung Landgraf Moritz wesentlich beteiligt war. Peträus war der Schwiegersohn von Johannes Hartmann. Er starb durch Suizid am 12.8.1620.

Peucer, Casper

Geboren am 6.1.1525 in Bautzen, studierte Peucer ab 1540 in Wittenberg, unter anderem unter Philipp Melanchthon. Ab 1548 wurde er zum Professor für Mathematik berufen, las daneben aber auch über Anthropologie und Medizin. 1560 Promotion zum Doktor der Medizin und Ernennung zum Professor für Medizin. 1570 wurde er Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen. Als heimlicher Calvinist wurde Peucer ab 1576 auf der Pleißenburg in Leipzig eingekerkert; erst 1586 erlangte er auf Fürbitte des Fürsten Joachim von Anhalt die Freiheit. Er lebte bis zu seinem Tode am 25.9.1602 als Leibarzt und Rat in Dessau.

Pontanus, Abraham (Apotheker)

Abraham Pontanus war der Sohn des Hofapothekers Levinus Pontanus und wurde nach dessen Tode 1577 zum Hofapotheker bestellt

Rhenanus, Johannes

Johannes Rhenanus wurde in Kassel geboren; das Geburtsdatum ist unbekannt. Er war der Sohn des Leibarztes Martin Rhenanus und studierte ab dem Oktober 1609 in Marburg vornehmlich unter Johannes Hartmann, unter dessen Anleitung er auch 1610 den Dokortitel erwarb. Er wurde von Landgraf Moritz 1610 zum Leibarzt bestellt; die Bestallung wurde 1630 unter Erhöhung der Besoldung erneuert. Rhenanus leitete das Laboratorium am Kasseler Hof und diente dem Landgrafen Moritz bis zu dessen Tode als Leibarzt. Sein Sterbedatum ist nicht bekannt.

Rhenanus, Martin

Im Jahr 1579 wird er in den Matrikeln der Universität Marburg aufgeführt. Ab 1594 diente er dem Landgrafen Moritz als außerordentlicher Leibarzt.

Rhodus, Johannes

Gebürtig aus Nastätten in der Niedergrafschaft Katzenelnbogen. Ab 1545 ordentlicher Professor der Medizin an der Universität Marburg. Im Jahr 1550 wurde er durch Landgraf Wilhelm IV. zum Physicus und Leibarzt bestellt. Rhodus starb 1565.

Schönfeldt, Victorinus

Geboren 1525 in Bautzen, erwarb er 1557 den Titel eines Magisters an der Universität Wittenberg. Im selben Jahr wurde er Professor für Mathematik an der Universität Marburg und beschäftigte sich in der Folgezeit mit Mathematik, Astronomie und Medizin. 1566 promovierte er unter Georg Marius zum Doktor der Medizin. Schönfeldt diente Landgraf Wilhelm zu Kassel und Landgraf Ludwig zu Darmstadt als Leibarzt. Er starb am 13. 6. 1592.

Thaurer, Moritz

Thaurer wurde im thüringischen Gräfenenthal geboren, studierte in Jena und promovierte dort 1561 zum Doktor der Medizin. Er wurde 1562 durch den Landgrafen Philipp zum Leibarzt bestellt. Thaurer starb 1604 durch einen Blitzschlag und wurde in der Stiftskirche zu Kassel beerdigt.

Thurneysser, Leonhard

Leonhard Thurneysser zum Thurn wurde 1530 als Sohn eines Goldschmieds in Basel geboren. Er erlernte ebenfalls die Goldschmiedekunst, beschäftigte sich aber zugleich mit der Medizin, insbesondere mit den Schriften des Paracelsus. Nach mehreren Jahren des Wanderlebens, in denen Thurneysser sich insbesondere mit Bergbau und Hüttenwesen beschäftigte, wandte er sich schließlich endgültig der Medizin, Alchemie und Astrologie zu, ohne jemals eine akademische Ausbildung in diesem Bereich genossen zu haben. Er diente dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg als Leibarzt und veröffentlichte verschiedene Schriften zu Fragen der Alchemie und der medizinischen Diagnose aus Harnproben. In den Jahren 1580er Jahren stand er in brieflicher Korrespondenz mit dem Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen-Kassel zu Fragen der Gesundheit des Fürsten und der Urinbeschau.

Thurneysser starb 1595 oder 1596 in Köln.

Weigel, Volquin (Vigelius, Volcuinus)

Weigel wurde etwa 1516 in Wetter geboren und studierte in Marburg, Leuven und Paris. Er wurde 1544 Professor der Mathematik in Marburg und hatte in den Folgejahren das Amt des

Dekans und des Rektors der Universität inne. Ab 1553 diente er Landgraf Philipp von Hessen und ab 1567 seinem Sohn Wilhelm IV. als Leibarzt. Er starb am 24.6.1579 in Kassel.

Wolff, Hermann

Hermann Wolff stammte aus Marburg und war der Bruder des Johannes Wolff. Er studierte ab 1571 an der Universität Marburg, promovierte dort 1585 zum Doktor der Medizin und wurde 1591 ordentlicher Professor und Rektor der Universität. Wolff diente ab 1597 dem Landgrafen Moritz als Leibarzt und Bauverwalter. In letzterem Amt lag der Schwerpunkt seiner Arbeit im Bereich der Schifffahrt und der Errichtung von Schleusen an Werra und Fulda, sowie der Aufsicht über die Bautätigkeit in der Stadt Kassel. Hermann Wolff starb am 9.5.1620 in Kassel.

Wolff, Johannes

Johannes Wolff war der Bruder des Hermann Wolff und studierte ab dem September 1571 in Marburg. 1577 promovierte er in Basel zum Doktor der Medizin. Ein Jahr später wurde er ordentlicher Professor an der Universität Marburg und in den Folgejahren mehrfach Rektor der Universität. Zeitgleich diente er dem Landgrafen Moritz als Leibarzt. Stifter der Wolffschen Stiftung in Ockershausen.

Bildnachweis

Abb. 1 S. 21: Landgraf Moritz und Landgräfin Juliane mit den 14 Kindern der zweiten Ehe, August Erich (?) 1618-1628.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancenfürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 49.

Abb. 2 S. 29: Doppelbildnis Landgraf Wilhelm IV. von Hessen-Kassel und Sabina von Württemberg, Caspar van der Borch (?), Kassel 1577.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancenfürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 248.

Abb. 3 S. 30: Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, unbekannter Stecher, Frankfurt a.M. um 1637.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancenfürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 43.

Abb. 4 S. 34: Moritz von Hessen, Entwurf für zwei Herdstellen und alchemistisches Gerät, um 1629.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancenfürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 358.

Abb. 5 S. 36: Der Alchemist, Philip Galle (?) nach Pieter Bruegel d.Ä.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancenfürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 379.

Abb. 6 S. 38: Aufbahrung des Landgrafen Moritz im Kasseler Schloß 1632.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancenfürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 417.

Abb. 7 S. 39: Landgraf Moritz von Hessen, Christoph Jobst (?), um 1618.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancenfürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 21.

Abb. 8 S. 43: Bestallung Martin Rhenanus 1594. StAM 4b #266 Bestallungsschreiben für Lic. Martin Rhenanus zum außerordentlichen Leibarzt (1594, Januar 1).

Abb. 9 S. 61: Brief Jacob Mosanus an Landgraf Moritz. StAM 4a Nr. 39, 55 Landgraf Moritz Berichte des Leibarztes Dr. Jacob Mosanus. Straßburg 29. Mai 1604.

Abb. 10 S. 64: Oswald Croll, *Basilica chimica*, Frankfurt 1609.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 367.

Abb. 11 S. 70: Hermann Wolff, Zeichnung einer Schleuse. StAM 4a Nr. 39,54 Landgraf Moritz Berichte des Leibarztes und Bauverwalters Hermann Wolff. Brief vom 11. Juli 1601.

Abb. 12 S. 74: Signatur Hermann Wolff. StAM 4a Nr. 39,54 Landgraf Moritz Berichte des Leibarztes und Bauverwalters Hermann Wolff. Brief vom 21. Juli 1601.

Abb. 13 S. 119: Johannes Hartmann. Wilhelm Dilich vor 1626.

aus: Heiner Borggreffe, Vera Lüpkes, Hans Ottomeyer (Hg.), Moritz der Gelehrte. Ein Renaissancefürst in Europa, Eurasburg 1997, S. 397.

Quellenanhang

1. Bestellungen

a) Bestellung des Martin Rhenanus (1594)

StAM 4b #266

Bestellungsschreiben für Martin Rhenanus zum außerordentlichen Leibarzt (1594, Januar 1)

Copia

Licentiat Martino Rhenano

Medico bestallunge

& dan am ersten Januarii

Anno etc 94

Wir Moritz von Gottes gnaden Landgrave zu Hessen, grave zue Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain vnndt Nidda & Thun kundt hiran öffentlich bekennende, das wir Vnßern lieben getrewen, *Martinum Rhenanum* zu Vnßerm Diener vnnd *Extra ordinarii Medico* gnediglichen bestalt vff vnndt angenommen haben vndt thun das hirmitt vnndt in Krafft dieses Brieffs, Also vndt dergestaltt, das er vnser Diener und *Medic⁹ extra ordinarius* auch schuldigk vndt verpflichtet sein solle, vns oder den vnßern, wie auch vnßern Räthen vndt Dienern uff vnßern vndt ihr erfordern vndt begeren zu allen Kranckheiten vnnd gebrechen, die er nach seiner erfahrenheit vnd Kunst zu curiren vermag, wie dieselben nahmen haben mögen, Zum besten vnd treulichsten gerathen sein vnd dieselbigen vmb nachvolgende vnd keine Andere besoldung *curiren* vnd heilen, Auch sich sonsten vff vnßer begeren Inn Alchimistische vnnd ander dergleichen Sachen darin er geübt, sich willig gebrauchen lassen, was er auch in solchem Dienste Vnßer der Vnßern leibs gelegenheit halben so verschwiegenheit bedarf erfahren würde, daßelbig soll er bey sich biß in seine gruben verbleiben gleich In Vnßern Dienste, gnade oder nichtt in gutter geheimb behalten vnd vnß zu nachtheil darvon niemandes ettwas eröffnen. Vns trew, holt, gehorsamb vnd gewertig sein, Vnßern schaden allzeit treulich warnen Vnd sonst Ins gemein alles dasjenige Ausrichtten, thun vnd lassen soll, was eine getreuer Diener vndt *Medicus* seinem Herrn zu thun schuldig vnndt pflichtig ist, Inmaßen er vns solches gelobett einen leiblichen Eyd zu Gott vnnd seinem heiligen Wort geschworen, vnndt dißen seinen Reuersch brieff übergeben, Darentgegen vnnd von solchs

seines Dienstes wegen sollen vnd wollen wir Ihme Järlich vndt eines jeden Jars besonderen Alldieweil dieße bestallung wehren Vnd er in dießen Dienst sein wirdtt an gelde Sechtzig gulden Muntz zue besoldung durch vnßern Cammerschreiber, den Tisch zue Hoff, oder das deputat daruor vnd dann Jars zwo vnßer gewöhnlichen Hoffkleidung durch Vnßern Hofschneider geben vnd entrichten lassen, ohne geuerte, dessen zu Uhrkunt haben wir vns mitt eigen Handen vnterschrieben, vnd vnßer Fürstlich Secret vortruckten lassen, geben zu Caßel den Ersten Januarii Ao~ dmn__ 1594

Moritz Lgzhessen

b) Bestallung Gottfried Beutter (1595)

StAM 4b # 266

Bestallungsschreiben für Dr. Johann Gottfried Beutter zum Leibarzt (1595, April 1)

Copia

Bestallung Doctor Johan Gotfried Beuter

Medius

De dato den 1. Aprilis Ano & 95—

Von Gotes gnaden, Wir Moritz Landtgraue zue Hessen, Graue zue Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain vnndt Nidda & Thun kundt vnndt bekennen hieran öffentlichenn, dass wir den Hochgelehrten, Vnsern lieben Getreuwen Johann Gottfried *Beuterum* der Artzney *Doctorn* vor vnsern Diener Vnndt Leib *Medicum* uff nachvolgende sechs Jahr gnädiglichen bestalt, vff=, vnndt angenommen haben. Vnndt thun das gegenwertig inn vnndt mit Crafft dieses briefs, Also, vnndt dergestalt das er die bestimbte Sechs iahr uber vnser bestalter Leib *Medicus* vnndt Diener seinn, Allhier: oder wir sonstet Innehalt nach gelegenheit der Zeitt vnndt läufte, Vsere Hoffhaltung anstellen würden, seine heusliche wohnung /: die wir Ihme Verordnen lassen wollen :/ haben, vnndt das sichs nach dem Willen Gottes zutrage, das wir, unser Freundtl. Hertzgeliebte Gemahlin, Kindt oder Schwestern mit Leibsschwachheit (welches doch Gott der Almechtige lange Zeit verhuten wolle) beladen würden, Vnß vnndt ihnen vff erfordern nach seinem besten verstandt vnndt vermögen, sonder einiger fernere dann hernach bemelte belohnung treulich zu rathen vnndt zu helfen schuldig sein soll, Da aber

Jemandt von vnsern Rethen, Hoffgesindt, Bürgern oder Inwonern Allhier mitt Krankheit beladen, vnndt ihnen deswegen weleiden wurden, denselbigen mag er vmb ihre gebürliche zimblische belohnung auch nach seinem besten vermögen Vnverdrossen behülflich vnndt gerathen sein, Er soll sich auch sonsten in allem demienigen das einen getreuen vnnd Vffrichtigen *Doctori* der *Medicin* eignet vnnd gebürt vnndt ihme seine *Facultet* der Artzney vfferlegt treulichen gehalten Vnndt deßfalls keinen Mangel ahn ihm erscheinen. Auch vnsern vnndt der Vnsern geheimb den er vnsern oder ihrer L. Lg leibgelegenheidt halber erföhret, bey sich in guter Verschwiegenheit biß in seine grueben bleiben lassen Vnndt vns zue nachtheile oder Verkleinerung niemandt offenbaren, vnser bestes fordern vnndt werben vnndt schaden Alletzeit treulich weren, Inmassen er vnß daßelbig gelobt, einen leiblichen Eydt zu Gott vnndt seinem heiligen wortt zu schweren vnndt dißen seinen Reversch brieff übergeben hatt.

Darentgegen vnnd von solches seines Dienstes wegen sollen vnndt wollen wir ihm die bestimbten Sechs Jar über jährlich vnnd jedes Jahr besonderenn, Einn Hundert vnndt Fünnfzig gulden Dienstgelts den gulden zu zwanzig sechs Alb =, durch vnsern Cammerschreiber, Ahn Korn Acht Viertell, Ahn Erbeiß acht metzen, ahn bier ein Fuder, Ein Heidtochsen, zwey Schweine, Vier Hemmell, vnndt das Jahr zweymahl vnser gewöhnliche HoffKleydung uff sich vnnd einen Diener, bewandtliches iedesmahl Neun ehln Lundisch tuch vnndt Acht ehln Barchent, dartzu die Kost zu Hoff uff sich vnnd gedachten seinen Diener, oder das *deputat* darvor, neben gentzlicher Fütterung, Item beschlag gelt, auch Hew vnnd Stro uff zwey Pferde, Alleß durch unsere dazu verordnete, deßgleichen eine freye wonung Vnndt uber dass Jährliches viertzehen Claßter Brennholtz, zu seiner befeuerung beschaffen lassen. Auch ihme vor zimblischen Pferdtschaden, was er dessen in Vnserm Dienste kundtlichen vnndt erweßlichen erleiden würdet, Vnserer Hoffordnung gemeß stehen. Vnndt uber dies erlauben wir ihme, dass er Innmittelst, wan wir vnser geliebte Gemahlin, Kindt oder Schwestern nicht mit leibs schwachheiten leladen seindt, das er seine *liberam praxin exerciren* vnndt andere benachbarten in ihren schwacheiden Auch inratig sein mag. Doch das er iedertzeit, wan er Verreisen will, Vns solchs zuvorderst Antzeige, Darmit wir wissen mögen, wo er uff unverhofft Fall wir seiner in der Eyle bedürffen, Antzutreffen sye, Vnndt soll nach Ablauf obbestimbter Sechs Jahr dieße bestallung gentzlichen erloschen sein, vnndt sowohl vns Als ihme freystehen lenger darbey zu verharren, oder daran abzustehen nach ieders willen vnndt wahlgefallen ohne geverde.

Dessen zu Vhrkunt haben wir dießen brieff mit eigen Handen Vndterschrieben, Vnndt Vnser Fürstlich *Secret* vorttruckenn laßenn. Geschehen in Vnser Satt Vnndt Vestung Cassel den Ersten Aprilis *Anno Domini* & 1595_____

Moritz Lgzhessen

2. Briefe des Jacob Mosanus

a) Brief vom 30. März 1602

StAM 4a Nr 39, 55

Landgraf Moritz

Berichte des Leibarztes Dr. Jacob Mosanus

Durchlauchtiger hochgeborner Fürst und herr E.F.G. seint mein unterthanigen dienst jederzeit zuvor genädiger herr etc. Ich solt E.F.G. in underthanigkeit nicht pergen, welcher gestalt der liebe godt uns alhier im schloss bis anhero bey leibs gesontheit erhalten, allein das die Hertinghauserin nach dem gesterigen paroxismus, der dan der vierte gewesen, mat und schwach ist, jedoch will ich hoffen es solle ihr am leben nicht schaden, bitte gleich wohl E.F.G. unterthäniglich, sie wollten mihr auff mein vorigen schreiben eine genädige antwort lassen erlangen, damit ich wissen müchte, wie ich es mit diesen patienten halten soll, wen es sich nicht baldt zur besserung schicken wolt.

Mit Rolhausen ist es noch im vorigen standt, und lest sich seine tertiana ansehen, als wollte sie in einer quotidiana verenderen und noch so balt nicht nachlaßen.

E.F.G. hoffprediger Mr. Masmundus ist am vergangene sonntag zu nacht in Godt seliger entschlafen, Godt der almechtige verlehe ihm eine fröliche aufferstehung. Am vergangenen Sontag umb sex uhren des abents ist E.F.G. cammermeister jungste sonchen von einer windelstein hinunder gefallen, ist 36 stunden sprachlos gelegen und kein aug selber auff gethan sine sensu, sine visu, sine auditu liggen blieben, und seint ihm die augen all erstarret und sine motu gewesen, das wen man ihm auch mit einem finger in die augen auff dem apfell gegriffen, er sich dessen nichts angenommen. Nach der zeit aber hat er wider angefangen zu reden, zu sehen zu hören, doch kann er die palpebras nicht auff thun, und bleiben ihm auch

die augen äpffell steiff stehn, und immobiles. Paralysis hat ihm die linke seyten gahr eingenommen.

Der Burkgraff hat auch dem podagra einen stoss aus hegalten, ist aber itzo wieder etwas besser worden.

Hiermit thu ich E.F.G. dem allerhochsten zu glucklicher regierung, langes leben, stetiger gesuntheit und allem Christfürstlichen wohlstandt und mich der selbigen zu genaden empffehlen.

Cassell den 30 Martij Ao. 1602

E.F.G.

Unterthänigster

J. Mosanus

b) Brief vom 14. Juni 1603

StAM 4a Nr.39,55

Landgraf Moritz

Berichte des Leibarztes Dr. Jacob Mosanus

Dem durchleuchtigen und hochgeborenen Fürsten und hern, Hern Moritzen Landgraffen zu Heßsen, Graffen zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda etc. meinem genedigen fürsten und Hern etc.

Durchleuchtiger hochgebohrner Fürst und herr, E.F.G. seint mein unterthanig schulpflichtigen dienst jeder zeit zuvor genediger fürst und herr.

Ich soll E.F.G. in unterthanigkeit nicht verhalten, das es mit E.F.G. kinder samptlich (dem almechtigen Godt sey lob) und frauenzimer noch gahr wohl sey, und das Herr Wilhelm widerumb so wohl eße, trincke, schlaffe und lustig ist, als niemals zuvor.

Crantius einer vom adel und von Heidelberg auff E.F.G. schul promovirt, hat vorgestern uber hitze geclagt, darzu ich ihm dan also balt etwas verordnet, gestern morgen seint ihm die variolae oder blattern uberm ganzen leib, vornehmlich aber im angesichte und auff der brust aussgefahren; so hab ich ihm gestriges tags also balt in ander logiament in der stadt bestellen und zurichten und ihn hinaufs führen lassen, damit dieselbe schwacheit under der Jungen bursch auff der schulen nicht weiter sua contagione einreiße. Georgen des Trumpeters (so itzo bey E.F.G. auffwartet) töchterlin sol auch gahr hart an der selben kranckheit liggen. Weiters

aber hab ich nicht gewisses vernehmen können, ob sonsten mehr kinder in der stadt dar mit behaftet.

Am vergangen den Montag des nachts umb elff uhrn, bin ich selbst ex colica passione so schwach gewesen, das ich den tag künfftig zu erleben nicht vermeint, sed post unicum horam (darinnen ich dan in einem kalten schweiß gelegen und von mir selbst nicht gewust ob frequentia animi deliquia) remisit dolor, cessavit morbus. Ich befinde wohl alle abent extraordinarie ein wenig frosts, aber es vergehet bald und volget kein hitze daruff.

In der selbigen nacht und fast umb derselben zeit, ist die alte Catherin, und des hern Eliae seine hausfrawe beneben funfft andere weiber in der selbigen gassen, (wie mich Elias gestern selbst mündtlich berichtet) schwach worden, derem etlichen (godt lob) und das meiste heyl wider auff seint, andere quahlen noch daran.

E.F.G. sonsten auff dis mahl in unterthanigkeit vorzutragen, weiß ich nichts mehr, und hab dieses also E.F.G. nicht verhalten sollen, E.F.G. Godt dem almechtigen zur gluckliche regierung, langes leben, stets wehrender gesontheit und mir derselben zu genaden empffehlent.

Cassell den 14. Junij ao. 1603

E.F.G.

Untertheniger schultpflichtiger diener

J. Mosanus

c) Brief vom 6. März 1607

StAM 4b Nr. 478

Landgraf Moritz

Bericht des Leibarztes J. Mosanus

Durchlauchtiger hochgeborener Furst genediger herr, E.F.G. seint meine underthenige schultpfflichtige dienst jderzeit zuvor. Genediger herr E.F.G. soll ich in underthenigkeit nicht verhalten das E.F.G. junge herrschaft und freulein (Godt lob) noch samptlich wohlauff und bey leibs gesontheit sein; allein das fraulein Elisabetha und herr Philips an den henden ein wenig ausgefahren, darzu ich dan ausswendige gebührliche media verordnet, verhoffe es sol sich bald wider verliehren und gäntzlich ausstrucken.

Gestern den 5 uhr haben wihr dem hern Burgermeister Hessen sehligern die letste ehre gezeigt und zur erden bestatten helffen, der almechtige gühtige Godt verleihe ihm und allen Christgleubigen eine frohliche auferstehung. Eustache der frantzosischer junge, den E.F.G. mit auss Franckreich gebracht und alhier bey dem goltarbeitern gewohnet ist vorgestern auch in Godt entschlaffen. Es stehet auch zu besorgen es mit Hans Zigenhan dem postreutern nicht vil anders werden wirt; dan nach dem ich ihm die dolores in dextro hypochondrio ex hepatis obstructione ortus, und ihm den athem gahr nehmen wollen gelindert und weggebracht, ihm auch alle mügliche hülffe aquam purgando et obstructions internorum viscerum aperiendo gebraucht, hatt die Ascites (quae pessima est hydropis species) nicht allein nichts abnehmen wollen, sondern hat täglich zugenommen und sich gestirket; also das ich letstlich bin gezwungen worden, ihm an jdem schenckell eine fontanell öffnen zu lassen, und wiewohl ihm die schenckell alle beyde auss der massen dick gewehsen, so hat das wasser gleichwohl nicht uber 24 stunden fliessen wollen, und seint die löcher also balt wider alle hoffnung zu gangen und der fluss sich verstopffet.

Gestern hab ich ihm auff beyde den schenckeln blahsen auff zihen lassen, wofern solches auch nichts thun wirt, und kein linderung darauff erfolgen solle, so muhs ich ihm den leib eröffnen lassen, und versuchen ob man ihm durch dis letste medio bey dem leben erhalten könne, dan die geschwulst des leibs ist bey gahr zu hefftig das er sich auch nicht mehr regen oder bewegen kan; der almechtige Godt wolle ih verleyhen was ihm sehlig ist.

Sonsten E.F.G. weiss ich auff diss mahl nichts mehr underthänig vorzutragen, dieselbigen Gott dem almechtigen zur glücklichen regierung, langen lebben, leibs gesontheit und allen Furstlichen wohlstant, auch mich deroseligen zu genaden underthanig empffehlent. Datum Cassell den 6 te Martij Ao 1607.

E.F.G.

Underthäniger
schultpfflichtiger
diener

Jacobus Mosanus

3. Briefe Johannes Rhenanus

a) Brief vom 29. Januar 1628

StAM 4a Nr. 39,64

Landgraf Moritz

Berichte des Leibarztes Johannes Rhenanus

Durchlauchtiger Hochgeborener Gnediger Fürst und Herr, alß erschienen Freytag wir nacher Caßell kommen, haben wir uns bey den Medicis daselbst neben vberreichung unsers creditifs angegeben, und audientz begehret, weylen sie aber so balde zu der Jungen fürstin gehen müssen, dabey D. Hartman auch späte verplieben, haben sie uns des Sonabent Morgens umb 7. uhr bescheiden, da wir dann zu ihnen gangen, und nach Inhalt unserer *instruction* die proposition gethan: daruff sie sich dann erkläret, daß sie schuldig weren E.F.G. alle underthenige dienste zubeweysen, weyln aber dieses sachen weren, deren sie für sich selbstn sich nicht mächtigen könten, würden wegen E.F.G. wir zu frieden seyn, daß ihnen gfl. vnd herrn, sie davon referirten, und dero fgl. befehlichs sich erhohlt; darauff sie auch gegen 9. uhren ins schloß gangen, und L. Wilhelms fgn., was wir von ihnen begehret, underthenig hinderbracht, die dann ihnen zur antwortt geben, daß ifgn. Fraw Mutter der Apoteken für diesen albereits begehret, es hetten Ifgn. aber biß noch davon nicht abstehen können, wolten aber nichtstoweniger mit dero leuten darauß reden. Deß nun D. Hartman gegen 2. uhren wieder auß dem schloße kommen, bin ich D. Rhenanus wieder zu ihm gangen, und was sie gutes berichtet mich erkundiget, die mir dann, wie obstehet *referiret*; daruff ich dann nachmahlig ein und ander *argument de novo* agiret, auch vnder anderem disers weyse erwehnet, daß wol versichert were, wie E.F.G. von dero gn. Sohn niemahlen etwas vnbillliches begehret, hielte auch dafür daß, wofern L. Wilhelm Fgl. E.F.G. Söhnlichen ein Landgrafen würden, die die newliches noch mit dem habschiede alles deßen, so in der apoteken, nach inhalt des von uns sambtlichen verfertigten *inventarij*, gl. zufrieden seyn würden, darauff D. Hartman den Sonntag nach der predigt wieder *audientz* gehabt, und die endliche *resolution* bekommen, Ifgn. hetten mit Söhnlichem gehorsam vernommen, was dero gn. herr vatter durch durch Sie, dero *Medicos* an die begehret hatte, befunden sich auch schuldig Ihrer gn. in allen möglichen dingen dihnlich vnd gehorsamlich an handen zu gehen, in maßen die dann auch ihme auff newliches begehren das *Corpus Chymicum* zu laßen befohlen, Sie hetten aber

iederzeit dafür gehalten, es würde gleichwol ein großes auffsehen, so wohl bey frembden leuten alß auch in die Statt daselbsten geben, wann die apoteke im schloße ausgeräumet, vnd anderswoher *transferiret* werden solte, Jedoch, wann E.F.G. ie so hart auff der Apotek besteen würden, mußten Ifgn. aus der noht eine tugend machen, vnd E.F.G. Söhnlichen hirin gehorchen, Ich D. Rhenanus solte, ehe man weiter schritte, E.F.G. zuorderst hiervon underthenig *referiren*, vnd was E.F.G. weitter befehlen würden, deren *Medicis* zu wißen machen, wolten Ifgl. sich also bezeigen, daß E.F.G. wercken befinden solten, wie geflißen die weren, E.F.G. allen möglichen gehorsam zubeweysen.

Weyl wir dann dieses mahl nichts mehr verrichten können, haben wir uns wieder anhero verfügen, vnd E.F.G. underthenige *relation* thun wollen, dero gl. befehlichs ferner erwartende, vnd selbige göttlicher obacht zu langwehrender leybsgesundheyt, und aber zu beharrlichen gnaden trewlich empfehlende. *Signatum* Melsungen, den 29. Januarij 1628.

E.F.G.

undertheniger gehorsamer diener

Joh: Rhenanus

b) Brief vom 24. Februar 1632

StAM 4a Nr. 38,8

Landgraf Moritz

Berichte über dessen Krankheit und Ableben

Aufschrift:

A Monsieur

Monsieur le Docteur Combach Medecin de S.A. d'Hessen

à Cassell.

recto

Ehrenwerter Hochgelahrter großgünstiger Brüderlicher herr vnd freund, deme soll ich in aller eyle aus betrübtem gemüthe nicht verhalten, welcher gestallt Meinem genedigen Fürsten vnd herrn, herrn Moritzen Landgrawen zu heißen etc. dießes tag nach 3. vhren ein beschwerlich

accidents zugestanden, daß in deme man Ifgn auff einen Stuel gebracht, das bette zu machen, dero gantz seltzam worden daß man die mit großer mühe wieder zu bette bringen können, da die dann immer zu einem schlummern gelegen, auch nicht gewust, weder daß man die verbunden, noch daß dero vbel gewesen, haben auch dero gemahlin nicht recht gekennt, vnd seltzam geredt, nur auch ietzo hora septima gekennt, daß die da liegen, vnd seltsame phantasien haben. Der *bubo* ist noch nicht offen, so klagen Ifgn auch vber schmerzen sub regione hepatis. Want dann meine Ifgn vnd Fraw (.wie ich berichtet worden.) so balde nacher Caßell geschrieben, vnd dero sambtliche kinder anhero fordern laßen solten, vnd dann vnsern gfn vnd herrn, herrn Landgraff Wilhelms fgn auch vielleicht nicht wenig daran gelegen. Alß habe jhn ich hiervon vertrawliche advisiren sollen, damit er nach seiner discretion hierin handeln möge, was sich gebührt, vns allerseits Göttlicher obacht empfehlendt
Datum Eschwege den 24. M februarij. 1632

Des herrn C.
dienstwilliger
Freundt
Joh: Rhenanus

4. Medizinalordnung

a) Vorwort

LUB Kassel Mss. Hass. 4° Nr. 278

fol 1

recto

MEDICINAL=ORDNUNG

de 1616

Medicinal Ordnung Unßers von Gottes Gnaden Moritzen Landtgraffen zu Heßen, Graffen zu Catzen Ellnbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda Wie es in Unßerm Fürstenthumb und

Landen, in Sachen Unßserer Unterthanen Leibs gesundtheit, und sonsten *rem Medicam* betreffend, hinführo gehalten werden soll.

Gedruckt zu Marburg Bey Paul Egenolff der löbl: UniversitasBuchtrucker
Anno MDCXVII

fol 2

recto

Wir Moritz von Gottes gnaden Landgraff zu Heßen, Graw zu Catzenellnbogen, Dietz, Ziegenhayn und Nidda, Entbiethen Unßerm Statthalter, Prasidenten, Landtvogten, Ober., und andern Beambten, Renthmeistern, Schultheißen und Befelchs habern auch Burgermeistern, und sonsten insgemeine allen andern Unsern Landtsaßen und Unterthanen Unßere gnad: Und fugen Euch hiemit zu wißen, Nachdem in erhaltung guther leibs,,

verso

gesundtheit und wann jemandts daran was gebricht, in ordentl. *curation* und wiederbringung derselben, nicht weniger denn auch in handthabung eines jeden bey gleich und recht und seiner Zeitlichen Guthern nahrung und friedtlichen wesen, Unßerer Unterthanen und Mannigs wohlfarth bestehet, und hierumb Beydes zu guther *Policey* und der Obrigkeit fleißiger aufsicht und verordnung gehorig; derowegen auch Unßers tragends furstl. Ambts halben, jenes sowohl als auch dießes Unß angelegen, weil Unß glaublich angelangt

fol 3

recto

langt, daß sich hin und wieder unerfahrene Leuth; so die kunst der Artzney nicht studiret, noch sonst darin, als die nothdurft das erfordert, und sichs gehört, weder recht unterrichtet, noch geubt sindt, einschleiffen, des Artzneyens unterfangen, theilß auch durch befragung den daruber er, wahrsager, Seegen sprecher und durch andere dergleichen verbottene und undzulaßige mittel der schwachheiten uhrsachen zu erlernen, auch raht und Guldts zu suchen und zuschaffen sich unterstehen sollen, dardurch aber nicht allein

verso

Gottes gebott, auch Unßere, und Unßere löblichen Eltern und Vorfahren Fürsten zu Heßen, darüber außgangene nutzliche ordnung verrücklich hindan u: zuruck gesetzt, vielfaltig übertretten, die sündte und erste uhrsach aller schwachheiten ja mehr und mehr gehäuffet, und Gott zum höchsten er zürnet, und zu unausbleiblicher eyfferiger straff gereichtt, sondern

auch die Leuth ubel *curirt*, ja gemeiniglich verlähmbdet, oder sonsten verdeubt, auch wohl gar umbs leben bracht werden; So haben Wir solchem so viel muglich

fol 4

recto

lich vor kommen, beneben dem *Collegio facultatis Medica* Unßerer *Universitat* zu Marburg, noch dem allgemein *Collegium Medicum provinciale*, auß hierzu *qualificierten* und füglich artzten und andern gehörigen Personen in Unßerm Fürstenthumb und Landen angerichtet, und darzu forderlich verpflichtet und Eydhafft gemacht, welchem ingesamdt, oder auch einem oder mehrn ihres mittelst insonderheit, ein jeder *Patient*, oder wer sonsten erhaltung seiner Leibsgesundtheit, ihres rahts oder hülff bedürftig, nach

verso

seiner gelegenheit sich in und gegen zu selbigen inner oder äußerlichen Leibsschwachheits und gebrechen sicherlich vertrauen mögen, auch derselben wie gewiße verfaßung und *Medicinalordnung*, wie es das *Collegium* und deßen verwandte Personen unter sich *collegialiter*, und dan auch ein jeder insonderheit in seinem Ambt, so ihme gegen denen bey ihnen samdt oder sonders rath suchenden *Patienten* und dergl. auch in und mit denen darzu gehörigen apothecke und andern sachen halten sollen, verfertigen laßen, Thun

fol 5

recto

Thun demnach dieselbe Unßere *Medicinal Ordnung*, wie die in nach folgenden *Capitibus* in *Puncten* abgefaßet worden, beneben wiederhohlung obangezogener Unßerer und Unßerer Eltern und Vorfahren ordnungen hiermit *publiciret* und ist Unßer gdgster befehl, wille und meinung, daß ihr, und alle Unßere Diener, Beampte, und Unterthanen, Edel und unedel, auch Dero von Adel, Hindersaßen, dergl alle und jede Unßere Leibs, und andere bey Unßer *Universitat* zu Marburg

verso

und sonsten in Unßerem Fürstenthumb und Landten geseßene, oder sich haüßlich verhaltende *Medici*, Wundt,, und andere Ärtzte, Hebammen auch Apotheker, und andere so ihre in beyrichten, dießer Unßerer Ordnung, so viel die einen jeden an seinem orth betreffen möchte, treulich und gehorsamblich nachkommen, und sich deren durchauß gehalten; Darnach sich ein jeder zurichten, und selbst hierunter vor schaden, auch auff gesetzsen straffen vorzusehen und zühüthen

fol 6

recto

zuhüthen wißen wirdt. Geben zu Caßell den 10tn Juny Anno
1616

b) 3. Kapitel. Von den Consultationen und Visitationen

fol 11

recto

Das 3te Cap: Von den Consultationibus und visitationibus Medicis. Wann nun ahn *Decanum* und *Collegas* dießes *Collegii provincialis* geschrieben, und ein *consultatio*, oder auch von denen Zue Ratt geseßenen, ein *collegialis visitatio* begehrt wirdt, so soll der *Decanus* seine *Collegas ad locum Consistorii convociren*, denen die überschickte Brieff zu überlaßen, vorlesen, und ob alle und jede deren *contenta* gnugsamb verstanden, umbfragen, darnechst eines jeden meinung, mit ihren betreffende uhrsachen und grunde erfordern, *protocolliren*, und endl den schluß

verso

darunter setzen, und nach abgehörten sambt und sonderlichen *sententiis* und *votis*, sein selbst *votum* verständtlich, und *per causas deducirt*, darzusetzen, und alß dann einen aus dem *Collegio* hierüber ein außführlich *Consilium cum deductione curationis* stellen laßen und gegen die gebühr dem *Desideranten* zustellen. Mit Stellung dießer *Consiliorum* soll es unter den *Collegis* umbgehen, und derjenige, so die feder führet, *partes duas Salarij*, die andern aber einen einfachen theil oder *quotam* deßelben zu ergötzlich zeit ihrer mühe nehmen; *in visitationibus* soll zu vorderst des krancken *Medicus Ordinarius*

fol 12

recto

Ordinarius sich in *Consistorio* stellen, und entweder schriftlich oder mündtlich den *casum figurire*, und zum [...] geben, darnechst den *Decanum* umb Zween, 3. oder mehr *Adjunctos*, nachdem der *Patient* oder deßen freundt denen mehr oder weniger bitten, welche der *Decanus* entweder vor sich selbst, oder *Sorte elegiren* oder aber der *Patient* etliche *nominatim* begehren würde, alßdann die begerte verordnten, welche ohne erhebliche uhrsachen dießer nicht abschlagen, sondern williglich folgen, und die *Collegialem visitationem* verrichten sollen, nach geschעהner *visitation* dem *Collegio referirren* und ihme dem *Desideranten* darauff

verso

einen ausführlichen rathschlag, wie droben *in consultatione* vermeldet mittheilen. Wäre aber dieße *visitation in morbo contagione*, als *Pesto, Dyenteria, Lepra* etc. zu verrichten, und alßo die *Corporalis visitatio* nicht wohl thunlich, so soll der *Ordinarius* einen schriftl Bericht thun, sich mit einem *Collegial* rathschlag begnügen laßen, und die *curation* außführen. Ob auch etwan sich zutrüge, daß einer durch verwundtung, Gifft, oder andere gewaltsahme verletzung Todts verfahren, und darüber eine *inspectio Medica*, und *deductio Anathomica vulneratarum aut veneno usarum partium*, begehrt würde so soll *Decanus*

fol 13

recto

Decanus provincialis hierzu 2. oder mehr verordtnen, in beyseyn des Schultheißen, etzlicher Raths Verwandten, und eines *Notarii* alles *deduciren, Protocolliren*, und unterschreiben laßen, und gegen die gebühr *Magistratii* oder *petenti parti* mittheilen; Es soll aber alßdann bey solchen ihren geschehenen anzeigungen gelaßen, und mit keinem Eydt oder sonst ferner *in Medicos deducentes* gesetzt oder gedrunen werden. Wann auch *impotentia Virili tatis*, oder sonsten dergleichen *ad concubitum inhabilitas* einfält, und *Collegii Medici judicium*

verso

darüber *requirirt* wirdt, so soll gleicher gestalt *cum inspectione* und gebührlich *Examen*, nach inhalt der *Statuten* angestellt und gehalten werden; aber auch hierbey wie droben bey der *inspection interfecti* vermeidet bleiben. Zu dießen und andern fällen soll der *Decanus* sich alle seine *Collegas* an Eydt statt angeloben laßen, daß Sie sambt und sonders alles nach ihrem gewißen und geleisten Eydt verrichten, verschwiegen seyn, keine sach, daran dem Kranken gelegen, und Dieselbe gern verschwiegen haben wolte, anderen Leuthen offenbahren, sondern in trewlicher geheimb

fol 15

recto

geheimb halten wolle. Endlich wofern *Candidati*, oder andere *Studiosi Medicinae*, so *in facultate* einen guthen *profectum* gethan, mit rath der *Medicorum* sich *in praxi* zu üben lust hätten, sollen sie die *Professores* nicht hindern, sondern Sie mit rath und that befördern.

Verzeichnis der akademischen Lehrer

Meine akademischen Lehrer in Marburg waren die Damen und Herren

Arnold, Aumüller, Basler, Behr, Berger, Bertalanffy, Brandt, Cetin, Czubayko, Dabrock, Daut, Dedner, Eilers, Engenhardt-Cabillic, Fruhstorfer, Geus, Görg, Gotzen, Griss, Grundmann, Gudermann, Happel, Hofmann, Hoyer, Kann, Janich, Klenk, Klose, Koolman, Krieg, Kroll, Kühn, Löffler, Maisch, Mennel, Moll, Moosdorf, Müller, Neubauer, Oertel, Osinski, Remschmidt, Renz, Richter, Röhm, Rothmund, Sahmland, Schäfer, Schmidt, Schnabel, Schüffel, Seitz, Seyberth, Steiniger, Vogelmeier, Voigt, Wagner, Weihe, Werner, Westermann, Wulf.

Danksagung

An erster Stelle möchte ich mich bei meinem Doktorvater, Herrn Prof. Dr. G. Aumüller, für die freundliche Überlassung des Themas und die hervorragende Betreuung über die Jahre der Entstehung dieser Dissertation bedanken. Ohne seine vielfältigen Anregungen und die für mich sehr wertvollen Hinweise sowie das Überlassen von eigenen Transkriptionen und Manuskripten wäre die Beschäftigung mit der Epoche der Frühen Neuzeit und den Originalschriften aus dieser Zeit ungleich schwieriger gewesen. Die Arbeit hätte in dieser Form nicht entstehen können.

Ein herzlicher Dank geht auch an Frau PD Dr. I. Sahmland und an Frau Dr. K. Grundmann für verschiedene Literaturhinweise und die stets freundliche Ermunterung.

Besonders bedanken möchte ich mich bei meinen lieben Eltern Margret Kieseckamp-Salloch und Dr. Michael Salloch, denen ich die Möglichkeit eines sorgenfreien Studiums verdanke und die mir auch bei der Entstehung dieser Dissertation in vielerlei Hinsicht eine große Hilfe waren. Insbesondere herzlichen Dank für die Durchsicht des Manuskripts.

Nicht zuletzt gilt mein Dank meinen Freunden und Mitbewohnern in Marburg für ihre kameradschaftliche Unterstützung während des gesamten Studiums und ihre Ermutigung beim Anfertigen dieser Dissertation.